

Arbeitsleben: eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten

Alheit, Peter; Dausien, Bettina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alheit, P., & Dausien, B. (1985). *Arbeitsleben: eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten*. Frankfurt am Main: Campus Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27761>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Peter Alheit, Bettina Dausien

Arbeitsleben

Eine qualitative Untersuchung von
Arbeiterlebensgeschichten

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit Unterstützung der Universität Bremen



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Alheit, Peter:

Arbeitsleben : e. qualitative Unters. von
Arbeiterlebensgeschichten / Peter Alheit ;
Bettina Dausien. - Frankfurt/Main ; New York :
Campus Verlag, 1985.
ISBN 3-593-33502-6

NE: Dausien, Bettina:

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Copyright © 1985 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen
Druck und Bindung: Beltz Offsetdruck, Hemsbach
Printed in Germany

INHALT

VORWORT	9
EINLEITUNG	11
I ARBEITSERFAHRUNG UND BIOGRAPHIE	
Interdisziplinäre Zugänge zur Fragestellung	15
I Aspekte der subjektiven Bedeutung von Lohnarbeit. Anmerkungen zum Forschungsstand	17
1.1 Abstrakte und konkrete Arbeit als "doppelter Bezug auf Lohnarbeit"	18
1.2 "Widerspruch" und "Ambivalenz" in der Arbeitserfahrung von Frauen	24
1.3 "Partialisierung" und "Entzweigung" der Persönlichkeit	33
1.4 Arbeit und Zeit	41
2 Biographie - theoretische und methodische Implikationen	44
2.1 Ganzheitlichkeit	45
2.2 Binnenperspektive	48
2.3 Zeitlichkeit	50
II ERZÄHLTEXT UND WIRKLICHKEIT	
Methodologische Vorüberlegungen	53
1 Biographisches Erzählen - Fiktion oder Realitätsabbildung?	54
2 Defizite einer vorwiegend "biographischen Konstruktion der Wirklichkeit" <i>Biographie- und Ereignisträger (S.59) - Erfahrungs- und Ereigniskette (S.60) - Soziale Rahmen (S.61) - Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (S.61)</i>	59
3 Zur Problematik invarianter "Texturen"	65
4 Lebenskonstitution und Lebenskonstruktion	67

III ARBEITSLEBEN - LEBENSARBEIT	
Aspekte einer empirisch fundierten Theorie. Vier Fallstudien	75
1 Das empirische Material	77
1.1 Forschungskontext und Methoden	77
<i>Interviewmethode (S.78) - Transkription (S.80)</i>	
1.2 Auswahl der Interviews für die Fallstudien	80
<i>(Arbeits-)biographischer Verlauf (S.83) - Erfahrungsbe-</i> <i>reich "Arbeit" (S.83) - Erzählte Lebensgeschichte (S.84)</i>	
2 Interpretationen und Hypothesen	84
2.1 Auswertungsansatz	84
<i>Voraussetzungen der Interpretation - erste</i> <i>Analyseschritte (S.86) - Interpretationsrahmen (S.88)</i>	
2.2 Interpretationsebene I:	
Analyse der biographischen Verlaufsstruktur	89
2.2.1 Explikation der Interpretationsebene I	90
2.2.2 Beschreibung und Interpretation der biographischen Verlaufsstruktur	94
2.2.2.1 Willi Becker: Biographische Verlaufsstruktur	95
2.2.2.2 Ernst Hellberg: Biographische Verlaufsstruktur	101
2.2.2.3 Jürgen Mahnke: Biographische Verlaufsstruktur	106
2.2.2.4 Gisela Kersting: Biographische Verlaufsstruktur	110
2.2.3 "Arbeitsbiographien". Ergebnisse der Verlaufsstrukturanalyse	116
2.2.3.1 "Normalbiographie" und "Arbeitsbiographie"	117
2.2.3.2 Zur Komplexität von "Arbeitsbiographien"	118
2.2.3.3 Arbeit und konditionelle Determination	119
2.2.3 Interpretationsebene II: Thematische Analysen	120
2.3.1 "Dokumentierende Interpretation"	122
2.3.1.1 Willi Becker	125
<i>"Arbeitskompetenz" (S.126) - Selbstbewußtsein in</i> <i>bezug auf den Lohn (S.132) - Selbstbewußtsein</i> <i>gegenüber Vorgesetzten (S.135) - Flexibilität und</i> <i>relative Autonomie in bezug auf die Arbeitsaus-</i> <i>führung (S.143) - "Kollegialität" (S.145) - Soziale</i> <i>Beziehungen (S.146) - Kollegiale Solidarität</i> <i>gegen den Arbeitgeber ("Lohnarbeiterstandpunkt")</i> <i>(S.154) - Grenzen der Handlungsautonomie (S.159)</i>	

2.3.1.2 Erste Zwischenbemerkung	164
2.3.1.3 Ernst Hellberg <i>Lohnarbeit (S.165) - Lohn (S.167) - Belastung durch die Schichtarbeit (S.172) - "... da ging es bergauf" (S.176) - "Eigenarbeit" (S.191) - "Arbeit als Ausgleich zur Arbeit" (S.200)</i>	165
2.3.1.4 Jürgen Mahnke <i>"Lohnorientierung" (S.204) - Belastung durch die Schichtarbeit (S.208) - Ansätze einer "Produzentenorientierung" (S.211)</i>	203
2.3.1.5 Zweite Zwischenbemerkung	219
2.3.1.6 Gisela Kersting <i>Erwerbsarbeit (S.221) - "Doppelte Unterdrückung" (S.223) - "Autonomiegewinn durch Lohnarbeit" (S.229) - Arbeit in der Familie (S.238) - "Erziehungsarbeit" (S.239) - Arbeit ohne gesellschaftliche Anerkennung (S.242) - Familiärer Alltag und Schichtarbeit (S.242) - Soziale Isolation (S.249) - "Identität in Arbeit und Familie" (S.251)</i>	221
2.3.2 "Subjektivitätsüberschuß" im Arbeitsalltag - empirisch fundierte Generalisierungen	258
2.3.2.1 "Alltagsarbeit" und Lebenswelt	260
2.3.2.2 Subjektivitätsüberschuß in der Arbeitserfahrung: "Identitäts-Arbeit"	262
2.3.2.3 "Individuelle Arbeit" und gesellschaftliche Arbeit	264
IV ARBEITSWISSENSCHAFTEN UND "BIOGRAPHIE-PARADIGMA". Hypothesen und Perspektiven	269
I Arbeit, allgemeine Arbeit, lebendige Arbeit	269
1.1 Die Gefahr einer Ignoranz der "Subjektivität"	273
1.2 Kapitalistische Innovation und lebendige Arbeit	278
2 Perspektiven biographischer Forschung in Arbeitspsychologie und Industriesoziologie	279
ANMERKUNGEN	284
LITERATURVERZEICHNIS	294
ANHANG	303
A. Transkriptionsnotationen	305
B. Biographische Portraits	306

*Die guten Leute erkennt man daran
Daß sie besser werden
Wenn man sie erkennt. Die guten Leute
Laden ein, sie zu verbessern, denn
Wovon wird einer klüger? Indem er zuhört
Und indem man ihm etwas sagt ...*

Bertolt Brecht

In der Tat: Wovon wird einer klüger? In seinem *Lied über die guten Leute* gibt Brecht eine wichtige Antwort: "Indem er zuhört ..." Die vorliegende Studie hat etwas mit Zuhören zu tun. Sie bezieht sich auf erzählte Lebensgeschichten. Doch auch, was Brecht von den "guten Leuten" sagt, paßt in den Zusammenhang: Arbeiter und Arbeiterinnen erzählen ihr Leben; und je mehr sie erzählen, desto interessanter werden sie. "Die guten Leute erkennt man daran, daß sie besser werden, wenn man sie erkennt ..." Es gibt keine(n) von unseren Erzählerinnen und Erzählern, die (der) nicht "besser" geworden wäre. Und wenn wir durchs Zuhören tatsächlich "klüger" geworden sein sollten, dann ist es das Verdienst unserer Erzähler. Ihnen vor allem danken wir. Ohne ihre Bereitschaft, als Experten ihres "Arbeitslebens" Auskunft zu geben, wäre diese Studie nicht möglich gewesen.

Allerdings, sie wäre auch unmöglich ohne einen gewissen finanziellen Rahmen. Hier sind wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft und ganz besonders dem Forschungsschwerpunkt *Arbeit und Bildung* der Universität Bremen für großzügige Förderung - auch bei der Drucklegung - zu Dank verpflichtet. - Die vorliegende Untersuchung ist Teilergebnis eines Forschungsprojekts zum Thema "Soziale Biographien von Industriearbeitern ..." (cf ALHEIT u.a. 1982, 1983). Dabei geht es um die anspruchsvolle Problematik, ob Arbeiterinnen und Arbeiter soziale Wirklichkeit auf *spezifische* Weise rekapitulieren oder nicht. Naheliegend ist natürlich, in ihren biographischen Erzählungen zunächst nach der *Arbeit* zu fragen.

Nun lohnt dies freilich nur, wenn man intensiv nachfragt (im Brecht'schen Sinne: wenn man einer ist, der klüger wird, weil er wirklich zuhört). Das ist in diesem Rahmen nur bei ausgewählten Biographien möglich. Wir haben uns für vier *sehr unterschiedliche* entschieden - mit Bedacht, wie wir später begründen werden. Es sind vier von achtzehn umfangreichen Interviews, die uns vorlagen. - Leser, die Erfahrungen mit quantitativer Sozialforschung haben, werden erstaunt sein: achtzehn Interviews, was bedeutet das schon? Aber es geht um beinahe dreitausend Seiten "erzähltes Leben". Das ist unendlich viel mehr als dreitausend standardisierte Antworten.

Und es übersteigt natürlich bei weitem unsere eigene Kompetenz. Vieles von dem, was wir geschrieben haben, ist ein "kollektives Produkt". Wir verdanken es mehrjährigen Diskussionen namentlich mit Helga Flörcken-Erdbrink, Christian Glaß, Angelika Heine und Norbert Reif. Besonders Helga Flörcken-Erdbrink sind wir zu Dank verpflichtet. Von ihr stammen die "Biographischen Portraits" am Ende der Studie; sie hat auch die Endfassung des Textes kritisch und konstruktiv begleitet.

'Wovon wird einer klüger?' - Wir haben durchaus versucht, unsere Forschungsergebnisse auf brisante aktuelle Probleme zu beziehen. Aber wir möchten davon abraten, nur unsere Einleitungs- und Schlußkapitel zur Kenntnis zu nehmen. Wir wollen vielmehr *einladen*, auch die *langen Interviewpassagen zu lesen*. Sie sind wichtig. Brecht sagt, einer wird klüger, indem er *zuhört*. Das ist notwendig bei biographischen Erzählungen. 'Die guten Leute erkennt man daran, daß sie besser werden, wenn man sie erkennt ...'

Bremen, im Dezember 1984

P.A., B.D.

EINLEITUNG

Eine soziologische Studie mit dem Titel "Arbeitsleben" muß in der aktuellen Diskussion wie ein Anachronismus erscheinen. Nachdem eine beachtliche Anzahl profilierter Soziologen das Ende - oder doch die "Krise" - der "Arbeitsgesellschaft" diagnostiziert hat (1), bedarf eine Beschäftigung mit der *Arbeit* im Leben gesellschaftlicher Individuen der ausdrücklichen Begründung. Und es scheint schlecht zu stehen um die klassische These der marxistischen Theorietradition, daß die Arbeit als "Konstitutionszentrum" sozialen Lebens betrachtet werden muß. Die vermutlich bedeutendste Leistung der jüngeren soziologischen Theoriediskussion - HABERMAS' "Theorie des kommunikativen Handelns" (1981) - ist, mit GIDDENS (1982:152) zu reden, ein ernstzunehmender Versuch, die "epistemologische Vorherrschaft der Arbeit" gerade in marxistisch affizierten soziologischen Traditionen endgültig zu dementieren.

HABERMAS' Werk ist freilich nur das profilierteste Dokument einer geradezu "anti-produktivistischen Strömung" (2) in der bundesdeutschen Soziologie. Eine Fülle teils oberflächlich-modischer, teils sorgfältiger Studien zu Problemen der "Lebenswelt" und "Lebensweise", des "Alltags" oder des "Lebenslaufs" (3) deutet an, daß der Fokus soziologischer Auseinandersetzungen sich verlagert hat: von der "klassischen" Konfliktlinie zwischen Lohnarbeit und Kapital zu einer vorgeblich aktuelleren Kollision, der zunehmend scheiternden Koexistenz von "System" und "Lebenswelt", politisch-ökonomischer Zweckrationalität und der "Logik" verständigungsorientierten Handelns (4).

Nun ist gewiß unstrittig, daß natürliche und soziale Lebenswelten in kaum vorstellbarem Ausmaß bedroht sind. Das aktuelle Waldsterben, die Vergiftung der Luft und der Gewässer, die Urbanisierung der Landschaft, die Verkabelung der Kommunikation, die Verdattung persönlicher Identität, schließlich die "Nuklearisierung" internationaler Beziehungen - dies alles sind Indizien, die die Verteidigung der Lebenswelt gegen immer bedrohlicher werdende Übergriffe des politisch-ökonomischen Komplexes rechtfertigen. Aber legitimiert das die soziologische "Defokussierung" der Arbeits- und Produktionsphäre? Ist damit die Arbeit im Leben der Menschen für die Wissenschaft uninteressant geworden?

Man kann durchaus nicht bestreiten, daß eine Reihe von Phänomenen für eine Erosion einheitlicher Merkmale der Arbeitssphäre spricht. Die kaum mehr als demographische Kategorie "Arbeiter" oder - symptomatischer noch - der irreführende Begriff des "Arbeitnehmers" erscheinen für differenziertere soziologische Fragen wenig trennscharf. Auch die Aussagekraft industriesoziologischer "Leitstudien" (5), die sich in aller Regel nur auf sehr eingeschränkte Aggregationsniveaus der Arbeiterschaft beziehen, ist nicht zu Unrecht mit Skepsis bedacht worden. Nur, ist dieses Problem historisch neu?

Selbst Befürworter "anti-produktivistischer" Positionen wie CLAUS OFFE konzedieren, daß die "innere Differenzierung des gesellschaftlichen 'Gesamtarbeiters'" keine Erscheinung der 80er Jahre unseres Jahrhunderts, sondern ein Resultat der Bewegungsgesetze des Kapitals selber ist (cf 1983:45). (6) Die deskriptive Evidenz der Kategorie "Arbeit" war also in kapitalistischen Gesellschaften nie besonders hoch. Arbeit erscheint bloß - wie MARX sagt - als "eine ganz einfache Kategorie". In Wahrheit setzt diese Abstraktion "eine sehr entwickelte Totalität wirklicher Arbeitsarten voraus" (Grundrisse:24). Und das verbindende Merkmal dieser "Arbeitsarten" ist unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen eben nicht die Ähnlichkeit bestimmter Erscheinungsformen, sondern ihre ökonomische Formbestimmtheit als *Lohnarbeit*.

Was aber macht dann den Versuch einer Demontage der fokussierenden Bedeutung der Arbeit als sozialwissenschaftlicher Kategorie vordergründig so plausibel? Betrachtet man die Logik antiproduktivistischer Argumentationen genauer, so konzentriert sie sich nicht allein auf die Feststellung objektiver Veränderungen im Produktionsbereich, sondern vor allem darauf, daß die Arbeit *subjektiv* an Relevanz verloren habe und daß "die Tatsache der Lohnarbeit bzw. der Lohnabhängigkeit als Focus kollektiver Bewußtheit, kollektiver Bedeutung und soziopolitischer Spaltungen keine irgendwie vorrangige Rolle mehr" spiele (OFFE 1983:45). Das von MAX WEBER ((1904) 1920) noch diagnostizierte "protestantische Berufsethos" scheint einem erstaunlichen "Wertwandel" unterlegen zu sein (cf ENGFER - u.a. 1983:434ff). Die allgemeine Hochschätzung der Arbeitssphäre ist offensichtlich einer Art "passiver Aversion" (OFFE) gegenüber den fortbestehenden Leistungsoptionen der kapitalistischen Gesellschaft gewichen, die längst nicht mehr nur in avantgardistischen oder in subproletarischen Milieus anzutreffen ist.

Mit dem unterstellten Zuwachs subjektiver Belanglosigkeit der Arbeitssphäre wird zugleich eine Prognose verbunden, die nun freilich den gesellschaftspolitischen Kern der marxistischen Theorietradition treffen muß: der "Abschied vom Proletariat" (cf GORZ 1980). Die objektive, vor allem aber die *subjektive* Konstitution des Proletariats zur revolutionären Klasse, zum Kollektivsubjekt gesellschaftlicher Veränderungen, soll als historische Fiktion entlarvt wer-

den. GORZ macht für diesen Prozeß epochale Umwälzungen der Arbeitssphäre verantwortlich: Fortschreitende Arbeitsteilung und Automation führen gerade in der aktuellen ökonomischen Krise des Kapitalismus zwangsläufig zur Ausgrenzung großer sozialer Gruppen aus dem Produktionsprozeß. Die "traditionelle Arbeiterklasse" schrumpfe zu einer "privilegierten" und gesellschaftspolitisch unbedeutenden Gruppe von Arbeitsplatzbesitzern. An ihre Stelle trete eine heterogene "Nicht-Klasse von Nicht-Arbeitern" (GORZ 1980:62).

So anregend solche Hypothesen auch sein mögen und so sehr einige markante Oberflächenerscheinungen spätkapitalistischer Gesellschaften vergleichbare Schlußfolgerungen nahelegen, die Pauschalumtote der Arbeitssphäre und das endgültige "Adieux" ans Proletariat (GORZ im Originaltitel) wirken ein wenig voreilig. Skeptisch stimmt nicht allein die Tatsache, daß die antiproduktivistische "Argumentationslogik" so originell nicht ist und viele ihrer Hypothesen in anderen Kontexten bereits auftauchen (7); fragwürdig erscheint bei genauerem Hinschauen die Art, wie empirische Symptome unterschiedlichster Niveaus zu einer Tendaussage von erheblicher Reichweite gruppiert werden. Problematisch ist die mangelnde Sorgfalt sowohl im Umgang mit äußerst differenzierten und komplexen Theorien als auch mit ernstzunehmenden empirischen Analysen.

Gerade die jüngeren empirischen Befunde zur subjektiven Bedeutung der Arbeit geben Anlaß zu großer Zurückhaltung. Das "Verhältnis zwischen Subjekt und Arbeit" scheint eher kompliziert zu sein und sich jeder einlinigen Interpretation nach dem Muster der These vom prinzipiellen Relevanzverlust zu widersetzen (cf KERN/SCHUMANN 1983:353). Beispielsweise ist durchaus von Bedeutung, ob die Arbeit aus der Sicht des "Lohnarbeiters" oder aus der Sicht des "Produzenten" betrachtet wird. Dieses "Theorem des doppelten Bezugs auf Arbeit", das eine Reihe von aktuellen industriesoziologischen Studien kennzeichnet (8), ist nur ein Indiz für den problembewußten Umgang mit äußerst widersprüchlichen empirischen Erscheinungen. Ein anderer Beleg ist etwa die "Ambivalenz-These" (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a, 1982, 1983) in der Qualifizierung der scheinbar widersprüchlichen Einstellungen von Industriearbeiterinnen zur Lohnarbeit. Keine dieser differenzierten empirischen Analysen rechtfertigt jedenfalls Aussagen im Stile der antiproduktivistischen Modethese. Keine legitimiert freilich auch fundierte Prognosen in eine entgegengesetzte Richtung.

Die vorliegende Studie kann dieses Defizit zweifellos nicht aufheben. Sie bezieht sich auf die Materialbasis von vier intensiven Fallstudien, die aus einem größeren Sample biographischer Interviews mit Industriearbeiterinnen und Industriearbeitern (s. Vorwort) ausgewählt wurden. Allerdings, gerade wenn die Hypothese plausibel ist, daß das Verhältnis des Subjekts zur Arbeit sich entschieden komplizierter darstellt, als grobgestrickte Interpretationen nahelegen,

könnte eine Entfaltung dieser Komplexität am Einzelfall biographischer Rekapitulation von analytischem Interesse sein. Dort nämlich präsentiert sich jenes Verhältnis nicht als mehr oder weniger komplexes "Konstrukt", sondern als *lebendiger Prozeß* der Konstitution und Rekonstruktion, der Bestimmung und Deutung des Lebenslaufs.

Das Verhältnis des Subjekts zur Arbeit ist in biographischer Perspektive keine statische Beziehung. Es muß als wechselseitiger Prozeß der Beeinflussung und Veränderung betrachtet werden. Gegenstand der vorliegenden Analyse sind deshalb nicht nur thematische Dispositionen oder Einstellungen, sondern zugleich *Verlaufsstrukturen*. Beim aktuellen Stand der Forschung erscheint es freilich weniger interessant, bekannte theoretische Hypothesen von großer Reichweite zu überprüfen, als vielmehr durch Entwicklung "empirisch fundierter Theorien" ('grounded theories') zur "*Entdeckung neuer Fragestellungen*" beizutragen. (9)

Dies ist die Absicht der Untersuchung, die ihrem Selbstverständnis nach den Charakter einer qualitativen Analyse hat. Zugleich verfolgt sie die Intention, den komplexen Untersuchungsprozeß möglichst transparent und nachvollziehbar zu machen. Im ersten Abschnitt der Studie wird der *Fragehorizont* im interdisziplinären Forschungskontext entfaltet. Der zweite Abschnitt diskutiert und begründet den *methodischen Zugang* zum Forschungsmaterial. Der dritte Abschnitt enthält die eigentliche *empirische Analyse*. Im vierten Abschnitt schließlich werden die Ergebnisse mit relevanten *theoretischen Ansätzen* konfrontiert und die Option auf notwendige Forschungsperspektiven festgehalten: "Arbeitsleben" ist auch im Krisenszenario einer vorgeblich demontierten "Arbeitsgesellschaft" noch ein so interessantes Forschungsgebiet, daß der modische Abgang jedenfalls heftige Zweifel verdient.

I ARBEITSERFAHRUNG UND BIOGRAPHIE

Interdisziplinäre Zugänge zur Fragestellung

Die aktuelle Diskussion um eine Abkehr sozialwissenschaftlichen Interesses von der Produktionsphäre könnte leicht den Anschein erwecken, als habe das Thema *Arbeit* bislang im Zentrum der Forschungen gestanden und könne nun, nach hinreichender theoretischer und empirischer Durchdringung, getrost "zu den Akten gelegt" werden. Der Schein trügt. Besonders die hier interessierende Frage nach dem Verhältnis des Subjekts zur gesellschaftlichen Arbeit hat bis heute keine umfassende wissenschaftliche Klärung erfahren. Und durch die aktuellen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse innerhalb und außerhalb des Produktionsbereichs wird die Fragestellung keineswegs gegenstandslos oder auch nur marginal. Im Gegenteil, sie stellt sich in vieler Hinsicht neu und mit unveränderter Schärfe. So fordert etwa die Tatsache, daß gegenwärtig immer mehr Menschen ganz oder teilweise aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß ausgeschlossen werden, dringend dazu heraus, die Bedeutung von (Lohn-)Arbeit für das Leben konkreter Individuen genauer zu untersuchen.

Die in den Sozialwissenschaften vorliegenden theoretischen und empirischen Befunde zu dieser äußerst weit gefaßten und komplexen Thematik helfen hier nur bedingt weiter. Gemessen am Gesamtvolumen sozialwissenschaftlicher Forschung scheint Arbeit - und besonders *Lohnarbeit* - eher von untergeordnetem Interesse zu sein - als Forschungsgegenstand weitgehend abgedrängt in die sogenannten "Bindestrich-Disziplinen" wie Arbeitspsychologie oder Industriesoziologie. Unterhalb solcher groben Etikettierungen von Gegenstandsbereichen spezieller Disziplinen findet sich allerdings ein kaum überschaubares Spektrum thematisch relevanter Einzelforschungen. (1)

Von geringerem Interesse für die vorliegende Studie ist dabei die Vielzahl von Untersuchungen, die lediglich *Partialaspekte* der subjektiven Bedeutung von Arbeit thematisieren: Arbeitszufriedenheit, Belastungsfaktoren am Arbeitsplatz, Streßreaktionen, Lerneffekte, isolierte Persönlichkeitsmerkmale im Sinne von 'traits' usw. lassen sich zwar - zumindest im Verständnis einer tayloristischen Arbeitswissenschaft und einer ebenso elementaristisch verfahrenen Psy-

chologie (cf LEMPERT 1977:7) - operationalisieren, "messen" und statistisch korrelieren; als künstlich isolierte Variablen, die vom gesellschaftlichen Charakter der (Lohn-)Arbeit abstrahieren, geben sie jedoch kaum Aufschluß über historische, soziale und biographische Kontexte der Arbeitserfahrung. Die Ergebnisse solcher "Variablenforschung" sind - pointiert gesagt - eine unübersehbare Ansammlung empirischer Antworten auf Detailfragen, deren Zusammenhang untereinander ebenso unzureichend geklärt ist wie ihre Relevanz für das Ausgangsproblem - das Verhältnis zwischen Subjekt und Arbeit - überhaupt.

Umfassendere theoretische Ansätze, die vom *gesellschaftlichen* Charakter der Arbeit und der subjektiven Arbeitserfahrung ausgehen, führen hier offensichtlich weiter. Die unterschiedliche Begrifflichkeit, mit der das Forschungsthema jeweils gefaßt wird, läßt allerdings auch die Heterogenität der komplexeren Ansätze erkennen: "Lohnarbeitspsychologie" (cf GROSKURTH/VOLPERT 1975), "Arbeit und Persönlichkeit" (cf GROSKURTH (ed.) 1979; VOLPERT 1979), "Identität und Arbeitserfahrung" (cf VOLMERS 1978), "gesellschaftliche Arbeit als Sozialisationspotential" (cf LEMPERT 1977; LEMPERT u.a. 1979, 1982) oder "Arbeiterleben" (cf DEPPE 1982), um nur einige Beispiele zu geben, sind keine zufälligen Arbeitstitel von Forschungsvorhaben. Die Begriffe verweisen vielmehr auf unterschiedliche, sich häufig wechselseitig ignorierende Theoretiktraditionen der Soziologie und Psychologie. (2) Entsprechend divergent sind die angewandten Methoden und Kategoriensysteme. - Daß außer wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen auch gesellschaftspolitische Interessenlagen für die Verschiedenheit der Forschungsansätze verantwortlich sind, läßt sich gerade an der historischen Entwicklung der Arbeitswissenschaft verdeutlichen (cf VOLPERT 1975:Kap. I.1).

Auch diejenigen Ansätze, die das Verhältnis zwischen Subjekt und gesellschaftlicher Arbeit als Ganzes in den Blick nehmen, erfassen also genaugenommen jeweils nur einen "Teilaspekt" - nur die Zusammenhänge nämlich, die unter einer handlungstheoretischen, kognitionspsychologischen, arbeitssoziologischen, kurz: unter einer *bestimmten* theoretischen Perspektive sichtbar werden.) So trivial diese Einschätzung auch sein mag, sie hilft u.U. bei der Überwindung des "Mythos der Komplexität", der zuweilen geradezu "erkenntnisfeindlich" wirken kann (cf die polemischen Bemerkungen bei OESTERREICH/VOLPERT 1983).

So darf auch die Forderung nach integrativen Konzepten nicht mit dem - fiktiven - Anspruch einer "totalen" Erfassung der Komplexität von Wirklichkeit verwechselt werden. Wo Vorschläge zur Integration unterschiedlicher theoretischer Ansätze gemacht werden, geht es in erster Linie um die metatheoretische Systematisierung von Analyseebenen, um formale Orientierungs- und "Ordnungsraster" von forschungsstrategischer Bedeutung (cf etwa GEULEN/

HURRELMANN (1980) oder HURRELMANN (1983) zur Idee von "Mehrebenenmodellen" in der Sozialisationsforschung). Eine inhaltlich konsistente "Supertheorie" zum Verhältnis Individuum - Gesellschaft (oder auch "nur" zur Beziehung zwischen Individuum und gesellschaftlicher Arbeit), die "alles" erklärt, kann keine ernsthafte Zielvorstellung sein.

Solchermaßen von "Komplexitätsansprüchen" entlastet, wird es möglich, aber auch notwendig, aus der Fülle denkbarer Fragestellungen und theoretischer Argumentationslinien *auszuwählen*. Die Kriterien einer solchen Positionsbestimmung wollen allerdings benannt sein. Für die Konzeption der vorliegenden Studie waren vor allem folgende Interessen leitend:

- Die Fragestellung nach der subjektiven Bedeutung von Arbeit soll nicht von vornherein auf die (aktuelle) Arbeitssituation beschränkt werden. Lohnarbeit ist ein objektives gesellschaftliches Verhältnis, das nicht an den Fabrikatoren haltmacht, sondern das *ganze* Leben bestimmt. Und auch das subjektive Verhältnis zur Arbeit konstituiert sich nicht allein aus den Erfahrungen am Arbeitsplatz. Daß neben vielen anderen Faktoren außerhalb der Erwerbsarbeit auch andere, nicht lohnförmige *Arbeitstätigkeiten* in diesem Zusammenhang bedeutsam sind, zeigt sich am empirischen Material und fordert zu einer Reflexion des herkömmlichen Arbeitsbegriffs der Industriesoziologie und Arbeitspsychologie auf.
- Die Bedeutung der Arbeit für das Leben konkreter Individuen soll nicht mit deduktiv aus bestehenden Theorien gewonnenen Kategorien erfaßt, sondern aus der *Binnensicht* der arbeitenden Subjekte rekonstruiert werden. Ein solcher "induktiver" Ansatz rechtfertigt sich nicht nur aus grundlagentheoretischen Überlegungen. Angesichts der Schwierigkeiten und Lücken des skizzierten Forschungsstandes hat eine Zugangsweise, die auf die "Entdeckung" empirisch fundierter Theorien zielt, besonderes Gewicht.
- Unter Zugrundelegung einer historisch-prozessualen Sichtweise führen die beiden genannten Aspekte - Arbeit im gesamten Lebenszusammenhang und Subjektperspektive - konsequent zu einem *biographischen* Forschungsansatz. Das Biographiekonzept liefert sowohl den theoretischen Bezugsrahmen als auch die methodische Zugangsweise für die vorliegende Untersuchung.

I Aspekte der subjektiven Bedeutung von Lohnarbeit. Anmerkungen zum Forschungsstand

In neueren industriesoziologischen Ansätzen (3) werden ähnliche Überlegungen diskutiert. Einige Untersuchungen thematisieren aus-

drücklich die Subjektdimension gesellschaftlicher Arbeit, auch wenn diese nicht in jedem Fall im Zentrum der Fragestellung steht. Differenziertere Konzeptionen zur subjektiven Arbeitserfahrung, die sich insbesondere mit der traditionellen Einstellungsforschung kritisch auseinandersetzen, bieten Anknüpfungspunkte für die vorliegende Untersuchung (s. 1.1).

Darüber hinaus sind in den letzten Jahren einige Studien vorgelegt worden, die ein in der Industriesoziologie lange vernachlässigtes Thema aufgreifen - die Situation lohnabhängig arbeitender Frauen (s. 1.2). Dadurch ist in den Blick geraten, was zwar als abstraktes Postulat längst formuliert ist, in konkreten Analysen aber offensichtlich immer wieder übersehen werden kann: daß Arbeit und Lebenszusammenhang weder theoretisch noch empirisch unabhängig voneinander betrachtet werden können, daß sich beide Bereiche vielmehr wechselseitig durchdringen.

Vor diesem Hintergrund müssen auch arbeitspsychologische Konzepte zum Zusammenhang zwischen Lohnarbeit und Persönlichkeitsentwicklung diskutiert werden (s. 1.3). Insbesondere handlungstheoretische Ansätze haben die Behinderungen und "Partialisierungen" herausgearbeitet, die sich durch industrielle Arbeit unter den Bedingungen kapitalistischer Produktionsrationalität für die Persönlichkeitsentfaltung ergeben. Die Frage, wie Menschen trotz dieser Beschränkungen dennoch als Subjekte "überleben", Perspektiven entwickeln oder - rückblickend - ihre biographischen Erfahrungen "zusammenbinden", wie sie in ihrem gesamten Lebenszusammenhang mit den Verletzungen und Einschränkungen, die sie in der Arbeit erfahren, fertig werden, ist bislang allerdings kaum untersucht worden. (4)

Schließlich lassen sich alle hier angedeuteten Aspekte des subjektiven Verhältnisses zur Arbeit mit der zeitlichen Dimension von Erfahrungen in Beziehung setzen. Die notwendige Erweiterung der Fragestellung um die Perspektive lebenszeitlicher Prozesse schärft auch den Blick für die eigenständige Qualität alltagszeitlicher Erfahrungen (s. 1.4).

1.1 Abstrakte und konkrete Arbeit als "doppelter Bezug auf Lohnarbeit"

Eine zentrale Erkenntnis der marxistischen Gesellschaftsanalyse, die auch für subjektwissenschaftliche Ansätze weitreichende Konsequenzen hat (cf SEVE 1977: bes. 172), besteht in der Unterscheidung zwischen abstrakter und konkreter Arbeit als den beiden "Seiten" der Lohnarbeit. Die Frage, ob und wie sich dieser doppelte Charakter der Lohnarbeit *subjektiv* niederschlägt, ist nach wie vor ein wesentliches Problem in Studien zum "Arbeiterbewußtsein". Oh-

ne hier näher auf die industriesoziologische Diskussion einzugehen, läßt sich festhalten, daß über die Unzulänglichkeit eindimensionaler Konzepte der "Arbeitsorientierung" oder des "Arbeitsbewußtseins" weitgehend Konsens besteht. Im Vergleich zu den frühen Bewußtseinsstudien ist in den neueren Untersuchungen eine wachsende Sensibilität für die Komplexität und Widersprüchlichkeit des subjektiven Bezugs zur Arbeit festzustellen. Auch die Forschungsmethoden haben sich gewandelt. Traditionelle Einstellungserhebungen werden zunehmend durch komplexe qualitative Forschungsansätze abgelöst.

An den Arbeiten von HORST KERN, MICHAEL SCHUMANN und Mitarbeitern läßt sich diese Entwicklung exemplarisch verdeutlichen. (5) In ihren neueren Veröffentlichungen wenden sie sich ausdrücklich gegen die in der Studie "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein" (KERN/SCHUMANN 1970) von ihnen selbst noch vertretene These einer zunehmenden "instrumentellen Arbeitsorientierung" bei Industriearbeitern (cf SCHUMANN u.a. 1981:35). Sie verwerfen dabei nicht nur die theoretische Konstruktion der beiden entgegengesetzten Orientierungstypen "instrumentell" vs. "arbeitsinhaltlich" als "Scheinalternative", sondern halten auch die empirische Aussage einer Dominanz der instrumentellen Orientierung "für nicht hinreichend ausgewiesen und eher problematisch" (ebd.:36f).

Hinter dieser Revision des prominenten und die Industriosociologie bis heute beeinflussenden "Instrumentalismus-Theorems" (zuerst bei GOLDTHORPE/LOCKWOOD u.a. 1968f) (6) steht eine grundsätzliche Kritik am Konzept der *Einstellung*. HARTWIG BERGER hat die problematischen theoretischen und gesellschaftspolitischen Implikationen dieses Konzepts herausgearbeitet und überzeugend deutlich gemacht, daß die subjektive Deutung gerade eines so komplexen und widersprüchlichen Phänomens wie der gesellschaftlichen Arbeit im kapitalistischen Produktionsprozeß nicht als widerspruchsfreies "Set" von Kognitionen und eindimensionalen Wertungen aufgefaßt werden kann: "So stellt sich das Verhältnis von Arbeitern zu ihrer Tätigkeit kaum als Einstellung zu einem festgelegten und klar umrissenen Vorstellungsinhalt 'Arbeit' dar, vielmehr gliedert sich der Vorstellungsinhalt in verschiedene Dimensionen der Tätigkeit, denen unterschiedliche und sich überkreuzende Erfahrungen entsprechen." (BERGER 1974:160)

SCHUMANN u.a. beziehen sich auf BERGERs Kritik und argumentieren in der gleichen Richtung. (7) Sie betonen besonders, daß Widersprüche in den empirisch vorfindbaren subjektiven "Einstellungen" von Industriearbeitern zu ihrer Arbeit nicht auf "Defizite des Individuums" zurückzuführen sind, sondern aus den objektiven Widersprüchen des "Einstellungsgegenstandes", also der Arbeit, resultieren. Deshalb betrachten sie Widersprüchlichkeit und komplexe Mehrdimensionalität als *konstitutiv für jede Art* der Arbeitserfahrung im kapitalistisch organisierten Produktionsprozeß, die es mit einem ge-

eigneten begrifflichen Instrumentarium zu erfassen gelte (cf SCHUMANN u.a. 1981:545f).

Ausgangspunkt der von KERN und SCHUMANN entwickelten Konzeption ist die Erfahrung, daß keine Tätigkeit - und sei sie noch so entfremdet, inhaltsleer und stupide - ausschließlich unter instrumenteller Perspektive gesehen und im täglichen Arbeitsprozeß ertragen werden kann. In ihrer Begrifflichkeit ausgedrückt: Lohnarbeit wird nicht ausschließlich aus der "Arbeitskraft"- oder "Lohnarbeiter-Perspektive" wahrgenommen, d.h. nicht nur unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Verwertung der eigenen Arbeitskraft, ihrer fremdbestimmten Vernutzung gegen Zahlung eines Lohnes (cf SCHUMANN u.a. 1981 bzw. KERN/SCHUMANN 1983). Eine solche Reduktion - sei es in der Absicht, "Klassenbewußtsein" oder auch dessen Ablösung durch eine "instrumentelle Arbeitsorientierung" (GOLDTHORPE u.a. 1968f) oder "privatisierte Einstellungsweisen" (FÜRSTENBERG 1969) zu belegen - ist ebenso problematisch wie eine nur auf die konkrete Seite der Arbeitstätigkeit verkürzte Betrachtung, wie sie z.B. in der bürgerlichen Arbeitspsychologie oder der Ergonomie üblich ist.

Diesen Überlegungen korrespondieren einige neuere empirische Befunde: Untersuchungen mit Ungelernten (vor allem mit Bandarbeiterinnen), in denen die Befragten wirklich selbst zu Wort kommen und nicht nur auf vorgegebene Fragen und Themen reagieren konnten, belegen eindrucksvoll, daß auch monotone Akkordarbeit noch ein erstaunliches Potential an Identifikationsmöglichkeiten für die arbeitenden Subjekte beinhaltet (cf die Studien von BECKER-SCHMIDT u.a. (1982, 1983) und VOLMERS u.a. (1983:211-299, 538-546)). Genauer besehen zeigen die Studien, daß nicht die Arbeit Identifikationspotentiale "beinhaltet", sondern die arbeitenden Subjekte sich subjektive Bezugspunkte in der Arbeit schaffen, die Arbeit gewissermaßen "mit Subjektivität anreichern". (8) Ohne diese aktive Leistung der Subjekte könnte der Produktionsprozeß überhaupt nicht aufrecht erhalten werden - weder für den einzelnen Arbeiter und die einzelne Arbeiterin noch als gesamtgesellschaftlicher Prozeß der Kapitalverwertung (cf dazu die Thesen von BECKER-SCHMIDT 1982: bes. 308ff).

Vor diesem Hintergrund entwickeln SCHUMANN u.a. - in Anknüpfung an die Arbeiten von KUDERA u.a. (1979) - die These vom "doppelten Bezug auf Arbeit" (cf 1981:25ff, 548ff, 742ff). Für das Verhältnis des Arbeiters zu seiner Tätigkeit sind demzufolge stets zwei Momente konstitutiv: "seine Situation als Lohnarbeiter, der seine Arbeitskraft als Mittel der Kapitalverwertung ge- und vernutzt sieht, und seine Situation als 'Subjekt', d.h. als Träger konkreter Arbeitsvollzüge" (ebd.:28). An anderer Stelle bezeichnen KERN/SCHUMANN die "Subjektperspektive" auch als "Produzentenbezug" (1983).

"Die 'Arbeitskraft-Perspektive' rekurriert auf die durch das gesellschaftliche Kapitalverhältnis gesetzten Interessen der Lohnarbeiter. Zentral ist dabei zunächst das grundsätzliche Interesse des Lohnarbeiters am möglichst günstigen Verkauf seiner Arbeitskraft (Lohn/Beschäftigungsverhältnis). Da er als Mittel zur Reproduktion nur über seine Arbeitskraft verfügt, ist außerdem die Gefahr des Verschleißes für ihn von größter Bedeutung." (SCHUMANN u.a. 1981:28)

Mit dieser Perspektive ist also nicht nur das allgemeine Lohnarbeitsverhältnis, der Zwang zum Verkauf der Arbeitskraft, angesprochen, sondern auch die Auseinandersetzung mit den konkreten Bedingungen, unter denen die Arbeitskraft verausgabt wird. SCHUMANN u.a. unterscheiden dann auch "zwei Dimensionen ... , in denen die Arbeiter ihre Arbeit unter der Arbeitskraftperspektive wahrnehmen" (ebd.:567): "Erhalt oder Gefährdung der Arbeitskraft" (ebd.) und "Regulation der Vernutzung" (ebd.:568).

In der Begründung der Subjektperspektive stützen sich die Autoren auf rollentheoretische Identitätskonzepte in Anknüpfung an den symbolischen Interaktionismus (GOFFMAN, KRAPPMANN, auch HABERMAS). "Unter der Subjekt-Perspektive werden ... jene Dimensionen bedeutsam, unter denen sich der Arbeiter auf seine Arbeit als subjektive und sinnhafte Tätigkeit bezieht und darin Selbstbestätigung und Selbstbewertung sucht." (ebd.:31) Auch hier werden "zwei Hauptdimensionen" unterschieden:

"1. Das Interesse, die eigene Person in die Arbeit einbringen zu können, also das Interesse sowohl an Spielräumen für eigene Interpretationen und Handlungsmöglichkeiten in der Arbeitssituation als auch an der Realisierung der Fähigkeiten, die man sich selber zuschreibt; 2. das Interesse an sozialer Anerkennung in der Erfüllung der von anderen an einen herangetragenen Erwartungen." (ebd.:562)

SCHUMANN u.a. legen Wert darauf, daß diese Unterscheidung der beiden grundlegenden Perspektiven der Arbeitswahrnehmung als rein analytische Trennung verstanden wird und nicht als empirisch vorfindbare Dichotomie, der Individuen oder Elemente der Arbeitssituation alternativ zugeordnet werden könnten (cf 1981:550ff, 742f, 754ff). "Jeder Arbeiter bezieht sich in beiden Bezugsweisen auf seine Arbeitssituation, und jeder Aspekt der Arbeitssituation kann unter beiden Perspektiven wahrgenommen werden." (1981:742) Intra- und interindividuelle Unterschiede bestehen nur "im Grad der Differenziertheit und dem Gewicht der jeweiligen Bezugsweise" (ebd.:550). Welche Aspekte welcher Bezugsweise jeweils dominant werden, hängt - so SCHUMANN u.a. - nicht nur von "den mit der jeweiligen Arbeitssituation objektiv gegebenen Handlungsspielräumen" ab, sondern in entscheidender Weise auch vom "*biographischen Hin-*

tergrund". Er ist "dafür entscheidend, wie die Arbeit in der Subjektperspektive inhaltlich angeeignet wird, denn Interpretationen von objektiven Gegebenheiten sind nie statisch zu denken. Sie sind immer formuliert im Horizont vergangener Erfahrungen und Erwartungen für die Zukunft" (SCHUMANN u.a. 1981:559).

Die explizite Berücksichtigung der soziobiographischen Dimension stellt eine entscheidende Weiterentwicklung dar sowohl gegenüber Konzepten, die relativ stabile, situationsüberdauernde Einstellungen annehmen, als auch gegenüber Ansätzen, die das Verhältnis des Individuums zu seiner Arbeit allein aus der aktuellen Arbeitssituation heraus erklären wollen. Der plausible, aber noch relativ abstrakte Gedanke, daß die subjektive Interpretation einer aktuellen Situation (hier: der aktuellen Arbeitssituation) auch von den bisherigen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und den Zukunftsperspektiven des Subjekts abhängt, wird von SCHUMANN u.a. konkretisiert. Sie gehen davon aus, "daß sich in beruflichen Biographien Maßstäbe (z.B. über die durchschnittliche Normalität von Belastungen und Arbeitsanforderungen), Ansprüche und gesellschaftliche Einsichten herausbilden, die dann an die aktuelle Arbeitssituation herangetragen werden" (1981:559).

Damit beschränken sie sich in der Analyse lebensgeschichtlicher Erfahrungen auf Aspekte der Arbeits- bzw. Berufssozialisation, die sie durch entsprechende Festlegungen im Interviewleitfaden auch empirisch erheben. Bei der Auswertung der Interviews kommen sie konsequenterweise zur Rekonstruktion "berufsgruppentypischer Biographien", die nach den Relevanz Gesichtspunkten beschrieben und unterschieden sind, die bereits vor der Befragung der Arbeiter weitgehend festgelegt waren (und eben auch die Befragung selbst strukturiert haben). Die "Berufsbiographien" gehen somit nicht prinzipiell über eine - allerdings mit biographischem Material angereicherte - Beschreibung von Qualifikationsprofilen hinaus. (Konkret werden drei Gruppen beschrieben: Rohrschlosser als "traditionelle Facharbeiter", Schweißer als "typische Angelernte" und Schiffbauer als "eine Berufsgruppe zwischen beiden"; cf ebd.:559ff, 575ff.)

Die Reduzierung von "Lebensgeschichte" auf "Berufsbiographie" erscheint problematisch. Und daß der aktuelle Bezug zur Arbeit signifikant nur durch vergangene Arbeitserfahrungen beeinflusst sein soll, nicht oder nur in unbedeutender Weise aber durch biographische Erfahrungen in der Familie, mit dem Partner und den Kindern oder durch andere Erlebnisse außerhalb der Arbeit, leuchtet nicht ohne weiteres ein. Es müßte zumindest aus dem empirischen Material, also den Aussagen der befragten Arbeiter selbst, begründbar sein. Theoretisch läßt sich die Trennung von "Berufsbiographie" und "restlicher" Biographie, die SCHUMANN u.a. mindestens implizit vornehmen, kaum rechtfertigen - insbesondere nicht mit Bezug auf das Biographiekonzept, das ja gerade einen umfassenden Zugang zur

Subjektivität eröffnen soll. - Die Möglichkeiten, die sich durch die Einführung der biographischen Perspektive ergeben, werden in der Studie jedenfalls nicht annähernd ausgeschöpft. Die theoretische Einsicht wird durch methodische Beschränkungen unterlaufen.

Allerdings ist die verkürzte theoretisch-empirische Übersetzung der biographischen Dimension in "gruppentypische" Arbeitsbiographien nicht zufällig. Ihr liegt eine bestimmte Vorstellung über die Ebene zugrunde, auf der die Subjektproblematik erschlossen werden soll. In Abhebung von "objektivistischen" Positionen in der Industrie-soziologie beansprucht der Ansatz vom "doppelten Bezug auf Arbeit", gesellschaftliche Prozesse sowohl theoretisch als auch empirisch mit einem begrifflichen Instrumentarium zu erfassen, das die subjektive Dimension der gesellschaftlichen Arbeit gleichberechtigt mit der objektiven berücksichtigt. Die Ebene, auf der das Verhältnis "Sein - Bewußtsein" dabei theoretisch in den Blick genommen wird, liegt gewissermaßen "unterhalb" der Analyseebene von "gesamtgemeinschaftlicher Lage der Arbeiterklasse und Klassenbewußtsein". Wenn KERN, SCHUMANN u.a. das Subjekt im gesellschaftlichen Produktionsprozeß empirisch untersuchen wollen, so meinen sie damit zunächst einmal nicht die Klasse. | A

Andererseits gehen sie aber auch nicht so weit, die "Klasse" aufzulösen in die bloße Summe empirisch vorfindbarer *Individuen*. Die Konstruktion "berufsgruppentypischer Biographien" macht deutlich, daß sie ganz und gar kein Interesse an "prinzipiell unendlichen Differenzierungen individueller Arbeitsbiographien und ... daraus resultierenden Differenzen der Arbeitswahrnehmung" haben (SCHUMANN u.a. 1981:560). (9) Auch an dem von KERN/SCHUMANN entwickelten Begriff des "Arbeitscharakters" - eine Schlüsselkategorie in der aktuellen Folgestudie zu "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein" (cf KERN/SCHUMANN 1982, 1983, 1984) - wird erkennbar, in welcher Weise der Zugang zur Analyse des "subjektiven Faktors" gesucht wird: durch die Untersuchung berufs- oder betriebsbiographischer *gruppentypischer* Entwicklungen und Konstellationen. Nicht der einzelne Arbeiter oder die einzelne Arbeiterin sind Bezugspunkt der Analyse, sondern Kollektive, Berufsgruppen, Belegschaften und Teilgruppen einer Betriebsbelegschaft usw.

Damit bewegt sich der Ansatz sozusagen "zwischen" Makro- und Mikroebene, zwischen (polit-ökonomischer) Gesellschaftsanalyse und (sozialwissenschaftlich-psychologischer) Individualanalyse. Ob allerdings das komplizierte Problem der Beziehung zwischen gesellschaftlichem Sein und (individuellem) Bewußtsein in der vorgeschlagenen Richtung lösbar ist, erscheint zweifelhaft. Probleme bestehen dabei wohl weniger in bezug auf die objektive Seite des gesellschaftlichen Produktionsprozesses. Eine Gefahr, daß "großflächige" gesellschaftliche Strukturen (z.B. Klassen) und Prozesse (z.B. Veränderungen der inneren Differenzierung der Arbeiterklasse) hinter in-

dividuellen Unterschieden und biographischen Besonderheiten nicht mehr sichtbar werden - von Kritikern der "subjektivistischen" Position häufig in die Diskussion gebracht -, ist mit diesem Ansatz kaum gegeben. Eine Verbindung mit der Analyse objektiver gesellschaftlicher Verhältnisse scheint bruchlos möglich und wird von den Autoren auch angezielt (cf die Gesamtanlage der Studien von SCHUMANN u.a. 1981 sowie KERN/SCHUMANN 1982).

Problematisch stellt sich dagegen die Reichweite des Ansatzes in bezug auf die subjektive Dimension dar. Wenn man den Gedanken ernst nimmt, daß die aktuelle Erfahrung und Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Arbeit (auch) biographisch konstituiert ist, genügt es nicht, (berufs-)biographische Typologien zu entwickeln, die letztlich an den Vorstellungen der Wissenschaftler oder an Untersuchungen orientiert sind, die ihrerseits die biographische Dimension weitgehend ignorieren, möglicherweise nicht einmal die Subjektperspektive explizit thematisieren. Eine Typisierung von subjektiven Arbeitserfahrungen "oberhalb" der Individualebene muß - so die These - gewissermaßen "durch" die empirische und theoretische Analyse individueller Biographien "hindurchgehen", bei der die betroffenen Subjekte die Chance haben, ihre eigenen Relevanzgesichtspunkte (die dann legitim Typologien konstituieren können) zur Geltung zu bringen.

Trotz dieser Kritik läßt sich festhalten, daß der vorgestellte Ansatz eine qualitative Erweiterung industriesoziologischer Bewußtseinsforschung darstellt, da er im Unterschied zu gängigen "Einstellungs"-Typologien explizit die biographische Erfahrung - und damit eine komplexe prozeßhafte Perspektive - aufgreift. Darüber hinaus ermöglicht die These vom doppelten Bezug auf Arbeit eine differenziertere Betrachtung des subjektiven Verhältnisses zur Lohnarbeit und eine kritische Stellungnahme zu vereinfachten "Wertwandel"-Konzepten (cf KERN/SCHUMANN 1983).

1.2 "Widerspruch" und "Ambivalenz" in der Arbeitserfahrung von Frauen

In ihren Bemühungen, sich der Subjektperspektive zu öffnen, bleiben auch die neueren industriesoziologischen Untersuchungen noch weitgehend einem Produktionszentrismus verhaftet. Die Arbeiten von KERN, SCHUMANN u.a. sind ein Beispiel dafür, wie das zentrale Problem der biographischen Konstitution des subjektiven Bezugs auf Arbeit letztlich auf Fragen der Arbeits- bzw. Berufssozialisation reduziert wird. Diese einseitige Gewichtung betrieblicher Arbeitserfahrungen ist grundsätzlich in Frage gestellt worden: "Arbeitersubjektivität konstituiert sich nicht erst und nicht nur in der Sphäre in-

dustrieller Produktion ..." (BECKER-SCHMIDT 1982:297) Folglich kann auch die subjektive Bedeutung der Lohnarbeit nicht "aus einer bloß immanenten Analyse der Erfahrungen in der Produktionssphäre" erschlossen werden (BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a:54).

Dieser Einwand kann in industriesoziologischen Untersuchungen offensichtlich nach wie vor ignoriert werden - ein Phänomen, dessen Begründung nicht zuletzt in der Tatsache liegt, daß die Analysen sich überwiegend auf männliche Industriearbeiter beziehen. Die Arbeits- und Lebenssituation von Industriearbeiterinnen nämlich fordert eine über den Produktionsbereich hinausgehende Betrachtung geradezu heraus. Dieses Thema fand in der Vergangenheit allerdings kaum Beachtung in den Sozialwissenschaften. Erst seit einigen Jahren liegen Studien vor, die sich ausdrücklich dem Problem weiblicher (Doppel-)Arbeit zuwenden (cf ECKART u.a. 1979; SCHÖLL-SCHWINGHAMMER 1979; WELTZ u.a. 1979; BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a und b, 1982, 1983).

Der Hinweis auf die mangelnde Berücksichtigung von Lohnarbeiterinnen in der Industriesoziologie ist also nicht nur unter einem "Gleichbehandlungsaspekt" bedeutsam. Er macht auch auf grundlegende Defizite in der Erfassung des "subjektiven Faktors" aufmerksam.

"Die Marginalisierung von Problemen weiblicher Arbeitskräfte in der industriesoziologischen Forschung ist getreuer Spiegel ihrer realen Situation. Was sich hier auf inhaltlicher Ebene als Ignoranz gegenüber einem wesentlichen Phänomen gesellschaftlicher Diskriminierung und Ungleichbehandlung zeigt, setzt sich fort im theoretischen und methodischen Umgang mit Subjektivität überhaupt." (BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a:52f)

In diesem Kontext muß auf die sozialwissenschaftliche Frauenforschung (10) hingewiesen werden. Sie bemüht sich - keineswegs nur in bezug auf die Arbeitsthematik - konsequent um die Erfassung des gesamten weiblichen Lebenszusammenhangs. Die zunehmende Verwendung biographischer Vorgehensweisen ist ein Indiz dafür und verweist zugleich auf zentrale methodologische Positionen, die mit einer solchen Forschungsperspektive verbunden sind (cf stellvertretend "beiträge zur feministischen theorie und praxis", Hft.7 (1982)).

Die vorliegenden Untersuchungen zur Situation von Fabrikarbeiterinnen gehen dann auch von dem gemeinsamen Vorverständnis aus, daß die subjektive Bedeutung der Lohnarbeit für Frauen nur unter Einbeziehung des familialen Lebenszusammenhangs erschlossen werden kann. Leitende theoretische Grundannahme ist dabei, daß der gesellschaftliche Zusammenhang von Produktion und Reproduktion für die Alltagspraxis der Frauen in zwei unterschiedlich strukturierte Arbeitsbereiche mit widersprüchlichen Anforderungen zerfällt (cf ausführlicher FRERICHS 1983).

Die Frage, wie das Spannungsverhältnis zwischen Erwerbsarbeit und Familie, die Konflikte und Probleme von Frauen subjektiv verarbeitet werden und welches Gewicht Frauen der Lohnarbeit in ihrem Lebenszusammenhang geben, wird von den Studien allerdings mit zum Teil kontroversen Ergebnissen beantwortet. Die inhaltlichen Differenzen beruhen dabei weitgehend auf theoretischen und forschungsstrategischen Vorentscheidungen (cf BECKER-SCHMIDT 1980; FRERICHS 1983:8).

Die Forschungsperspektive von ECKART, JAERISCH und KRAMER richtet sich vornehmlich auf den Reproduktionsbereich. Ausgangspunkt der Analyse ist die Annahme, daß nicht die Lohnarbeit, sondern in erster Linie die Haus- und Familienarbeit weibliche Identität sichere (cf 1979:58). (11) Diese primäre Familienorientierung wird durch die Erwerbsarbeit nicht gebrochen, sondern eher noch verstärkt und findet ihren Ausdruck in einer "Planung gegen die Fabrik" (cf ebd.:74). Die Ergebnisse der Studie lassen sich - sehr verkürzt - in der These vom "familienbezogenen Instrumentalismus" zusammenfassen (cf ebd.:73f). Sie besagt, daß unter den Bedingungen eintöniger und inhaltsleerer Akkordarbeit den Arbeiterinnen die Tätigkeit in Haushalt und Familie als befriedigendere Alternative erscheine. Einziger positiver Bezugspunkt zur Fabrikarbeit sei der Lohn.

"So plant die Mehrheit der Frauen einen nur kurzfristigen Verbleib in der Lohnarbeit, und innerhalb dieser Zeit geht es für die meisten darum, im Akkord möglichst viel Geld zu verdienen. Was sie im einzelnen machen, ist ihnen gleichgültig ..." (ECKART/KRAMER 1981:123f)

Eine Gewichtung mit umgekehrtem Vorzeichen nehmen SCHÖLL-SCHWINGHAMMER und LAPPE vor. Sie gehen davon aus, daß die subjektive Einstellung zur Erwerbsarbeit ebenso durch "lebensgeschichtliche und aktuelle familiäre Voraussetzungen" beeinflußt wird wie durch "die realen Bedingungen am Arbeitsplatz" (1978:7). Obwohl sie ausdrücklich den komplexen "Vermittlungszusammenhang" zwischen den beiden Bereichen "Familie" und "Fabrik" untersuchen wollen (cf ebd.), konzentrieren sie sich in der empirischen Analyse auf die Erwerbsarbeit. Im Rahmen der Fragestellung nach dem Einfluß unterschiedlicher Arbeitsbedingungen auf die Arbeitszufriedenheit wird der familiäre Zusammenhang lediglich als zusätzlicher "Einflußfaktor" (cf ebd.:4) berücksichtigt. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, daß nur Frauen mit qualifizierteren Tätigkeiten Selbstbestätigung und Befriedigung aus ihrer Arbeit ziehen können. Anders stellt sich die Situation von Arbeiterinnen und Angestellten mit relativ niedrig qualifizierten Arbeiten dar:

"All jenen Frauen, die hochgradig arbeitsteilige und repetitive Tätigkeiten verrichten, bleiben solche auf Arbeitsinhalte gerich-

teten Identifikationschancen verwehrt. Sie definieren deshalb die Beziehung zu ihrer Arbeit auch vorrangig über die finanzielle Gratifikation und den sozialen Kontakt am Arbeitsplatz." (SCHÖLL-SCHWINGHAMMER 1979:166)

SCHÖLL-SCHWINGHAMMER/LAPPE bestätigen damit zunächst die "Instrumentalismus-These" - zumindest in bezug auf die überwiegende Mehrzahl erwerbstätiger Frauen mit niedriger beruflicher Qualifikation. Darüber hinaus kommen sie allerdings zu dem Ergebnis, daß die Erwerbstätigkeit einen eigenen positiven Stellenwert hat, weil sie Erfahrungsdimensionen enthält, die die isolierte Familiensituation nicht bieten kann (cf ebd.:166f). Außerhäusliche Arbeit kann demzufolge - und hier liegt eine entscheidende Differenz zu ECKART u.a. - auch bei Fabrikarbeiterinnen familiäre Orientierungen aufbrechen (cf ebd.).

BECKER-SCHMIDT u.a. dagegen weisen in ihrer Untersuchung die These vom "vorrangig instrumentellen Verhältnis" zur Lohnarbeit zurück (cf 1983:10). (12) Selbst unter den restriktiven Bedingungen des Akkordsystems wird die Lohnarbeit von den Arbeiterinnen nicht nur als "Negativposten der sogenannten Doppelbelastung verbucht" (1981a:56). Vielmehr sind alle Arbeitserfahrungen von positiven und negativen "Besetzungen" getragen, sie sind *ambivalent* (cf ebd.:63). Damit entzieht sich ihre empirische Erfassung gängigen Typologisierungen (cf ebd.:57).

"Obwohl Fabrikarbeiterinnen das Akkordsystem mit seinen körperlichen und nervlichen Belastungen hassen, gibt es im Betrieb und am Arbeitsplatz doch Anziehungskräfte, die sie bewegen, an der außerhäuslichen Tätigkeit festzuhalten. Verschleiß, Hetze, Monotonie, Bedürfnisreprimierung und Armut an Dispositionsspielräumen provozieren Zorn, Unwillen, den Wunsch aufzuhören; die soziale Kooperation, die Möglichkeit, sich durch kontrollierbare Leistungsvorgaben selbst zu bewerten und an anderen messen zu können, vor allem Anerkennungserfahrungen als 'gute Arbeiterin' und 'verlässliche Kollegin' sind dagegen positive, ja schwer verzichtbare Bezugspunkte des Selbstbewußtseins." (1983:10)

Diese ambivalente Einstellung läßt sich jedoch nicht nur auf widersprüchliche Arbeitserfahrungen im Betrieb zurückführen, sie "konturiert sich zusätzlich - positiv wie negativ - durch den abwägenden Vergleich zur häuslichen Sphäre" (ebd.). An anderer Stelle formulieren BECKER-SCHMIDT u.a. diesen Zusammenhang noch plastischer: "Es ist der Mangel der einen Sphäre, der die gegenteiligen in bestimmten Aspekten positiv erscheinen läßt; es sind die relativen Überschüsse der einen, die die Defizite der anderen wie im Vexierbild aufdecken." (1982:85)

Die positiven und negativen Arbeitserfahrungen in Familie und Fabrik äußern sich also in einer grundsätzlichen Doppelorientierung

der Frauen. Fabrik und Familie treten in ein Verhältnis "subjektiver Interdependenz" (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1982:85).

"Das Bedürfnis nach Familie und Beruf ist aber die subjektive Seite der objektiven Interdependenz der beiden Lebensbereiche. Das gilt auch bei Fabrikarbeit. Sie bedeutet den lohnabhängig arbeitenden Müttern Teilhabe an einer Sphäre der Öffentlichkeit, in der ihre Arbeit gesellschaftlich bewertet wird. Obwohl sie Bandarbeit und Akkord hassen, wollen sie nicht auf die Arbeit in der Familie reduziert werden. Reduktion ihres Arbeitsvermögens nur auf diesen Erfahrungsbereich schließt Segregation ein, impliziert Ausschließung aus einem wichtigen Feld sozialer Lernprozesse." (BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:25)

Für die Frauen entsteht durch die "subjektive Verwiesenheit" auf beide Erfahrungsbereiche ein "Dilemma" (cf ebd.). Seine Formulierung kann gleichzeitig als Fazit der Studie gelten: "beides zusammen - in der Fabrik tätig zu sein und in der Familie die materielle und psychische Versorgung zu leisten - das ist angesichts der konkreten Beschaffenheit beider Arbeitsbereiche zuviel; eines allein, ein Leben nur für die Familie und nur in der Familie, aber auch ein Leben ohne Familie - das ist zuwenig." (ebd.)

Diesen - hier allerdings sehr verkürzt wiedergegebenen - Ergebnissen liegt ein Forschungsansatz zugrunde, der in der theoretischen Konzeption über traditionelle industriesoziologische und arbeitspsychologische Forschungen hinausgeht (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a; BECKER-SCHMIDT 1982:298) und auch "forschungstechnische Innovationen" enthält (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:11). Entgegen der gewöhnlich praktizierten Präferenzierung eines Bereichs gehen BECKER-SCHMIDT u.a. konsequent von der objektiven *Interdependenz* von Produktions- und Reproduktionssphäre aus, die auch für die subjektiven Erfahrungen der Fabrikarbeiterinnen konstitutiv ist. Die subjektive Bedeutung der Lohnarbeit, so betonen die Autorinnen, läßt sich grundsätzlich nur über die beiden kontrastierenden Lebensbereiche "Familie" und "Fabrik" erschließen.

Um diesen Forschungsansatz einzulösen und insbesondere das zweifellos schwierige und systematisch ungelöste Problem der Beziehung zwischen den "differenten Praxisfeldern der Arbeiterexistenz ... und den psychischen - kognitiven, emotionalen, motivationalen - 'Umschriften' dieser komplexen Wirklichkeit in den Individuen" anzugehen (BECKER-SCHMIDT 1982:297f), nehmen die Autorinnen auf theoretischer Ebene eine Struktur- und Beziehungsanalyse vor. Die "doppelte Intention" der Studie - nämlich die "gleichrangige Beachtung soziostruktureller und sozialpsychologischer Aspekte" (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:15) - drückt sich in den beiden zentralen Kategorien "*Widerspruch*" und "*Ambivalenz*" aus. Sie sollen das Spannungsverhältnis zwischen den objektiven soziostrukturel-

len Bedingungen, denen die Frauen ausgesetzt sind, und deren subjektiver Verarbeitung erfassen.

"Die Kategorie 'Widerspruch' zielt auf eine umfassende Struktur-analyse der objektiven Realität, mit der Arbeitermütter konfrontiert sind. 'Fabrik' und 'Familie' werden sowohl als von einander (sic!) gesonderte und differente gesellschaftliche Teilsysteme untersucht, als auch zueinander ins Verhältnis gesetzt. Widersprüche zeigen sich auf verschiedenen Strukturebenen: auf der Ebene der Organisationsformen, auf der Ebene der sozialen Funktionszuschreibungen und auf der Ebene konkret abgeforderter Verhaltenszumutungen." (BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:15)

BECKER-SCHMIDT u.a. gehen dabei von einer "doppelt gefügten Widerspruchsstruktur" des weiblichen Lebenszusammenhangs aus (cf 1981a:58), womit auf zwei unterschiedliche Ebenen von Widersprüchen verwiesen wird: Einerseits sind die "Bereiche Familie und Fabrik ... gegeneinander widersprüchlich organisiert", was aus "qualitativ differente(n)" gesellschaftlichen Funktionszuweisungen resultiert (1982:84). "Wert- und Warenproduktion" auf der einen, "Sozialisation von Leben" auf der anderen Seite sind - in kapitalistisch organisierten Gesellschaften - einander widersprechende Imperative, die zu unterschiedlichen Organisationsstrukturen (der Zeit, der Arbeitsformen, der sozialen Beziehungen) und Verhaltensanforderungen für den einzelnen führen, die notwendig miteinander in Konflikt geraten (cf ebd.:50ff, 84ff); 1983:125ff).

Auf einer zweiten Ebene müssen allerdings auch Widersprüche innerhalb des jeweiligen Bereichs "Familie" oder "Fabrik" analysiert werden. Sie können hier nur allgemein angedeutet werden. Der Lebensbereich "Fabrik" ist grundsätzlich durch den der kapitalistischen Warenproduktion immanenten Widerspruch zwischen Gebrauchswert- und Tauschwertproduktion gekennzeichnet. Er zieht eine Vielzahl von Widersprüchen und Gegenläufigkeiten im konkreten Arbeitsprozeß nach sich, die - auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus - unter strukturellen und funktionalen Gesichtspunkten ebenso beschrieben werden können wie im Hinblick auf die widersprüchlichen Handlungsanforderungen, die an die einzelne Arbeiterin und den einzelnen Arbeiter gestellt werden. So drückt sich beispielsweise der grundlegende Konflikt kapitalistischen Profitinteresses - möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu produzieren, andererseits aber eine bestimmte Qualität der Produkte zu erzielen, um sie verkaufen zu können - auch in widersprüchlichen Anforderungen etwa für Akkordarbeiterinnen aus: "viel, aber auch gut; schnell, aber auch sorgfältig arbeiten zu müssen" (BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:21). Für die "Familie" lassen sich - ausgehend von dem abstrakt formulierten Widerspruch zwischen "Individuation und Vergesellschaftung" (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1982:84) - ebenfalls viel-

fältige Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten beschreiben (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1981b, 1982:69ff).

Nun sind die in der Analyse objektiver gesellschaftlicher Realität ermittelten strukturellen Widersprüche in und zwischen den beiden Lebensbereichen der *subjektiven* Erfahrung nicht unmittelbar zugänglich. Der 'Warencharakter der Arbeitskraft', das Verhältnis zwischen Tausch- und Gebrauchswert sind äußerst abstrakt gefaßte Strukturmerkmale gesellschaftlicher Verhältnisse; sie können nicht "direkt" erlebt werden (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:22). In der konkreten Arbeits- und Lebenspraxis treten sie den Subjekten vor allem in Gestalt widersprüchlicher Verhaltensanforderungen entgegen (cf ebd.:23). Sie drücken sich aber auch darin aus, daß ein und derselbe "Objektbereich" Bezugspunkte gleichzeitig für positive und negative "Besetzungen" bietet (cf ebd.:22). Auf diese im Alltag erfahrbaren und im täglichen Wechsel zwischen Fabrik und Familie wiederkehrenden Widersprüche und Kontrasterfahrungen reagieren die Frauen ambivalent:

"Der sozialpsychologische Begriff 'Ambivalenz' will die Analyse zur subjektiven Seite hin öffnen: er benennt zunächst einmal widerstreitende Handlungsimpulse, Affekte und Argumente. Er soll Licht werfen auf die Art und Weise, wie die von uns befragten Frauen selbst ihre Realität wahrnehmen, bearbeiten und wiedergeben." (ebd.:15)

"Ambivalenz" ist also die dem Widerspruchsbegriff korrespondierende Kategorie auf der subjektbezogenen Analyseebene. Mit dieser begrifflichen Parallelkonstruktion soll jedoch - wie die Autorinnen ausdrücklich hervorheben - keine einfache Widerspiegelungsrelation unterstellt werden (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:15). BECKER-SCHMIDT u.a. wollen "durch die Berücksichtigung innerpsychischer Vorgänge der methodischen Gefahr entgegenwirken, Ambivalenzen einfach als Reflex objektiver Zwiespältigkeiten zu begreifen" (ebd.). Im Fortgang ihrer theoretischen Argumentation beziehen sie deshalb den Ambivalenzbegriff - mit Verweis auf die Psychoanalyse - auf affektive Konflikte und grenzen ihn von den Begriffen "Ambitendenz" und "Inkonsistenz" ab, die psychische Konflikte auf motivationaler bzw. kognitiver Ebene bezeichnen (cf ebd.:23, 1981a:59).

Obwohl diese Differenzierung prinzipiell einleuchtet und in der Interpretation des empirischen Materials durchaus Bestätigung findet, bleibt die theoretische Entwicklung der Begrifflichkeit unbefriedigend. Die punktuellen Verweise auf Theoriezusammenhänge - z.B. global auf "die" Psychoanalyse (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983: 23), auf GIOVANNI JERVIS, einen politischen Vertreter der "Antipsychiatrie" (cf ebd.:20), oder auf den "klassischen" Psychiater EUGEN BLEULER (cf 1981a:59) - lassen das theoretische Fundament der Studie zumindest inkonsistent erscheinen.

Trotz dieser Mängel muß die grundsätzliche Fragerichtung, in der die Studie konzipiert ist, positiv hervorgehoben werden. Ähnlich wie SCHUMANN u.a. wenden sich die Autorinnen gegen die "Tendenz, Inkonsistenz und Ambivalenz als subjektives Versagen aufzufassen ... (und) halten ... daran fest: Inkonsistenz, Ambivalenz und Ambitendenz als kognitiver, emotionaler und motivationaler Ausdruck gesellschaftlich ungenügend gelöster Konfliktkonstellationen sind zunächst einmal als notwendige, vielleicht einzig adäquate Reaktionsweisen auf eine Realität zu begreifen, die den Frauen solche Widersprüchlichkeit vorsetzt." (BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:23) (13) Diese Forschungsdisposition bestimmt auch die methodische Anlage der Untersuchung.

Um die subjektiven Bezugspunkte in beiden Arbeits- und Lebensbereichen und vor allem die vielschichtigen Ambivalenzen im Umgang mit der widersprüchlichen Realität empirisch zugänglich zu machen, wählen BECKER-SCHMIDT u.a. einen qualitativen Forschungsansatz, der "themenzentriertes Interview" und "biographische Methode" kombiniert (cf 1983:26ff, 30ff). Die Forscherinnen betrachten die befragten Frauen als "Experten", denen sie für die Darstellung ihrer Erfahrungen und Einschätzungen "breiten Raum lassen" (cf ebd.:26), und legen besonderes Gewicht auf die Gestaltung des Interviewleitfadens. Die grobe thematische Dreiteilung der Interviews (zu den Komplexen "Biographie", "Fabrik", "Familie"; cf ebd.:27) darf dabei nicht die Möglichkeit verstellen, daß die Befragten die komplexen Beziehungen zwischen den verschiedenen Lebensbereichen und ambivalente Reaktionen zum Ausdruck bringen.

BECKER-SCHMIDT u.a. gehen von der Annahme aus, daß die interviewten Frauen die Lebensbereiche Familie und Betrieb nicht "konstant", sondern in Abhängigkeit vom jeweiligen thematischen Gesprächszusammenhang gewichten und bewerten. Die Frage nach der subjektiven Bedeutung der Arbeit in der Fabrik z.B. führt im Gesprächskontext "Haus- und Familienarbeit" zu anderen "Akzentuierungen" als im direkten Bezug der betrieblichen Arbeitserfahrungen (cf 1983:27). Um mit der hier "offensichtlich werdenden Interdependenz beider Lebensbereiche systematisch umgehen zu können", haben die Forscherinnen den "*Perspektivewechsel*" als Methode der Leitfadenskonstruktion entwickelt (cf 1981a:60, auch 1983:27ff): In jedem Themenkomplex (Biographie, Fabrik, Familie) wird an geeigneten - in der "theoretischen Analyse und Hypothesenbildung" festgelegten - "Bezugspunkten" den befragten Frauen Gelegenheit gegeben, einen "Perspektivewechsel zum konkurrierenden/kontrastierenden Erfahrungsbereich" vorzunehmen (1983:27). Dieses methodische Prinzip eröffnet die Möglichkeit, daß die befragten Arbeiterinnen "bereichsspezifische Erfahrungen im komplexen Beziehungskontext" des gesamten Lebenszusammenhangs darstellen und nicht nur in "forschungstechnisch segmentarisierte(n) Teilbereiche(n)" (1983:26).

Der Perspektivewechsel bezieht sich aber nicht nur auf das "topische" Verhältnis von Erfahrungen aus den kontrastierenden Lebensbereichen. Er soll auch die zeitliche Dimension, die zeitliche Perspektivität von Erfahrungen berücksichtigen und damit einen Zugang zur "Veränderung von Einstellungen, Motiven und Bedürfnissen im Prozeß der Lebensgeschichte" eröffnen (1983:27). Grundlage dafür ist die biographische Methode (cf ebd.).

BECKER-SCHMIDT u.a. beschränken somit die Frage nach der subjektiven Bedeutung der Lohnarbeit im Kontrast zur Haus- und Familienarbeit nicht auf eine aktuelle "Momentaufnahme" (cf ebd.: 11), sondern sehen im "soziobiographischen Rückbezug" einen weiteren wichtigen "Zugang zu den subjektiven Dimensionen des Problemzusammenhangs" (ebd.:10f). Die Frage, "inwieweit die aktuelle Bedeutung der Fabrikarbeit in der Lebensgeschichte der ... befragten Frauen ihren Hintergrund" hat (ebd.:20), berührt das Problem der Konstitution des weiblichen Arbeitsvermögens. Um diesen Konstitutionsprozeß erfassen zu können, müssen "sowohl klassen- als auch geschlechtsspezifische Sozialisationsbedingungen" beachtet werden (ebd.:37, cf auch ebd.:20, 95ff).

Die zuletzt angesprochene Frage des weiblichen Arbeitsvermögens darf nicht dazu führen, die Bedeutung der Studie allein im Kontext sozialwissenschaftlicher *Frauenforschung* zu sehen. Der gewählte Grundansatz, Erwerbsarbeit und "Privatsphäre" gleichermaßen zu berücksichtigen und vor allem die *Interdependenz* beider Bereiche und ihre subjektive Repräsentation in der Lebensgeschichte zu untersuchen, ist für industriesoziologische und arbeitspsychologische Forschungen allgemein von Interesse. Was z.B. SCHUMANN u.a. fordern und in ihrer Untersuchung umzusetzen versuchen, zeigt die Konfrontation mit den Erfahrungen lohnabhängig arbeitender Frauen systematisch und mit unübersehbarer Deutlichkeit: die subjektive Bedeutung von Lohnarbeit läßt sich nur im Kontext des gesamten Lebenszusammenhanges - des Alltagslebens und der Lebensgeschichte - begreifen. Die *Perspektivität* des Subjektbezuges muß berücksichtigt werden. Je nachdem, von welchem "Standpunkt" aus sich das Subjekt auf seine Arbeit bezieht, ändert sich auch seine "Sichtweise". Das zeigt sich nicht nur an veränderten Situationen innerhalb des Betriebes - etwa am Unterschied zwischen einem "normalen" Arbeitstag und einer Streiksituation (14) -, sondern auch im täglichen Wechsel von betrieblicher Arbeit und außerbetrieblicher Lebenssituation, dem Männer schließlich genauso unterworfen sind wie Frauen.

Ein zweites wird an den Erfahrungen von Frauen besonders deutlich erkennbar: Das Verhältnis zur Lohnarbeit und die Art und Weise, mit den konkreten Anforderungen im betrieblichen Alltag umzugehen, wird maßgeblich durch Arbeitserfahrungen "außerhalb der Fabrik" mitbestimmt. (15) Es ist davon auszugehen, daß auch Männer

solche Arbeitserfahrungen machen, die andere Qualitäten und Bedeutungsaspekte enthalten als die Lohnarbeit, die aber in die Lohnarbeit "hineingetragen" werden.

Vor diesem Hintergrund läßt sich fragen, ob der herkömmliche Arbeitsbegriff nicht "in doppelter Hinsicht: über den Betrieb hinaus und betriebsimmanent" (BECKER-SCHMIDT 1982:308) erweitert werden müßte. Eine solche Erweiterung bezöge sich nicht nur auf die Integration der Reproduktionsarbeit in die Analysen der politischen Ökonomie, sondern ebenso auf die "Erarbeitung eines sozialpsychologischen Referenzsystems, das die individuelle und kollektive Bedeutung verschiedener Arbeitsformen einzufangen in der Lage ist" (BECKER-SCHMIDT 1983:412) - auf die Frage der Subjektivität also.

Die Untersuchungen von BECKER-SCHMIDT u.a. beantworten diese Fragen nicht; ihr Verdienst ist es vielmehr, sie überhaupt gestellt und an konkreten Lebensgeschichten überzeugend entfaltet zu haben. Deshalb liefern sie - trotz der angedeuteten grundlegenden Defizite auf systematisch-theoretischer Ebene - wichtige Anknüpfungspunkte für die vorliegende Studie.

1.3 "Partialisierung" und "Entzweiung" der Persönlichkeit

Die Kritik an einseitig betriebszentrierten Ansätzen in den Sozialwissenschaften impliziert noch keine theoretische und forschungsstrategische Alternative. Auch die Forderung, den "gesamten Lebenszusammenhang" von Arbeiterinnen und Arbeitern zu untersuchen, kann durchaus unterschiedlich interpretiert werden. Die vorliegende Studie geht wie BECKER-SCHMIDT u.a. davon aus, daß die alltäglichen und biographischen Erfahrungen von Menschen nicht in die Bereiche "betriebliche Arbeitssituation" und "Privatleben" auseinanderfallen, sondern in einem sehr komplexen *inneren* Zusammenhang stehen. Daraus ist zunächst die Konsequenz zu ziehen, daß auch die Frage nach dem subjektiven Verhältnis zur Lohnarbeit nur im Kontext des gesamten Lebenszusammenhangs, der Biographie, untersucht werden kann.

Eine andere Konsequenz deutet sich etwa in der feministischen Forschung an. Die notwendige Konzentration auf lange vernachlässigte Themen wie Hausarbeit, Unterdrückungszusammenhänge und Lebensmöglichkeiten von Frauen in der Familie erscheint zuweilen als schlichte Umkehrung produktionszentristischer Ansätze. Es besteht zumindest die Tendenz, infolge der neuen Akzentsetzung die Bedeutung der Lohnarbeit für die Identität der Arbeitenden zu unterschätzen, sie gegenüber vorgängigen biographischen Prozessen und dem außerbetrieblichen Lebenszusammenhang als zweitrangig

zu betrachten. Eine solche Perspektive schreibt jedoch die problematische theoretische Trennung von Produktion und Reproduktion fort - lediglich mit umgekehrtem Vorzeichen.

Die Diskussion um das Verhältnis zwischen Arbeit und Lebenszusammenhang hat jedoch nicht nur wissenschaftsinterne Bedeutung. Sozialwissenschaftliche Forschung, die den familiären, "privaten" Lebenszusammenhang akzentuiert, steht in der Gefahr, auch gegen ihre Intention für politische Strategien mißbraucht zu werden. Angesichts der aktuellen ökonomischen Situation und der absehbaren Folgen weiterer Rationalisierung könnten gerade Untersuchungen zur Frauenarbeit, die die subjektive Bedeutung des familialen Lebenszusammenhangs herausarbeiten, als Argument verwendet werden, um Frauen vom Arbeitsmarkt fernzuhalten - anstatt die politische Forderung von Frauen zu unterstützen, "daß Veränderungen nicht nur am Arbeitsplatz, sondern in der arbeitsteiligen Struktur ihres gesamten Lebenszusammenhangs (Fabrik, Familie, Freizeit) stattfinden müssen" (BECKER-SCHMIDT u.a. 1981a:73).

In einem ähnlichen Dilemma stehen Forschungen, die sich mit der subjektiven Wahrnehmung industrieller Arbeitsprozesse beschäftigen. Vom wissenschaftlichen Kontext gelöst, könnte etwa der Befund, daß auch Akkordarbeit subjektiv als sinnvoll erlebt wird, "verkehrt" und als Argument gegen die Veränderung restriktiver Arbeitsbedingungen angeführt werden. Um solche "Fehlinterpretationen" mindestens zu erschweren, ist es daher notwendig, auf die massiven negativen Auswirkungen von (industrieller) Lohnarbeit auf die Persönlichkeitsentwicklung hinzuweisen. Damit sind Forschungen zur beruflichen Sozialisation angesprochen, verstanden als Sozialisation für und durch die Arbeitstätigkeit (cf stellvertretend HEINZ 1980), vor allem aber kritische Positionen innerhalb der Arbeitspsychologie.

Ausgangspunkt ist hier die grundsätzliche Annahme, daß die Ausbildung der Persönlichkeitsstruktur und der persönlichen Identität wesentlich von den Fähigkeiten oder - handlungstheoretisch gesprochen - von der Entwicklung der persönlichen Handlungskompetenz abhängt (cf bes. VOLPERT 1975, 1979). SEVE spricht in seiner marxistisch begründeten Theorie der Persönlichkeit davon, daß "die wichtigste progressive Funktion der Persönlichkeit die Entwicklung der Fähigkeiten" sei (1977:319). Da die Persönlichkeitsentwicklung nicht auf die Aneignung von Fähigkeiten in Kindheit und Jugend beschränkt ist, sondern die gesamte Lebensspanne umfaßt (16), ist davon auszugehen, daß Handlungs- und Lernprozesse am Arbeitsplatz erhebliche sozialisatorische Bedeutung haben (17). Damit sind nicht nur positive Entwicklungsmöglichkeiten durch Aneignung und Erweiterung von Fähigkeiten gemeint. Es müssen auch negative, die psychischen Strukturen deformierende Einflüsse (18) untersucht werden, die bei der hochgradig arbeitsteiligen Organisation industrieller Arbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen vermutlich überwiegen (cf LEMPERT 1979:89).

Dem Handlungsbereich *Arbeit* kommt also, obwohl er zunächst "im individuellen Handeln nur einer neben anderen" ist, "besondere Wichtigkeit" zu (cf VOLPERT 1979:30). Als zentraler Ort der Vermittlung zwischen individuellem Handeln und Gesellschaft ist er gewissermaßen der "Kernbereich" der Persönlichkeitsentwicklung. Wie diese wird auch die berufliche Sozialisation nicht als "irgendwann abgeschlossen" betrachtet, sondern als prinzipiell lebenslanger Prozeß (cf stellvertretend GROSKURTH 1979). Die These von der zentralen Bedeutung der Arbeit für die Persönlichkeit ist jedoch nicht nur theoretisch abgeleitet. Sie findet in Untersuchungen zur Arbeitslosigkeit (19) eine traurige empirische Bestätigung: Sie zeigen, daß bereits die Tatsache, *überhaupt Arbeit zu haben*, wesentliche Bedingung für die Identitätsentwicklung ist - zumindest in Gesellschaften und für gesellschaftliche Gruppen, für die gilt, daß "der Status und die Identität eines Menschen ... vor allem über die Arbeit definiert" sind (JAHODA 1981:71).

Mit dieser Feststellung ist allerdings noch nicht geklärt, wie Arbeit und Persönlichkeit im einzelnen miteinander vermittelt sind. LEMPERT u.a. haben den anspruchsvollen Versuch unternommen, dieses Vermittlungsverhältnis konzeptuell zu fassen. In einer breit angelegten Analyse verschiedener theoretischer Konzeptionen haben sie "arbeitsrelevante Aspekte psychischer Strukturen" und "psychisch relevante Aspekte gesellschaftlicher Arbeit" sowie die komplexen Vermittlungsprozesse zwischen beidem (cf LEMPERT 1979) gewissermaßen "herausgefiltert". Sie schlagen ein theoretisches Rahmenmodell vor, in dem die interessierenden Aspekte von Arbeit und Lernen (bzw. Persönlichkeitsentwicklung) auf verschiedenen "Aggregationsniveaus" geordnet (cf ebd.:89) und in bezug auf ihren Ort in der "Person-Umwelt-Interaktion" bestimmt werden (cf LEMPERT u.a. 1979: bes. 563ff). Daß dieses Rahmenmodell die komplexe Beziehung zwischen Arbeit und Lernen nicht in allen denkbaren Aspekten erfassen kann, wird von LEMPERT u.a. zugestanden (cf 1979: 562). "Auswahl und Dimensionierung" ihrer Kategorien sind "durch wertende Vorentscheidungen mitbestimmt: Wir wollen Arbeitsbedingungen, Betriebs- und Unternehmensstrukturen sowie Arbeitsmärkte als Sozialisationsmilieus nicht unter beliebigen Gesichtspunkten analysieren, sondern danach fragen, wie sie die Entwicklung der Potentiale zu autonomem Handeln fördern beziehungsweise behindern." (LEMPERT u.a. 1982:509)

Schlüsselkategorien zur Erfassung der objektiven Arbeitsbedingungen und der subjektiven Lern- und Entwicklungsprozesse sind "Restriktivität" und "Flexibilität" (cf ebd.:509f). Sie kennzeichnen auch die spezifische Ausrichtung der Studie "im Interesse der Befähigung und Ermutigung der Individuen zur Beseitigung überflüssiger Benachteiligungen und Abhängigkeiten, das heißt mit dem Akzent auf objektiver Restriktivität und subjektiver Flexibilität beziehungsweise

auf den Rückwirkungen letzterer auf erstere" (LEMPERT u.a. 1979: 563). Ob die mit der theoretisch und methodisch sehr komplex angelegten Untersuchung verbundenen Erwartungen erfüllt werden können, bleibt abzuwarten. Immerhin ist interessant, daß auch LEMPERT u.a. Fallstudien und qualitative Analysen für einen aussichtsreichen Zugang zum Forschungsproblem halten (zur methodischen Konzeption der Untersuchung cf HOFF/LAPPE/LEMPERT 1983).

Das Spannungsverhältnis zwischen "Restriktivität" und "Flexibilität", um noch einmal die Kategorien von LEMPERT u.a. zu verwenden, taucht zumindest in handlungstheoretisch orientierten Ansätzen immer wieder als zentrales Problem auf (cf etwa das Konzept der objektiven und subjektiven "Kontrolle" über die Arbeitsbedingungen und die eigene Tätigkeit bei FRESE (1977, 1979)). In diesem Zusammenhang verdient besonders die von VOLPERT (1974, 1975, 1979) entwickelte "Handlungsstrukturanalyse" Beachtung, da sie von den konkreten historischen Produktionsverhältnissen im Kapitalismus ausgeht.

VOLPERT knüpft an HACKERs Modell der "hierarchisch-sequentiellen Organisation des Handelns" (HACKER 1973) an und betont die Bedeutung des *Handlungsspielraums* für die Persönlichkeitsentwicklung. Er charakterisiert die Arbeit im spätkapitalistischen industriellen Produktionsprozeß mit der These einer zunehmenden "*Partialisierung der Handlungen*" (cf 1974:56ff; 1975:160ff, 168ff).

"Dem Arbeiter wird die Entscheidung darüber, was er herstellt und wie er das tut, bis in den kleinsten Handgriff hinein entzogen, er ist - soweit es das ökonomische Verhältnis zwischen Lohnarbeiter und Kapitalisten angeht - nicht mehr Herr seines Handelns: seine Tätigkeit wird vereinfacht, zerstückelt, der schöpferischen und planerischen Momente beraubt." (1979:35)

VOLPERT sieht diese Partialisierung der Handlungen und ihre negativen Folgen für den Aufbau persönlicher Handlungskompetenz und einer persönlichen Motivstruktur (also für die Persönlichkeit insgesamt) nicht auf die Lohnarbeit begrenzt. Nicht nur die spezifischen "Arbeitsvoraussetzungen" werden beeinträchtigt, sondern auch die *allgemeinen Handlungsvoraussetzungen*. Auch den gesellschaftlich organisierten *Aneignungsprozeß* (familiäre, schulische und berufliche Sozialisation) beschreibt er als "partialisiert". Schließlich gelangt er in seiner Analyse zu der Feststellung, daß "auch Freizeitverhalten als Teil der aktuellen Reproduktion gewordener Arbeitskraft ... im wesentlichen Einübung in partialisierte Handlungen der Arbeit dar(stellt)" (1975:171) und nur scheinbar kompensatorischen Charakter habe (cf ebd.). Sein Resümee: "Partialisiertes Lernen und partialisiertes Handeln sind zwei Aspekte desselben Tatbestandes: einer von Grund auf blockierten, gesellschaftlich unmöglich gemachten Aneignung der entwickelten Fähigkeiten des Menschen als Gattungswesen." (1975:172)

Dieser als "allgemeine" (d.h. auf den gesamten Lebensbereich bezogene) Partialisierung charakterisierte Prozeß korrespondiert Überlegungen, die SEVE im Zusammenhang seiner "Topologie der Persönlichkeit" anstellt. Da SEVE "Persönlichkeit", allgemein ausgedrückt, als "komplexes System von Handlungen" in der Zeit begreift (cf 1977:309), sind die Begriffe *Handlung* und *Aktivität*, die die zeitliche Dimension beinhalten, Grundkategorien seiner Theorie (20). Die "Infrastruktur" oder "Topologie" der Persönlichkeit faßt er entsprechend als "System der tatsächlichen zeitlichen Verhältnisse zwischen den verschiedenen objektiven Aktivitätskategorien eines Individuums" (ebd.:341) oder, anders ausgedrückt, als "*Zeitplan*".

"Als konkrete zeitliche Struktur bringt er die Logik einer *einmaligen* Aktivität, einer *einmaligen* Persönlichkeit zum Ausdruck; diese Logik folgt jedoch mit Notwendigkeit einer *allgemeinen* Topologie des Zeitplans ... der *Zeitplan* (ist) die *wirkliche Infrastruktur der entwickelten Persönlichkeit*" (ebd.).

In SEVEs Analyse geht es um die *allgemeine* Bestimmung des "Zeitplans". Er läßt sich jedoch nicht für "die" Persönlichkeit schlechthin beschreiben, sondern nur in bezug auf die jeweilige Stufe historisch-gesellschaftlicher Entwicklung - im vorliegenden Fall also für eine "Gesellschaft mit quasi universeller Herrschaft kapitalistischer Verhältnisse" (ebd.:344). Für sie stellt SEVE fest:

"Die Gesamtheit der infrastrukturellen psychologischen Aktivität wird dort bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Individuen (nicht bei allen) beherrscht von dem Gegensatz zwischen den Aktivitäten der *gesellschaftlich produktiven* Arbeit einerseits und den *unmittelbar auf das Selbst bezogenen* Aktivitäten andererseits. Weitere Aktivitäten verschiedener Art haben dabei eine komplexe Stellung zwischen diesen beiden grundlegenden Kategorien." (ebd.:344)

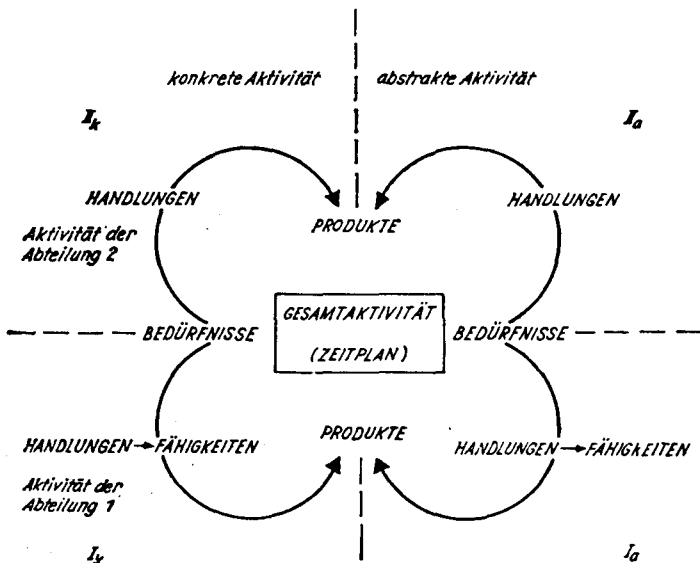
"Gesellschaftlich produktive Arbeit" ist hier im Sinne der MARXschen Analyse definiert als Mehrwert produzierende oder der Selbstverwertung des Kapitals dienende Arbeit. "Gesellschaftlich produktiv" ist also nur die Arbeit, die die abstrakte Form annimmt, die *Lohnarbeit*. Gestützt auf diese Bestimmung unterteilt SEVE die infrastrukturelle Gesamtaktivität (21) in "abstrakte" und "konkrete Aktivität":

"*Abstrakte Aktivität*" ist dann "die persönliche Aktivität gesellschaftlich produktiver Arbeit (im kapitalistischen Sinn) ..., obwohl sie natürlich auch einen konkreten Aspekt hat; sie ist aber eben als abstrakte Arbeit gesellschaftlich produktiv, und das macht auch das *Wesentliche* ihres psychologisch produktiven Charakters aus" (ebd.:345).

"Konkrete Aktivität" bezeichnet dagegen "die ganze unmittelbar auf das Individuum selbst bezogene persönliche Aktivität, so zum Beispiel die Handlungen zur unmittelbaren Befriedigung persönlicher Bedürfnisse, das Erlernen von neuen Fähigkeiten, die nichts mit der Ausübung und den Erfordernissen der gesellschaftlichen Arbeit zu tun haben" (ebd.:345).

Die Unterscheidung erscheint in gewisser Weise konstruiert. Es gibt eine Vielzahl unterschiedlicher Zwischenformen produktiver Aktivitäten. So dienen beispielsweise viele "konkrete Aktivitäten" mehr oder weniger der Reproduktion der Arbeitskraft. Andererseits können auch "abstrakte Aktivitäten", z.B. im Produktionsprozeß vollzogene Lernprozesse, wichtiger Bestandteil der auf das Selbst bezogenen Handlungen werden. Andere Aktivitäten, z.B. die interpersonellen und die gesamten häuslichen Aktivitäten, bezeichnet SEVE als dem Wesen nach "intermediär" (cf ebd.:346). (22)

Eine weitere Differenzierung der Handlungen, die quer zu den Kategorien "abstrakte" vs. "konkrete Aktivitäten" liegt, nimmt SEVE unter dem Aspekt der Ausbildung von Fähigkeiten vor. Er unterschei-



Hypothetischer Entwurf zur allgemeinen Topologie von in kapitalistischen Individualitätsformen produzierten Persönlichkeiten

(aus: SEVE 1977:355)

det prinzipiell zwischen Handlungen, "die Fähigkeiten produzieren, entwickeln oder besonders ausprägen ("Abteilung I" der Handlungen), und Aktivitäten, "die unter alleinigem Einsatz bereits vorhandener Fähigkeiten dies oder jenes Resultat produzieren ..." ("Abteilung II") (ebd.:319). Ausgehend von diesen Kategorien schlägt er ein hypothetisches Modell zur "Topologie des wirklichen Zeitplans als der Infrastruktur der Persönlichkeit unter kapitalistischen Verhältnissen" vor (ebd.:355). Eine graphische Darstellung veranschaulicht die "komplexe Überlappung von vier Grundkreisläufen" (ebd.; s. die Skizze auf S.38 des vorliegenden Textes).

Anhand dieses Modells entwickelt SEVE verschiedene Thesen über die Entwicklungsbedingungen und -verläufe der Persönlichkeit. Sein Grundgedanke richtet sich dabei auf die *strukturellen Grenzen*, die der vollen Entfaltung der Persönlichkeit unter kapitalistisch organisierten Arbeits- und Lebensbedingungen gesetzt sind. Eine ungehinderte Persönlichkeitsentwicklung wäre durch eine kontinuierliche Dominanz solcher Handlungen gegeben, die einen Zuwachs an Fähigkeiten ermöglichen (cf SEVE 1977:366ff). SEVE betont, daß nicht nur äußere "psychobiologische" und "psychosoziale" Hindernisse wirksam werden (cf ebd.:367), sondern in erster Linie die *inneren zeitlichen Verhältnisse* zwischen den Aktivitätskategorien der Infrastruktur der Persönlichkeit (zur "organischen Zusammensetzung des Zeitplans" cf ebd.:368ff).

Diese "Ökonomie der Zeit" (ebd.:348) erschließt den Zugang zu den Hauptwidersprüchen der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Ein allgemeines Merkmal der Persönlichkeitsentwicklung unter kapitalistischen Bedingungen ist nach SEVE der "tendenzielle Fall der psychologischen Fortschritttrate" (cf ebd.:369). (23) Die lebensgeschichtlich zunehmende Dominanz "abstrakter" Aktivitäten der "Abteilung II" (gesellschaftliche Verwertung bereits vorhandener Fähigkeitenpotentiale ohne Lernzuwachs) bewirke eine "tendenzielle Verknöcherung der Persönlichkeit" (ebd.:371). Damit ist die Reduktion der Möglichkeiten, neue Fähigkeiten zu erwerben, gemeint - ein Prozeß, der lange vor dem biologischen Altern und unabhängig von ihm einsetzt.

Unter Berücksichtigung des Widerspruchs zwischen "abstrakter" und "konkreter Aktivität" gelangt SEVE schließlich zu der These einer "Entzweigung der Persönlichkeit" (ebd.:371), womit er "die Gesamtheit der Trennungs- und Scheidungsprozesse zwischen ihren verschiedenen Sektoren, vor allem zwischen abstrakter und konkreter Persönlichkeit" (ebd.) meint. So schreibt er zum Problem der "abstrakten Aktivität", also der Lohnarbeit:

"Die abstrakte Aktivität ist nur noch *Mittel* für den Unterhalt eines konkreten Lebens, das selbst bei weitem kein Ziel mehr an sich ist und die Rolle einer illusorischen *Kompensation* für den entfremdeten Charakter des abstrakten Lebens spielt. Eine derar-

tige Persönlichkeit ist also bis ins Mark entfremdet, und zwar durch die kapitalistischen Verhältnisse, die mehr oder minder im Kostüm psychologischer 'Gegebenheiten' auftreten ..." (1977:373)

Diese Kennzeichnung der Persönlichkeitsentwicklung unter den Bedingungen kapitalistischer Lohnarbeit stimmt im Kern mit VOLPERTs These einer "allgemeinen Partialisierung" überein. Nun stehen jedoch beide Ansätze offensichtlich in einem gewissen Widerspruch zu den bisher diskutierten Befunden, daß Individuen auch äußerst "partialisierte" Handlungen subjektiv noch zu einem sinnvollen Ganzen integrieren, daß sie ein Stück ihrer Subjektivität (ihrer biographisch erworbenen Erfahrungen und Ansprüche, ihrer Erwartungen und Bedürfnisse) nicht nur "an die Arbeit herantragen", sondern *in die Arbeit einbringen* und daß sie schließlich ihre Identität *auch* aus äußerst entfremdeten Arbeitsprozessen beziehen (s. I.1.1 und I.1.2). Diese Diskrepanz klärt sich nur auf, wenn VOLPERTs und SEVEs Thesen als Kennzeichnung einer objektiv beschreibbaren *allgemeinen Tendenz* der Persönlichkeitsentwicklung unter kapitalistischen Produktionsbedingungen verstanden werden. Es handelt sich um vergleichsweise abstrakte Analysen der grundsätzlichen Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung im Kapitalismus, nicht um Aussagen über empirische Äußerungsformen konkreter Persönlichkeiten. SEVE weist selbst deutlich darauf hin:

"Die Spaltung zwischen konkreter Persönlichkeit und abstrakter Persönlichkeit bringt die psychologische Aktivität in Gegensatz zu sich selbst und zwingt ihr eine Entwicklungsweise auf, die sie in unüberschreitbare Grenzen einschließt. Daher haben alle auf der Grundlage kapitalistischer Verhältnisse herausgebildeten Persönlichkeiten eine gemeinsame Topologie, jedoch mit einer unerschöpflichen Vielfalt von konkreten Äußerungsbedingungen und widersprüchlichen Entwicklungsformen." (1977:349)

Damit werden die Grenzen der Analysen von SEVE und VOLPERT deutlich. Sie sind außerordentlich hilfreich, wenn es um eine Gesamteinschätzung des Verhältnisses von Lohnarbeit und Persönlichkeit im Kapitalismus geht. Sie liefern eine mögliche Grundlage und einen Rahmen für die Analyse konkreter Teilaspekte dieses Verhältnisses, etwa für die Frage nach der subjektiven Bedeutung von Arbeit. Aber sie können solche Analysen nicht ersetzen oder überflüssig machen. In der Konfrontation mit den "konkreten Äußerungsbedingungen" und "widersprüchlichen Entwicklungsformen" treten häufig Aspekte in den Vordergrund, die in der allgemeinen theoretischen Behandlung des Problems nicht gesehen werden. Angesichts konkreter Lebensgeschichten von Arbeiterinnen und Arbeitern drängt sich die Frage geradezu auf, wie Subjekte *trotz* der strukturellen Beschränkungen und Partialisierungen durch die Lohnarbeit und *gegen* sie "überleben" und auch Perspektiven entwickeln, die über sie hinausweisen. Eine voll-

ständig "partialisierte" oder "entzweite" Persönlichkeit ist konkret nicht vorstellbar. Es ist also anzunehmen, daß es in jeder Biographie eines Individuums wie auch immer reduzierte, aber nicht vollständig vernichtete Spielräume gibt, in denen Handlungen durch jene Qualitäten gekennzeichnet sind, die VOLPERT als Voraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung nennt: "planende Strategie", "inhaltliche Orientierung" und "Mitentscheidung" (cf 1979:41f). Solche Spielräume, überhaupt Bewältigungsstrategien zu "entdecken", die in einer bloß theoretischen Analyse nicht zum Tragen kommen, ist ein zentrales Interesse der vorliegenden Untersuchung.

1.4 Arbeit und Zeit

Eine wesentliche Dimension der subjektiven Bedeutung der Arbeit im Leben gesellschaftlicher Individuen ist bisher allenfalls implizit angesprochen worden: die Einbindung des Subjekts in eine *gesellschaftliche Zeitperspektive*. Arbeit "kostet" Zeit. Der "Heißhunger nach Mehrarbeit" (MARX), den das Kapital im Lohnarbeitsverhältnis gleichsam institutionalisiert, "stiehlt" dem Arbeiter Lebenszeit (cf MEW 23:244ff). Andererseits zerfließt die Zeit, wo sie nicht über gesellschaftliche Arbeit - und das heißt in aller Regel: über Lohnarbeit - *organisiert* wird. Arbeitslosigkeit - das gilt als "klassisches" Ergebnis soziologischer Forschung - bewirkt eine *Entstrukturierung* der Zeit (cf JAHODA/LAZARFELD/ZEISEL (1933) 1978:83-92; WACKER 1977:114ff; HEINEMANN 1978:113-127 u.v.a.). Zeit aber ist "das Gehäuse, in dem sich Vornahmen, Wünsche, Pläne und Handlungen einlagern. Die Enteignung der Verfügungsmöglichkeiten über diesen Raum stellt eine vitale Bedrohung menschlicher Entfaltung dar" (WACKER 1977:114). Ob also die Zeit "enteignet" wird (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983; NEGT 1984), oder ob das gesellschaftlich dominante Strukturierungsmittel der Zeit, die Arbeit, nicht mehr verfügbar ist - der Effekt erscheint vergleichbar: das Subjekt verliert *seine* Zeit, und es verliert dabei ein gutes Stück seines *Lebens*.

Durch die gesellschaftliche Arbeit werden darüber hinaus individuelle und soziale Zeit *synchronisiert*. Die Arbeit teilt den Tag ein. Sie gibt der Woche ihren Rhythmus. Schichtarbeit installiert sogar einen Antizyklus gegenüber gewöhnlichen Tagesabläufen und Wochenplänen. Arbeit organisiert auch den Lebenslauf. Die Chronologisierung der "Durchschnittsbiographie" in eine "Vorbereitungsphase", eine "Aktivitätsphase" und eine "Ruhephase" ist der Erwerbsarbeit geschuldet (cf KOHLI 1983). Kindheit und Jugend dienen im wesentlichen der Qualifikation für den Arbeitsprozeß; der Erwachsenenstatus ist die Zeit der Verwertung und gegebenenfalls des Neuerwerbs von

Qualifikationen; das Alter ist durch den Prozeß der Verrentung, also das Ausscheiden aus dem "Arbeitsleben", markiert.

Mit dieser Beobachtung läßt sich systematisch zugleich eine Differenzierung der Zeitperspektive vornehmen: die Unterscheidung von *Alltagszeit* und *Lebenszeit* (cf BERTAUX/BERTAUX-WIAME 1980; FISCHER 1982; ALHEIT 1982c). Die zeitliche Organisation des Alltags als *zyklischer* Wechsel von Arbeitszeit und "Freizeit" (24) hat in der postmodernen "Arbeitsgesellschaft" universelle Gültigkeit (25) - auch für Menschen, die nicht erwerbstätig sind. Sie stellt einen "selbstverständlichen" Rahmen dar, innerhalb dessen die Individuen ihren Alltag bewältigen. Er wird gewöhnlich nicht hinterfragt und muß vom einzelnen weder aktiv und bewußt hergestellt werden, noch ist er ohne weiteres veränderbar.

Die lebenszeitliche Perspektive unterscheidet sich strukturell von der Alltagszeit durch ihre *Linearität* (cf ALHEIT 1982c:5). Auch sie ist jedoch in spezifischer Weise gesellschaftlich determiniert. Es gibt gesellschaftlich "institutionalisierte Ablaufmuster und -erwartungen des Lebensablaufs" (cf SCHÜTZE 1981:67ff): Eine bestimmte Sequenz von Lebensabschnitten (Kindheit, Schule, Berufsausbildung, Familiengründung usw.) wird durch Institutionen, Rechtsvorschriften oder traditionale Normen organisiert, hat zugleich aber auch eine hohe subjektive Verbindlichkeit für die einzelnen Gesellschaftsmitglieder.

Allerdings erfordert die Lebenszeitperspektive, stärker als die Alltagszeit, eine aktive Ausgestaltung des vorgegebenen "Rasters" durch die Subjekte. Zwar ist auch die lebenszeitliche Perspektive dem handelnden Subjekt nicht ständig präsent, doch gibt es Bedingungen, die "biographische Thematisierungen" geradezu herausfordern und für die Bewältigung bestimmter Handlungsprobleme notwendig machen (cf KOHLI 1981b; ALHEIT 1982c) - so beispielsweise der Eintritt in eine neue *Lebensphase* (etwa der Beginn der Berufsausbildung, die Eheschließung oder die Verrentung). In solchen Situationen kommt es zu *Bilanzierungsprozessen*, einer retrospektiven Reflexion des "gelebten Lebens", und zur Vergewärtigung, Veränderung oder (Wieder-)Herstellung von übergreifenden Handlungsplänen für die Zukunft. Allgemeiner könnte man sagen, daß biographische Thematisierungen in der Regel dann erfolgen, wenn Handlungs- und Ereignissequenzen neu "*synchronisiert*" werden müssen (cf RIEGEL 1980, 1981). Die Biographie wird also nicht nur in herausragenden "normativen Krisen" zum Thema, sondern gewöhnlich sobald Handlungspläne mit äußeren oder inneren Veränderungen und Ereignissen in Konflikt geraten, wenn es zu "Plan-Brüchen" kommt. Auch scheinbar unbedeutende alltägliche Routinen, Komplikationen in alltagszeitlich orientierten Handlungsplänen können Anlaß für biographische Thematisierungen werden (cf ALHEIT 1982c:7ff). Biographisch thematisiertes Handeln kann aus dem alltäglichen gleichsam "herausspringen" (cf KOHLI 1981b:511).

Bei der prinzipiellen Unterschiedenheit dieser beiden Zeitperspektiven gibt es also das Phänomen ihrer wechselseitigen Durchdringung: "'Leben' ist aus der Sicht des Biographieträgers ... weder ein schematisches Ablaufmuster noch ein immer wiederkehrender Zyklus. Es ist die mehr oder minder gelungene Verknüpfung des Zyklischen mit dem Linearen, die jeweils neu hergestellt werden muß. Nun scheint freilich weder der alltagszeitliche noch der lebenszeitliche Horizont problemlos zu sein. Der wechselseitige Bezug beider mutet eher an wie ein notorischer Versuch der 'Heilung'." (ALHEIT 1983a:196) - Zeit, ließe sich daraus vermuten, hat aus der Perspektive des Erlebens nicht bloß eine *Struktur*, sondern auch eine *Qualität*.

Tatsächlich machen wir ja die Erfahrung, daß uns bestimmte Zeitspannen ganz unterschiedlich lang vorkommen können: Die Stunde des Wartens kann "zur Ewigkeit" werden, das ersehnte Wochenende "wie im Fluge" vergehen. Als Kindern sind uns die Jahre lang und unendlich voll erschienen, beim Älterwerden scheinen sie immer schneller vorüberzugehen; und es stellt sich gelegentlich das Gefühl ein, daß ein Jahr dem anderen auf bedrohliche Weise gleicht. Manchmal erscheinen uns die Routineabläufe der Alltagszeit unerträglich, und wir versuchen, wenigstens in Tagträumen in andere Zeitperspektiven auszuweichen; manchmal sind sie uns vertraut und bieten Geborgenheit und Schutz gegenüber der unerbittlichen Linearität des gesellschaftlichen "Fortschritts", der tiefe Einschnitte auch im Alltag hinterläßt (cf ALHEIT 1982c). Unser Zeitgefühl ist also äußerst flexibel und hängt am allerwenigsten von der meßbaren Zeit ab. Und all diese unterschiedlichen Dimensionen der Zeit - Alltagszeit und Lebenszeit; erfüllte Zeit und Langeweile; die Vertrautheit der Routine und die Fadheit des Immerwiederkehrenden; Perspektive und Erwartung, aber auch der unerbittliche Druck der linearen Zeit; "Zeit für mich" und enteignete Zeit - sind in unserer biographischen Erinnerung aufgehoben.

Die objektive Konstitutionsbasis dieses subjektiven Zeiterlebens hat SEVE plausibel "*Zeitplan*" genannt und als die "*Infrastruktur der Persönlichkeit*" bezeichnet (1977:338ff). Die "Ökonomie der Zeit", die jedem einzelnen aufgenötigt wird, hat gesellschaftliche Dimensionen. Sie hat zuallererst mit der Arbeit zu tun (ebd.:342ff). SEVE be ruft sich dabei nicht zu Unrecht auf die klassische MARXsche Passage aus den *Grundrissen*:

"Je weniger Zeit die Gesellschaft bedarf, um Weizen, Vieh etc. zu produzieren, desto mehr Zeit gewinnt sie zu anderer Produktion, materieller und geistiger. Wie bei einem einzelnen Individuum, hängt die Allseitigkeit ihrer Entwicklung, ihres Genusses und ihrer Tätigkeit von Zeitersparung ab. Ökonomie der Zeit, darein löst sich schließlich alle Ökonomie auf. Ebenso muß die Gesellschaft ihre Zeit zweckmäßig einteilen, um eine ihren Gesamtbedürfnissen gemäße Produktion zu erzielen; wie der

Einzelne seine Zeit richtig einteilen muß, um sich Kenntnisse in angemessenen Proportionen zu erwerben oder um den verschiedenen Anforderungen an seine Tätigkeit Genüge zu leisten." (Grundrisse: 89)

Wie die Gesellschaft freilich im MARXschen Bilde sich gleich dem "idealtypischen" 'Einzelnen' zu verhalten hat, so muß natürlich jedes konkrete gesellschaftliche Individuum die jeweilige "Ökonomie der Zeit" übernehmen, die eine bestimmte historische Gesellschaftsformation beherrscht (cf SEVE 1977:349). Und der Charakter einer konkreten Gesellschaft ist eben durch die Produktionsverhältnisse, und das heißt ausdrücklich auch durch die gesellschaftliche Organisation der Arbeit, weitgehend geprägt. Arbeit bestimmt die Zeit; zugleich aber ist der subjektive Zugang zur Arbeit ohne die Zeitperspektive unvollständig. Arbeit wird gerade als "enteignete Zeit" und "verlorenes Leben" (NEGT/KLUGE 1981:106f; BECKER-SCHMIDT u.a. 1982:7f; NEGT 1984:185ff), als "entstrukturierte, zerdehnte" Zeit (BROSE 1983:199), freilich auch als gefüllte und gesellschaftlich bewertete Zeit (ALHEIT//DAUSIEN 1983:318ff) subjektiv bedeutsam. Der Zugang zur subjektiven Relevanz der Arbeit wäre ohne die zeitliche, präziser noch: ohne die *alltagszeitliche* und die *lebenszeitliche* Perspektive äußerst fragmentarisch.

2 Biographie - theoretische und methodische Implikationen

Die Auseinandersetzung mit Forschungsansätzen zur subjektiven Bedeutung der Arbeit vermittelt mindestens zwei Eindrücke: Zunächst kann man feststellen, daß eine Reihe interessanter und anspruchsvoller Untersuchungen zum Thema vorliegt. Sie geben Aufschluß über bislang wenig beachtete Probleme wie den Stellenwert der Lohnarbeit im weiblichen Lebenszusammenhang oder die Durchbrechung "instrumenteller Orientierungen" in der Arbeits- und Lebenspraxis konkreter Subjekte. Und sie formulieren Kriterien und Fragestellungen, hinter die eine Weiterentwicklung der Forschungsperspektive nicht problemlos zurückfallen kann. Die Komplexität und die zeitliche Perspektivität des subjektiven Bezugs zur Arbeit sind vielleicht die wichtigsten Befunde in diesem Zusammenhang.

Andererseits präsentiert sich ein recht heterogenes Bild von Forschungsansätzen. Sie thematisieren - in unterschiedliche theoretische Zusammenhänge eingebunden - jeweils zentrale Aspekte des Themas, blenden dafür aber andere, ebenso wichtige Fragestellungen aus oder "vertagen" sie auf eine noch ausstehende integrative Erforschung des Zusammenhangs von (Lohn-)Arbeit und Subjektivität. "Kein Ansatz faßt das ganze Problem: eine Konzeptualisierung, die die Spezifik der Interdependenz von Persönlichkeitssystem und Gesellschaftssy-

stem in der Zeit explizit darstellt." (GEULEN 1981:537) - Was GEULEN hier allgemein über soziologische und entwicklungspsychologische Forschungen im Hinblick auf eine umfassende Sozialisations-
theorie sagt, gilt ebenso für die speziellere Fokussierung dieses Problems auf die Bedeutung der Arbeit.

Auch hier sind offensichtlich "integrative" Erklärungsmodelle gefragt (26), die geeignet sind, die Dialektik von Subjekt und Gesellschaft zu erfassen. Nun ist diese Forderung nicht neu. Sie ist allerdings auch noch keineswegs eingelöst. Wie die Arbeiten von LEMPERT u.a. (s.o.) exemplarisch verdeutlichen, geht es beim gegenwärtigen Forschungsstand zunächst um eine grundlagentheoretische Aufarbeitung bestehender Konzeptionen und die Entwicklung eines begrifflichen Rahmens, der die theoretische Vermittlung unterschiedlicher Ansätze erleichtern soll, aus dem aber auch empirische Forschungsstrategien abgeleitet werden können (cf die Überlegungen "Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie" von GEULEN/HURRELMANN 1980).

In der Suche nach einem geeigneten Rahmenmodell bietet sich das *Biographie*-Konzept geradezu an. Es eröffnet einen theoretischen Zugang, der - vorsichtig formuliert - die Komplexität jener Problematik zumindest nicht von vornherein reduziert. "Biographie" steht gewissermaßen als "Chiffre" für das komplexe Wechselverhältnis von Individuum und Gesellschaft in der zeitlichen Perspektive lebensgeschichtlicher Entwicklung - und zwar in zweifacher Hinsicht: Als Lebenslauf ('*life course*') bezeichnet sie ein *objektives* Verhältnis. Als erzählte Lebensgeschichte ('*life record*') oder "biographische Thematisierung" (KOHLE 1981b) bietet sie einen konsequenten Zugang zur Frage der *Subjektivität*. Gerade der zweite Aspekt ist für die Untersuchung der subjektiven Relevanz der Arbeit von besonderem Interesse.

Der globale Hinweis auf die Komplexität des Biographie-Konzepts ist allerdings noch keine ausreichende Begründung für die Konzeption einer empirischen Untersuchung. Auch der aktuelle Trend zur "Biographisierung" verschiedenster sozialwissenschaftlicher Forschungsprobleme zwingt eher zu einer kritischen Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen des biographischen Ansatzes. Im folgenden werden deshalb die zentralen Annahmen, die mit diesem Ansatz verbunden sind, diskutiert. Eine erste Orientierung liefern die von KOHLE formulierten Kriterien (cf 1981a:273).

2.1 Ganzheitlichkeit

Der biographische Ansatz soll in mehrfacher Hinsicht einen *umfassenden* Zugang zur sozialen Wirklichkeit ermöglichen. Damit ist zu-

nächst die Aufhebung einer isolierten Erforschung einzelner Lebensalterssegmente zugunsten einer 'life-span'-Perspektive (cf stellvertretend BALTES (ed.) 1979) gemeint. Für die vorliegende Studie ist aber ein zweiter Aspekt von besonderer Bedeutung: In der biographischen Perspektive wird der Untersuchungshorizont nicht von vornherein auf den betrieblichen Produktionsbereich oder die Arbeitssituation reduziert wie in den traditionellen industriesoziologischen Untersuchungen zum Arbeiterbewußtsein oder in arbeitspsychologischen Forschungen (27).

Die Problematik jener Ansätze wurde bereits angesprochen und kann hier noch einmal zusammengefaßt werden: Sie stehen prinzipiell vor dem Dilemma, die a priori vorgenommene Segmentierung der objektiven Realität in "Arbeit" und "Freizeit" oder Produktion und Sozialisation mit den subjektiven Faktoren auf Seiten des Individuums vermitteln zu müssen (cf OSTERLAND 1973). Die traditionelle "Lösung" dieses Problems besteht in der Konzeptualisierung eines entsprechend der objektiven Differenzierung "segmentierten Bewußtseins".

Die theoretische Trennung von "Alltagsbewußtsein" und "Arbeitsbewußtsein" (zur Kritik cf ALHEIT 1983a:128ff) (28) rechtfertigt auch methodisch eine isolierte Untersuchung der "Arbeitseinstellung" oder "Arbeitsorientierung" (kritisch SCHUMANN u.a. 1981:545ff). Als notwendige Folge ergibt sich das Problem der theoretischen Rückvermittlung zwischen den zuvor isolierten Variablen der "objektiven Arbeitssituation" einerseits und der "subjektiven Arbeitseinstellung" andererseits, weiterhin zwischen den übergeordneten Dimensionen "Produktion" vs. "Sozialisation" und "Objektivität" vs. "Subjektivität".

Die unterschiedlichen soziologischen und psychologischen Lösungsversuche dieser Problematik bestehen traditionellerweise darin, daß jeweils eine der beiden Seiten "als objektiv vorausgesetzt" (cf OSTERLAND 1973:411) und ein - mehr oder minder stringenter - unidirektionaler Kausalzusammenhang angenommen wird: Die Arbeitssituation dominiert die "Freizeit" und bestimmt das "Bewußtsein"; die "Persönlichkeit" ist die entscheidende Determinante der Arbeitserfahrung usf.

Demgegenüber nimmt die biographische Perspektive den gesamten Lebenslauf und damit die Interdependenz *aller* Lebensbereiche in den Blick. Die Kritik an den traditionellen Arbeiterbewußtseinsstudien hat in den neueren industriesoziologischen Ansätzen schließlich zu einer expliziten Berücksichtigung der biographischen Dimension geführt. (29) Die Untersuchung von SCHUMANN u.a. hat allerdings gezeigt, daß die bloße "Berücksichtigung" der biographischen Perspektive keineswegs "automatisch" aus dem benannten Dilemma herausführt (s.o.). Weitergehend sind in diesem Zusammenhang ausdrücklich biographisch orientierte Forschungen in der Industriesoziologie

(OSTERLAND 1973, 1978; BAHRDT 1975, 1982; DEPPE 1978 (1982)). OSTERLAND vermeidet die Dichotomie von "objektiven" Arbeits- und Lebensbedingungen einerseits und "subjektiven" Bewußtseinsstrukturen andererseits. Er begreift "gegenwärtige Lebens- und Arbeitssituation wie Bewußtsein als Resultat eines Prozesses, der mit dem Lebensprozeß der Individuen zusammenfällt", und folgert:

"Die Konsequenz daraus wäre, die gegenwärtige Lebens- und Arbeitssituation nicht als *Konstante* zu sehen, deren Unterschiedlichkeit sich im Bewußtsein niederschlägt, sondern sie selbst als *Variable* zu begreifen, nämlich als Resultat eben jenes Lebensprozesses, in dem objektive Bedingungen und subjektive Verhaltensweisen zur gegenwärtigen Situation geführt haben. Sie wäre damit kein zufälliges Resultat, sondern aktueller Stand dieses Lebensweges: d.h. der Lebensweg selbst, der zugleich den Konstitutionsprozeß von Bewußtsein umschließt, wäre die - methodologisch gesprochen - *Konstante*, auf die hin sowohl die gegenwärtige Lebens- und Arbeitssituation wie die gegenwärtigen Bewußtseinsformen zu beziehen sind." (1973:411f; cf auch DEPPE 1978:2ff)

OSTERLAND wie auch DEPPE geht es dabei weniger um Fragen der Individualität und Subjektivität als vielmehr um "die klassen- und schichtenspezifischen Momente der Biographie und damit die kollektive Seite des individuellen Lebensweges" (DEPPE 1978:20), d.h. um die Frage, inwiefern sich "die gesellschaftliche, schicht- und klassenspezifische Bedingtheit lebensgeschichtlicher Abläufe" (OSTERLAND 1973: 413) in der aktuellen Lebens- und Arbeitssituation und vor allem im Bewußtsein (in Form "kollektiver Erfahrungen") niederschlägt. Diesem Problem wollen sie durch eine "Typologie biographischer Abläufe" (ebd.:414) näherkommen.

Um nicht "auf Einzelfälle und psychologisierende Betrachtungen ausweichen zu müssen" (DEPPE 1978:14) oder Gefahr zu laufen, "einer nur noch mit den Kategorien der Psychologie analysierbaren Kollektion von Einzelbiographien gegenüberzustehen" (OSTERLAND 1973: 414f), wird die Komplexität der Daten auch hier systematisch eingeschränkt durch eine Vorstrukturierung der Interviews, die sich an einer theoretisch konstruierten "Normalbiographie" orientiert (cf OSTERLAND 1973:414f; DEPPE 1978:17ff). Die damit getroffene *Vorentscheidung* über "individualisierte" und "kollektive" Bestandteile der Lebensgeschichte nimmt die erst empirisch zu klärende zentrale Problematik des Verhältnisses zwischen individuellen und kollektiven Aspekten der Biographie vorweg (zur Kritik cf FUCHS 1979a:277-285, 293-299).

Die Chancen eines biographischen Ansatzes liegen aber möglicherweise gerade darin, durch die Analyse *individueller* Lebensgeschichten einen Zugang zu jenen *kollektiven* Erfahrungsdimensionen zu gewinnen. Diese methodologische "Hoffnung" beruht auf einem be-

... bestimmten theoretischen Verständnis von "Biographie" bzw. der autobiographischen Rekapitulation der Lebensgeschichte: Sie wird nicht als "Individualisiertes", von seinem gesellschaftlichen Konstitutionszusammenhang abgehobenes Resultat psychischer Verarbeitungsprozesse begriffen, sondern als je aktuelles Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, in dem gesellschaftliche Wirklichkeit und individuelle psychische Struktur in einer komplexen Wechselbeziehung miteinander verbunden sind. Diese Dialektik konkretisiert sich auch - oder gerade - in der Einmaligkeit einer Biographie. (30) Wie SEVE (1977:bes.261ff) und schon POLITZER (1928, 1929 (1974, 1978)) gezeigt haben: gesellschaftliche Verhältnisse realisieren sich nur als Verhältnisse konkreter Menschen - anders existieren sie nicht.

Die biographische Herangehensweise ist also auch insofern "umfassend", als sie den gesellschaftlichen Charakter individueller Entwicklung offenlegen kann. Eine Betrachtung des "isolierten Individuums", die von den gesellschaftlichen Verhältnissen abstrahiert, ist unter der biographischen Perspektive nicht möglich (cf auch phänomenologische Positionen innerhalb der Psychologie wie bei GRAUMANN/METRAUX 1977:45f).

2.2 Binnenperspektive

Nun ist die Rekonstruktion der Lebensgeschichte, wie sie "wirklich" war, eine Fiktion. Und "objektive" gesellschaftliche Verhältnisse werden in selbsterzählten Lebensgeschichten nicht unmittelbar zugänglich. Sie sind allerdings nicht nur in der retrospektiven Sicht, sondern auch im aktuellen Handeln subjektiv "gebrochen". Die Dialektik von Individuum und Gesellschaft gilt ausdrücklich auch für die Analyse subjektiver biographischer Rekonstruktionen. Obwohl diese empirisch nur am Individuum untersucht werden können, sind sie gerade in ihrer Besonderheit und Einzigartigkeit Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine genaue theoretische Bestimmung dieser Dialektik findet sich in marxistischen Analysen zum Problem der Subjektivität (SEVE 1977; HOLZKAMP 1979a u. b). Aber auch in der phänomenologischen Tradition wird die Gesellschaftlichkeit oder "Sozialität" des Individuums gesehen.

"Gleich ob ich mit anderen zusammen oder alleine bin, immer sind die anderen, persönlich oder anonym, oft nur in Dingen, die von ihnen stammen, mit da... Der prinzipiell kommunikative Bezug zu den anderen ist schon durch die Sprache, die ich mit ihnen teile, allgegenwärtig. Was immer ich (in der gemeinsamen Sprache) über mich selbst sagen kann, meine Individualität gewinne ich nur gegenüber anderen. Aber auch die Dinge, zu denen ich mich verhalte, sind in ihrem Gegenstandssinn primär soziale. Ich bin von An-

fang an in eine Welt von anderen gesetzt, die schon da waren und nach mir da sein werden (...), auf die ich angewiesen bin. Der Sozialität meiner Welt entspricht die meines Subjektseins." (GRAUMANN/METRAUX 1977:45f) (31)

Hier geht es nicht um eine "von außen" hergeleitete Gegenüberstellung von objektiver (gesellschaftlicher) Realität und subjektivem (individuellem) Bewußtsein, wie sie in traditionellen Analysen etwa von "Arbeitssituation" und "Arbeitszufriedenheit", "technischem Wandel" und "Einstellung zur Arbeit" oder auch "objektiver Klassenlage" und "Klassenbewußtsein" vorgenommen wird. Der biographische Ansatz zielt vielmehr auf die "*Binnensicht*" (32) der Individuen, auf die "wissenschaftliche Wahrnehmung der eigenen Sinnstrukturen der untersuchten Subjekte. Der Forscher stellt sich auf den Standpunkt des handelnden Subjekts und versucht nachzuvollziehen, wie es die Welt, in der es lebt, ausgehend von seiner Person kognitiv konstruiert." (KOHLI 1978a:23) (33) Nicht die impliziten und aus Theorien und Methodologie abgeleiteten Vorannahmen der Wissenschaftler bestimmen - über den Weg der Datengewinnung und das methodische Design - die empirischen Befunde und die theoretische Konzeption des Verhältnisses von Lohnarbeit und lebensgeschichtlicher Entwicklung. Vielmehr wird die Sichtweise der Betroffenen selbst zum Ausgangspunkt gemacht. (34) Es geht um die Rekonstruktion ihrer "Lebenswelt" (35).

Daß die Konstruktion biographischer Verlaufsanalysen keineswegs der Wissenschaft vorbehalten ist, sondern eine durchaus alltägliche "Methode" der Bewältigung von Handlungsproblemen darstellt, erscheint plausibel (cf KOHLI 1978a:24f, 1981b). (36) Und es gibt zunächst kein allgemeingültiges "metatheoretisches" Kriterium, das eine höhere Realitätsangemessenheit wissenschaftlicher Analysen rechtfertigen könnte - zumal diese letztlich auch auf Regeln des "Alltagswissens", auf "common-sense"-Annahmen zurückgreifen müssen (cf CICOUREL 1964, HABERMAS 1967:104-124, WILSON 1973, BERGER 1974).

Gerade bei der Untersuchung lebensgeschichtlicher Erfahrungen von Industriearbeitern stellt sich diese Problematik in besonderer Schärfe. Die "Teilkultur" der Intellektuellen unterscheidet sich in wesentlichen Aspekten der Sozialisation, des alltäglichen Erfahrungshorizonts und der Kommunikations- und Sprachgewohnheiten von der Arbeiterschaft (cf BAHRDT 1975 u.v.a.). Daher ist die Gefahr für Fehlinterpretationen und "Unverständnis" hier besonders hoch. Ein möglicher Versuch, ihr zu begegnen, besteht darin, den Befragten - und nicht den Forscher - als *Experten* seiner Lebensgeschichte zu betrachten. BERGER u.a. formulieren pointiert:

"Die Kompetenz, über gesellschaftliche Verhältnisse, Verhalten und Bewußtsein zu urteilen, ist bei weitem am größten bei den Menschen, die in diesen Verhältnissen selber leben. Die Gefahr, daß sie

aufgrund erworbener Ideologien oder fortgeschleppter Selbsttäuschungen ihre Verhältnisse verzerrt sehen und falsch deuten, ist nicht größer als bei den Forschern mit ihren selbstgebastelten Theorien, die oft genug der Wirklichkeit gewaltsam aufgepreßt werden, ihren kulturellen Vorurteilen gegenüber einer fremden Lebensform oder auch ihren Überidentifikationen, die sie durchaus blind machen können." (1978:41) (37)

2.3 Zeitlichkeit

Schließlich sind der ganzheitliche Zugang und die Thematisierung der Subjektperspektive nicht denkbar ohne eine *prozessuale* Sichtweise. Der biographische Ansatz beinhaltet explizit eine *historische* Dimension, die in traditionellen soziologischen und psychologischen (38) Ansätzen weitgehend ausgeblendet wird. Die gängigen empirischen Forschungsmethoden haben "allzusehr den Charakter von Momentaufnahmen" (BAHRDT 1975:9). Sie erfassen Merkmale der aktuellen Arbeits- und Lebenssituation, Einstellungen, Meinungen oder "Bewußtseinsstrukturen" losgelöst von ihrem Konstitutionsprozeß. Weder die situativen Komponenten der "Meinungsbildung" noch der lebensgeschichtliche Hintergrund werden angemessen berücksichtigt. Damit aber wird ein elementares Merkmal menschlicher Existenz ignoriert:

"Die Situation, in der sich ein Mensch befindet, verfügt fast immer über einen 'zeitlichen Horizont'. Ob explizit und thematisiert oder nur im Modus der Mitgegebenheit, sich oft nur verratend durch Wortwahl und Perspektivität der Wahrnehmung, ist die Definition fast jeder Situation mitbestimmt durch die Erfahrung früherer Situationen und durch die Erwartung künftiger Situationen." (BAHRDT 1975:12) (39)

BAHRDT formuliert die methodischen Konsequenzen dieser Einsicht: "Was liegt nun eigentlich näher, als daß der Forscher dem Befragten eine Chance gibt, sich die allgemeine Lebenssituation, in der er sich befindet, gerade in ihrer zeitlichen Dimension zu vergegenwärtigen und hierfür jene Artikulationsweise zu wählen, die für diese Vergegenwärtigung die angemessene und gewohnte ist. Die meisten Befragungen, auch die Intensivinterviews, hatten dieses Ziel freilich nicht. Gefragt wurde primär nicht nach Erlebnissen, Erinnerungen, Zukunftsbildern. Vielmehr wurden allgemeine Fragen gestellt, auf die mit einem verallgemeinerten, d.h. von jeweiligen Ereignissen und Erlebnissen abgehobenen Urteil geantwortet werden sollte. Wenn der Befragte dann eine Anekdote einflocht, so nahm man dies als willkommene Zugabe; bei der Auswertung fiel sie freilich meist unter den Tisch." (ebd.:13f)

Die letzten Bemerkungen deuten bereits an, in welche methodologische Richtung diese Überlegungen führen. BAHRDT benennt die "gewohnte" Form von Arbeitern, sich die eigene Lebenssituation zu vergegenwärtigen: "Die Artikulationsform, die Angehörige unterer Schichten, darunter auch Arbeiter, benutzen, wenn sie über ihre eigene Situation nachdenken, d.h. auch ihre gegenwärtige Situation dadurch erklären, daß sie sie in ihrer Bedingtheit durch vergangene Situationen und in ihrer Bezogenheit auf Zukunft anvisieren, ist die erzählte Geschichte..." (ebd.:14) Wenngleich die These von der klassenspezifischen Ausprägung der Erzählkompetenz umstritten ist - SCHÜTZE betrachtet Erzählen als schichtunabhängige Basisqualifikation (cf 1978:51) -, ist die Grundannahme zur forschungsstrategischen Bedeutung des Narrativen gerade in der Biographieforschung aufgegriffen worden. Die differenzierten methodologischen Implikationen des Erzählkonzepts erfordern allerdings eine intensivere Auseinandersetzung (s. Teil II.1u.2).

Wenn also die "historische Dimension" als eigenständige Qualität biographischer Ansätze hervorgehoben wird, so ist damit in erster Linie die zeitliche Perspektive einer individuellen Lebensgeschichte gemeint. Diese bleibt aber nicht auf die markierte Zeitspanne zwischen Geburtsdatum und Jetztsituation begrenzt, auch wenn sich der Erzähler formal an ihr orientiert. Lebensgeschichten können nicht aus ihrem zeitgeschichtlichen Kontext "herausgeschnitten" werden. Sie sind durch weiter zurückliegende Ereignisabläufe bestimmt und mit ihnen verkettet - am unmittelbarsten über das Verhältnis zu den Eltern und ihrer Generation -, und sie reichen - etwa in Planungen für die eigene Zukunft und die der Kinder - weit über die Gegenwart hinaus. Diese in Vergangenheit und Zukunft hineinreichende Perspektivität wird in der Thematisierung einer *gesamten* Biographie besonders deutlich, setzt sie aber nicht voraus. Auch die Bezugnahme auf einzelne Abschnitte der Lebensgeschichte und sogar der lebensweltliche Horizont einer *Situation* beinhalten eine biographische Tiefendimension, die jene weitreichende zeitliche Perspektive miteinschließt.

"Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der Lebenswelt ist die biographische Situation. Diese ist ichzentrisch aufgebaut, mit den mehrdimensionalen Bezugssystemen des Hier und Dort, des Vertrauten und des Fremden, des Erinnerten, Gegenwärtigen und Erwarteten. Ich finde mich in diesen Koordinaten der Lebensgeschichte vor, unter Zeitgenossen und inmitten von Traditionen, die uns von Vorfahren überliefert sind und die wir an Nachfahren weitergeben. Als Kinder wachsen wir in diese Tradition hinein, um aus ihnen unseren individuellen Lebensplan mit spezifischen Erwartungen, auf der Grundlage akkumulierter Erfahrungen und perspektivisch aufgestockter und ausgelesener Erinnerungen, zu bestreiten. Das Alltagswissen, das uns die Tradition an die Hand gibt, stattet uns mit Interpretationen für Personen und Ereignisse aus... Das umgangs-

sprachlich tradierte Vorwissen ist intersubjektiv: in ihm konstituiert sich die Welt, in der ich die Perspektive des anderen übernehmen kann." (HABERMAS 1967:114f)

Auch hier wird noch einmal die enge Verbindung von Historizität und Gesellschaftlichkeit der biographischen Perspektive deutlich. Sie macht die wissenschaftliche Untersuchung bereits *einer* Lebensgeschichte so interessant. Eine Biographie ist kein zufälliger Einzelfall, der keine verallgemeinerungsfähigen Erkenntnisse zuläßt, sondern sie verweist auf zeitliche und soziale Kontexte von kollektiver Bedeutung.

II ERZÄHLTEXT UND WIRKLICHKEIT

Methodologische Vorüberlegungen

Nun bleiben biographietheoretische Ansätze in der Regel nicht bloß Forschungsoptionen. Sie produzieren auch *Forschungsmaterial*, das gewöhnlich bemerkenswerten Umfang annimmt. Deshalb erscheinen einige methodologische Vorüberlegungen sinnvoll. Selbst wenn die Einschätzung zutreffend wäre, daß sozialwissenschaftliche Diskussionen in dieser Absicht häufig "eine starke programmatische Schlagseite" haben (KOHLI/ROBERT 1984:1), kann die biographische Analyse - nur weil sie *empirische* Forschung betreibt - die methodologische Problematik ihres Vorgehens nicht einfach suspendieren. Und die "Umsetzung" biographietheoretischer Konzepte in die Forschungspraxis reklamiert offensichtlich ein methodologisches Paradigma, das sich von den gängigen deduktiv-nomologischen Erklärungsmodellen quantitativer Sozialforschung unterscheidet. Daß es sich dabei um eine Variante "qualitativer Sozialforschung" handelt (cf stellvertretend HOPF/WEINGARTEN (eds.) 1979, HOERNING 1980, HOFFMANN-RIEM 1980, ZEDLER/MOSER (eds.) 1983), ist freilich eine ebenso richtige wie unzureichende Feststellung. "Qualitativ" bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst ja nichts anderes, als daß "die Annäherung an die soziale Realität mit Hilfe offener Verfahren erfolgt" (HOPF 1979:14).

Die Materialien, die qualitativ orientierte Ansätze der Sozialforschung in der Mehrzahl ihrer Erhebungsverfahren "erzeugen", sind *sprachliche* Objektivationen - in aller Regel transkribierbare Texte. Das gilt natürlich exklusiv für Forschungen, die sich auf die "Produktion" biographischer *Erzählungen* spezialisiert haben. Methodologisch stellt sich bei vergleichbarem Material ein "klassisches" Problem: In welcher Beziehung stehen solche Erzählungen zur "Wirklichkeit"? Besteht nicht die Gefahr, daß das Mißverhältnis gerade bei "Lebensgeschichten" besonders groß werden könnte? Liegt es nicht nahe, daß der biographische Forscher den Erzähler zu einer "Mythologisierung" seines Lebenslaufs (OSTERLAND 1983) geradezu herausfordert?

Wie immer solche Fragen beantwortet werden, sie enthalten ein *hermeneutisches Problem* von hohem Rang: 'life course' und 'life record' sind nicht identisch (cf KRÖLL 1981). Und um die Beziehung

zwischen beiden aufzuklären, bedarf es einer intensiven Reflexion der spezifischen Rekapitulationsweise, des *Erzählens* nämlich. Im folgenden soll deshalb nach einigen allgemeinen Überlegungen zum biographischen Erzählen (1) zunächst eine kritische Auseinandersetzung mit den für biographietheoretische Zwecke zweifellos interessantesten und elaboriertesten Konzepten stehen, dem *narrationsstrukturellen* Ansatz SCHÜTZES (2) und der mit dem Namen OEVERMANNs eng verknüpften "*objektiven Hermeneutik*" (3). Abschließend soll das Vorgehen in dieser Studie methodologisch begründet werden (4).

1 Biographisches Erzählen - Fiktion oder Realitätsabbildung?

Die Vorstellung, Lebensgeschichten als soziologisches "Datenmaterial" zu nutzen, ist zunächst mit äußerst zwiespältigen Gefühlen verbunden. Kaum eine andere Forschungsdisposition legt Assoziationen zur Praxis des Ausforschens und Bespitzelns so nahe (cf auch FUCHS 1979b). Kaum eine andere erscheint freilich auch so aufwendig und prätentios. Wann ist der Sozialforscher schon einmal bereit, eine "open end-Situation" zu garantieren und sich - scheinbar ohne jede aktive Strukturierung - mit unbegrenzter Zeit und nie erlahmendem Interesse auf die biographischen Erzählungen ganz gewöhnlicher Leute zu konzentrieren? Allein dieses Arrangement löst eine gewisse Skepsis aus, gelegentlich sogar polemische Zweifel. Soll der Soziologe sich als "Narrationsanimateur" (BUDE) betätigen? Soll er zulassen, daß die "Lebensgeschichte (vielleicht) zur ermüdenden Wiederholung von komischen Begebenheiten aus der Kriegsgefangenschaft wird, Anekdote sich an Anekdote reiht" (OSTERLAND 1983:289, Anm.12)? Kann er ausschließen, dem "neurotischen Erzähler" zu begegnen, der "erzählt und erzählt und erzählt", dessen Sprechen jedoch "leer" bleibt (BUDE 1984b:10)? Ist für den Wissenschaftler überhaupt ein Korrektiv gegeben zu entscheiden, was "Dichtung" sein könnte und was "Wahrheit", oder bleibt er auf bloße Mutmaßungen angewiesen?

"Für den Soziologen als Leser oder Zuhörer solcher Lebensgeschichten ist am Ende nicht mehr auseinanderzuhalten: die Vorstellung vom vergangenen Leben, weil es so war, oder weil es so gewesen sein soll. Die erzählte Lebensgeschichte ist sowohl vergangene Gegenwart wie gegenwärtige Vergangenheit. Indem man sie erinnernd zu rekonstruieren sucht, gerät sie zur 'retrospektiven Illusion', bestimmt gleichermaßen von der Vergangenheit wie der Gegenwart und von der Zukunft: Nicht nur der, der man geworden ist, spricht sich in der Lebensgeschichte aus, auch der, der man (künftig) noch sein will. Erzählte Lebensgeschichte wird damit zu einer Präsentation eines Selbstbildes, das der Sicherung der Identität

tät des erzählenden Subjekts dient, zur 'Ontologie des Selbst', zur Mythologie." (OSTERLAND 1983:285)

MARTIN OSTERLAND hat natürlich recht. "Mythologien" und "retrospektive Illusionen" sind für die konventionelle Soziologie von minderm Interesse. Aber bedeutet die Ungleichzeitigkeit von Geschehen und Erinnerung zwangsläufig das Entstehen von Mythen? Gewiß wäre es problematisch zu unterstellen, daß das Gedächtnis biographischer Erzähler wie ein Aufzeichnungsgerät funktionierte, das bei Bedarf alles wieder "abspulte", so wie es war. Aber reicht diese Einsicht aus, erzählte Lebensgeschichten als "Ontologien des Selbst" abzutun? Ist der Hinweis, daß aus der Kindheit erinnerte Bilder und Lokalitäten dem erwachsenen Betrachter häufig ganz anders erscheinen (1), schon ein Beleg dafür, daß Erinnerungen trügen? Gewiß haben wir bestimmte Situationen in der Kindheit anders betrachtet, als wir sie heute sehen. Die Schule und die Kirche erschienen uns vielleicht größer als heute. Hinterhöfe, die uns häufig als Versteck gedient haben, entbehren heute vielleicht jeglicher Romantik. Aber hat deshalb eine der beiden Sichtweisen ein soziologisches Privileg? Oder ist auch nur die Tatsache ihrer Unterschiedlichkeit ein Indiz für die mangelnde "Präzision" des Erinnerns? Es gibt sogar "Formtraditionen" biographischen Wissens, die zu Mythologien nachgerade herausfordern: Bewerbungsschreiben etwa, die Laudatio, der Nachruf oder die Memoirenliteratur (cf FUCHS 1984:77ff). Freilich versprechen diese Formtraditionen in der unbefragten Übereinkunft aller Beteiligten auch keine "authentische" Information über Lebensläufe, allenfalls über die sozialen Situationen, in denen sie angewandt werden. Niemand käme auf die Idee, sie als Beleg gegen die Verlässlichkeit des Erinnerns anzuführen.

OSTERLANDs Einwände treffen deshalb die soziologische Bedeutung erzählter Lebensgeschichten nur bedingt. Seine Kritik der angeblichen "Mythologisierung des Lebenslaufs" knüpft vielmehr an die empiristische Fiktion an, daß auch vergangene Erlebnisse und Ereignisse in einer *zeitneutralen* Beobachtungssprache wiedergegeben werden könnten und biographische Erzähler allenfalls dann wissenschaftlich von Interesse wären, wenn sie gleichsam als "*Chronisten*" ihres Lebens fungierten. Diese implizite Hypothese ist freilich nicht nur prinzipiell äußerst fragwürdig; sie ist aus soziologischer oder historischer Sicht ohne jeden Reiz:

"Der ideale Chronist ist außerstande, intentionale Handlungen zu beschreiben, denn das würde die Antizipation von Ereignissen jenseits des Zeitpunktes der Beobachtung voraussetzen. Er ist unfähig, kausale Beziehungen herzustellen, denn dann müßte ein Ereignis retrospektiv beschrieben werden können: die Beobachtung eines zeitlich folgenden Ereignisses ist die notwendige Bedingung dafür, daß ein vorangegangenes Ereignis als dessen Ursache zu identifizie-

ren ist. Der Chronist kann keine einzige Geschichte erzählen, weil sich Relationen zwischen Ereignissen mit verschiedenem Zeitindex seiner Beobachtung entziehen: er kann Anfang, Krise und Ende eines Handlungszusammenhangs nicht sehen, weil ein Gesichtspunkt möglicher Interpretation fehlt." (HABERMAS 1967:162f)

Diese Beschreibung, die HABERMAS im Anschluß an DANTO vornimmt, ist äußerst hilfreich. Sie verdeutlicht, daß der "ideale Chronist", gäbe es ihn, auch für Soziologie und Historie eine eher fragwürdige Gestalt wäre - weit uninteressanter jedenfalls als der biographische Erzähler, der sehr wohl über einen "Gesichtspunkt möglicher Interpretation" vergangener Ereignisse verfügt. Natürlich liegt die Frage nahe, woher dieser "Blickwinkel" stammt. OSTERLANDs Notiz, daß die Erzählsituation in beträchtlichem Maße die Erinnerung steuert (1983:281f), ist nicht von der Hand zu weisen. Wir wissen längst, daß es entscheidend ist, wer sich da für das Leben interessiert. Wir wissen, daß das Geschlecht des Interviewers eine Rolle spielt; daß bedeutsam ist, ob Familienangehörige der Erzählung beiwohnen usf.. Soziale Situationen sind nicht "die Unschuld vom Lande" (GOFFMAN). Wir wissen außerdem, daß keineswegs gleichgültig ist, in welcher allgemeinen Verfassung, an welchem Ort in der sozialen Hierarchie sich der Erzähler zum Zeitpunkt des Erinnerens befindet. BERTAUX hat mehrfach darauf hingewiesen, daß die von seinem Projekt untersuchten Bäcker ihre Lehrzeit völlig unterschiedlich erinnerten - je nachdem, ob sie bis zum Ende ihrer Berufslaufbahn abhängig beschäftigt gewesen waren, oder ob sie sich im Laufe ihres Lebens erfolgreich selbständig gemacht hatten (cf stellvertretend BERTAUX/BERTAUX-WIAME 1980:III).

Aber der Hinweis auf die gegenwärtige Situation (cf dazu auch REHBEIN 1982) ist nur ein Aspekt. Er charakterisiert die Eigenart, wie sich der Erzähler zu den Ereignissen, die er erlebt hat und die ihm zugestoßen sind, verhält; wie er seine "Erfahrungen" verarbeitet. Eine einmal gemachte Erfahrung bleibt ja nicht ein für allemal dieselbe. Sie verändert sich im Zuge neuer Erfahrungen. Ihr Platz im "Gebäude" biographisch aufgeschichteter Erfahrungen wandelt sich. Freilich, dazu ist nicht allein ein Subjekt nötig, das Erfahrungen macht, sondern auch reale Ereignisse, Widerstände, Menschen. Erfahrungen machen wir nicht in "autonomen Regionen", und wir strukturieren auch unser Erfahrungsgebäude nicht willkürlich um. "'Erfahrung' wird... in letzter Instanz im 'materiellen Leben' erzeugt, ist klassenmäßig strukturiert, und folglich bestimmt das 'gesellschaftliche Sein' das 'gesellschaftlich Bewußtsein'." (THOMPSON 1980:233) Denn die in einer Biographie realisierbaren Erfahrungsräume sind weder beliebig zahlreich noch beliebig komplex. Nicht jeder macht die Erfahrung der Arbeit in einem großen Industriebetrieb. Und noch viel weniger Menschen haben Gelegenheit, ihren Urlaub auf den Bahamas zu verbringen. - Erfahrung ist eine im Prozeß der Lebensgeschichte zwar verän-

derbare und gewöhnlich auch veränderte Dimension des "autobiographischen Gedächtnisses", zugleich aber Ausdruck und Bestandteil einer spezifischen historischen und sozialen Lebenswelt.

Ein konkreter Lebenslauf produziert also durchaus keine *beliebige* Lebensgeschichte. Die Beziehung von 'life course' und 'life record' ist enger, als die "Mythologisierungsthese" nahelegt. Auch das Rekapitulationsmedium 'Erzählen' selber enthält "Zugzwänge", die nicht willkürlich durchbrochen werden können (cf KALLMEYER/SCHÜTZE 1977; SCHÜTZE 1982, 1984). Wer in eine biographische Erzählung einwilligt, wer das Sachverhaltsdarstellungsschema des Erzählens "ratifiziert", unterwirft sich zwangsläufig bestimmten Interaktionsnormen, die vergleichsweise unverwechselbar sind: so hat jedes erzählenswerte Ereignis eine Kontur; es besitzt eine Vorgeschichte und eine Wirkungsgeschichte. Will der Erzähler die Besonderheit des Ereignisses präsentieren, gerät er also unter den Zugzwang, die "Ereignisgestalt" zu entfalten ('Gestaltschließungszwang'). Gleichzeitig besteht die Nötigung, das und möglichst nur das zu erzählen, was für das Relevanzschema der Rekapitulation wirklich unverzichtbar ist, um gleichsam den "Clou" der erlebten Geschichte herauszuarbeiten ('Kondensierungszwang'). Dabei müssen allerdings die prozeßentscheidenden Zwischenglieder zwischen "Ereignisknotenpunkten" sorgfältig präsentiert werden, damit der Hergang der Handlung nicht nur für den involvierten Erzähler, sondern auch für den nicht beteiligten Zuhörer nachvollziehbar wird ('Detaillierungszwang'). Schließlich ist der Erzähler gehalten, das die damaligen Ereignisse bestimmende "Indexikalitätssystem" - den kognitiv orientierenden lokalen, temporalen, personalen Bezugsrahmen - zu *explizieren* (zu diesen Überlegungen cf stellvertretend SCHÜTZE 1982:571-579). "Mythologien des Lebenslaufs" (OSTERLAND) wären also mit einer Durchbrechung jener intuitiven Regeln des Stegreiferzählens verbunden - ein Akt, der relativ leicht zu identifizieren wäre:

"Je stärker der Erzähler seine eigene Interessenlage und seine eigenen Handlungsbeiträge zu verschleiern wünscht, desto intensiver wird er den dreifachen Zugzwang des Erzählens bemerken und als Bedrohung empfinden. Er nimmt wahr, daß Gestaltschließungs-, Kondensierungs- und Detaillierungszwang ihn in Darstellungsbereiche führen, die er auf den ersten Blick keineswegs unter das vermeintlich harmlose Thema subsumiert hätte und über die er sich unter keinen Umständen ohne die 'zungenlösenden' Randbedingungen der stegreifmäßigen narrativ-retrospektiven Erfahrungsaufbereitung freiwillig verbreitet hätte. Die nun einsetzende verschärfte autonome Kontrolle seiner Sprechaktivität zwingt dem Informanten die Tendenz auf, den Grad an Narrativität bzw. expliziter Indexikalisierung seiner Darstellung bis auf ein Minimum absinken zu lassen. Realisiert werden kann diese Tendenz auf zwei unterschiedlichen Wegen. Der Informant hat einerseits die Möglichkeit, in ei-

nen Diskurs allgemeiner Betrachtungen sekundär legitimierenden und leerformelhaften Charakters auszuweichen. Andererseits kann er versuchen, durch das beharrliche Anbieten von Sprechpausen als Stellen möglicher Redeübernahme (für den Zuhörer) sowie durch beharrliche Anwendung aktiver Redeübergabemechanismen (z.B. durch das Stellen von adressierenden Fragen und Aufforderungen) den Interviewpartner in ein hinsichtlich der Redebeiträge ausgewogenes Gespräch oder gar in eine Diskussion allgemeiner Grundsätze hineinzuziehen. (Ist ein Informant zunächst erzähwillig und kommt ihm erst allmählich Bedenken, so wird sein Versuch der Herauslösung aus dem dreifachen Zugzwang des Erzählens zunächst mit dem schwächsten Mittel beginnen, nämlich dem Anbieten von langen Pausen zum Erreichen des Sprecherwechsels, und über die Anwendung aktiver Redeübergabemechanismen zum stärksten Mittel, dem Sprechen in generellen Formulierungen, fortschreiten.)" (SCHÜTZE 1982:578)

Dieses komplizierte Arrangement, das der erzählunwillige Informant treffen müßte, um die Zugzwänge des Erzählens abzuwehren, verweist noch einmal auf das hochkomplexe kognitive Bezugssystem, das hinter der narrativen Rekapitulation selber steht. Bei näherem Hinsehen wird darüber hinaus transparent, daß dieser Bezugsrahmen kein abstraktes "Regelsystem", sondern eine *biographische* Handlungsperspektive impliziert. Jede Erinnerung an ein Erlebnis oder Ereignis nämlich, das der Erzählsituation zwangsläufig vorhergehen muß, entspannt nicht nur einen engeren oder weiteren Zeithorizont, es bezieht sich auch auf Veränderungen des "Selbst" des Erzählers: Ein erinnerenswertes Ereignis hat offensichtlich seine Spuren hinterlassen; es hat sich dem Erzähler eingeprägt, hat gleichsam einen "Ein-Druck" (BERTAUX/BERTAUX-WIAME) zurückgelassen und damit die Struktur seiner Erfahrungen - wie stark oder schwach auch immer - verändert. "Jedes Stegreiferzählen eigenerlebter Erfahrungen ist auch das Wiedererinnern dieses mehr oder minder unmerklichen Veränderungsprozesses." (SCHÜTZE 1984:82) Solche Beobachtungen haben durchaus theoretische Bedeutung. HABERMAS weist im Kontext seiner 'Theorie des kommunikativen Handelns' in einer beachtenswerten Randnotiz auf mögliche Konsequenzen hin:

"Die Erzählpraxis dient... nicht nur dem trivialen Verständigungsbedarf von Angehörigen, die ihre Zusammenarbeit koordinieren müssen; sie hat auch eine Funktion für das Selbstverständnis der Personen, die ihre Zugehörigkeit zu der Lebenswelt, der sie in ihrer aktuellen Rolle als Kommunikationsteilnehmer angehören, *objektivieren* müssen. Sie können nämlich eine persönliche Identität nur ausbilden, wenn sie erkennen, daß die Sequenz ihrer eigenen Handlungen eine narrativ darstellbare Lebensgeschichte bildet, und eine soziale Identität nur dann, wenn sie erkennen, daß sie über die Teil-

nahme an Interaktionen ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen aufrechterhalten und dabei in die narrativ darstellbare Geschichte von Kollektiven verstrickt sind." (1981,II:206)

HABERMAS macht hier - wenn schon hochabstrakt - auf die weitreichenden Folgen aufmerksam, die ein Erzähler zu erwarten hat, wenn er das Erzählschema ratifiziert. Wie diese Folgen als "kognitives Bezugssystem" des Erzählens in autobiographischen Stegreiferzählungen entfaltet werden, hat FRITZ SCHÜTZE außergewöhnlich differenziert beschrieben. Mit seiner Konzeption befaßt sich der folgende Abschnitt.

2 Defizite einer vorwiegend "biographischen Konstruktion der Wirklichkeit"

SCHÜTZE hat vor allem in einer jüngeren - grundlagentheoretisch orientierten - Studie (1984) von "kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens" gesprochen und damit folgende vier Phänomene assoziiert: "Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverkettung; Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse; sowie die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte." (1984:81)

Biographie- und Ereignisträger. Biographische Erzählungen sind auf die Präsentation des Erzählers als Biographieträger angewiesen. Es ist unmöglich, eine "Lebensgeschichte" zu erzählen, ohne den Akteur dieser Erzählung vorzustellen, wichtige biographische Interaktionspartner (etwa Eltern, Geschwister, Ehepartner, Kinder) einzuführen und das Beziehungsgeflecht zwischen dem Biographieträger und anderen Ereignisprotagonisten (Familie, Organisationen, Gruppen, soziale Bewegungen etc.) anzudeuten (cf SCHÜTZE 1984:84ff).

So beginnt in unserem Kulturkreis der "Schicksalsfaden der eigenen Lebensgeschichte" (SCHÜTZE) gewöhnlich mit der Schulzeit. Erinnerungen, die vor diesem Zeitpunkt liegen, sind zumeist vereinzelt und häufig "Episoden aus zweiter Hand". Das könnte bedeuten, daß auch die biographische Binnensicht sich erst angesichts der *äußeren* sozialen "Prozeduren" des Lebensablaufs entwickelt. Dafür spricht beispielsweise, daß männliche Erzähler ihre Lebensgeschichte häufig mit ihrer Berufsbiographie identifizieren, während weibliche Erzähler als Biographieträger nicht selten für beträchtliche Phasen ihrer Lebensgeschichte zurücktreten und dem "Ereignisträger" Familie Platz machen. Auch bei Krankheitsgeschichten oder bei außergewöhnlichen "Karrieren" scheint der Biographieträger für gewisse Zeiten das "Regiment" über seinen Lebensablauf an andere soziale Aggregate abtre-

ten zu müssen. Dennoch kommt der biographische Erzähler immer wieder auf sich selbst zurück. Konsistenz- und Identitätssicherung nötigen ihn, besonders an Bruchstellen, beim Beginn neuer Lebensphasen "Bilanz zu ziehen", prinzipielle "Basisstrategien" (SCHÜTZE) zu explizieren und den "Kern des Erzählgeschehens" auszuarbeiten. Gerade die Eigenart der "Prozeduren" scheint die reflexive Sicherung des "Selbst" auch im unvorbereiteten Rekapitulationsprozeß notwendig zu machen.

Erfahrungs- und Ereigniskette. Gleichwohl ist nach SCHÜTZE (1984: 88ff) der Erzähler darauf angewiesen, neben der Präsentation seiner selbst und anderer wichtiger Akteure seiner Biographie auch spezifische "Verknüpfungsformen" zu wählen, die sich zu übergreifenden Prozeßabläufen verdichten (cf ebd.:88). Von besonderer theoretischer Relevanz sind bei SCHÜTZE vier "Erfahrungshaltungen" gegenüber lebensgeschichtlichen Prozessen, die als die "systematischen elementaren Aggregatzustände der Verknüpfungen der Ereigniserfahrungen" (ebd.:93) bezeichnet werden können (cf bereits SCHÜTZE 1981):

- (1) biographische Handlungsschemata,
- (2) institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte,
- (3) Verlaufskurven und
- (4) Wandlungsprozesse (cf SCHÜTZE 1984:92).

(ad 1) Die "handlungsschematische Prozeßstruktur des Lebensablaufs" umfaßt nach SCHÜTZE vor allem die lebensgeschichtlichen Verlaufsformen mit "intentionalem Aktivitätscharakter" (1981:70ff); all diejenigen biographischen Abläufe also, die vom Biographieträger geplant und im Rahmen gewisser Handlungsspielräume auch vorangetrieben werden. Beispiele für solche Handlungsschemata sind biographische Entwürfe, Initiativen zur Änderung einer Lebenssituation wie das sprichwörtliche Beispiel von der Entscheidung, das Rauchen aufzugeben; aber auch die Definition gewisser biographischer Zeiträume (etwa der Bundeswehrzeit oder eines Freisemesters) zu "time-off-Phasen", also zu Zeiten erklärter biographischer *Irrelevanz*. Solche handlungsschematischen Prozeßstrukturen sind nicht immer mit Erfolg durchzusetzen. Sie scheitern an der gegenläufigen "Logik" anderer Prozeßstrukturen.

(ad 2) Zu den "institutionalisierten Ablaufmustern und -erwartungen des Lebensablaufs" rechnet SCHÜTZE etablierte gesamtgesellschaftliche oder auch bereichsspezifische Steuerungsmuster (cf 1981: 67ff). Dazu gehört das traditionale "Prozediertwerden" durch den Familienzyklus ebenso wie einige markante professionelle Prozeduren (etwa die Berufsausbildung, die Therapie einer schweren Krankheit oder ein langfristiger Resozialisierungsprozeß). Im Unterschied zur handlungsschematischen Prozeßstruktur liegt hier gleichsam den in Rede stehenden Phasen des Lebensablaufs ein "Erwartungsfahrplan" zugrunde (cf auch SCHÜTZE 1984:92).

(ad 3) Verlaufskurven sind bei SCHÜTZE mit "Erleidensprozessen" weitgehend identisch (cf 1981:88ff). Sie bezeichnen vor allem biographische Abläufe, in denen der Biographieträger sukzessive den Verlust intentionaler Handlungsfähigkeit erfährt und schließlich die Kontrolle über seine Biographie verliert. Solche Symptome zeigen sich z.B. beim Eintreten schwerer Krankheiten, in Alkoholikerkarrieren, aber auch beim Auftreten von Arbeitslosigkeit. Lebensläufe geraten ins "Trudeln" und brechen schließlich in sich zusammen (cf 1981:99f). In solchen "Höhepunktskrisen" ist die absolute Kontrastierung intentionaler Aktivitätsorientierung erreicht.

(ad 4) Von biographischen "Wandlungsprozessen" spricht SCHÜTZE, wenn in der "Innenwelt" des Biographieträgers eine überraschende Umorganisation handlungsschematischer Aktivitäten notwendig wird (cf 1984:92). Dies geschieht bei der "lebensgeschichtlichen Entfaltung von Kreativitätspotentialen der Selbstidentität" ebenso wie z.B. nach einem "Zusammenbruch der biographischen Orientierung" (cf 1981:103f).

Auf *Erfahrungsmodalitäten* greift der biographische Erzähler zurück, wenn er die Prozeßstruktur seiner Lebensgeschichte rekapitulierend "in Gang setzt". Dabei muß nicht notwendig nur eine der zur Verfügung stehenden Erfahrungshaltungen dominant sein. Die Strukturierung der narrativen Rekapitulation durch Markierer und "Rahmenschaltelemente" ermöglicht dem Erzähler den Wechsel von jeweils vorherrschenden Erfahrungsmodalitäten, die Segmentierung von narrativen Ober- und Untereinheiten (Suprasegmenten und Subsegmenten), die Verknüpfung zu Erzähllinien, schließlich die Herausarbeitung und Variation von dominanten Erzähllinien (cf SCHÜTZE 1984:97f). Auch der Einschub "theoretisch-argumentativer Kommentare", von nicht-narrativen Evaluationen oder Bilanzierungen kann als Gestaltungselement der Erfahrungsverknüpfung verwendet werden.

Soziale Rahmen. Als dritte kognitive Figur autobiographischen Stegreiferzählens registriert SCHÜTZE "Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten" (1984:98ff). Damit sind ausdrücklich nicht soziale Prozesse gemeint, deren "intentionale Adressierung" dem Erzähler unmöglich ist, weil sie sich gleichsam als "heteronome Systembedingungen lebensgeschichtlichen Handelns und Erleidens" seinem Vorstellungshorizont entziehen (ebd.:99; im Original teilweise kursiv!). Vielmehr geht es um die Darstellung "sozialer Rahmen", in die der Biographieträger seine Rekapitulation "einlagern" muß, will er ihr Plausibilität sichern. Deshalb treten solche Darstellungen bevorzugt in der Anfangsphase biographischer Stegreiferzählungen, aber auch bei "Ereignis- und Erlebnishöhepunkten" und vor allem beim "Wechsel" dominanter Prozeßstrukturen des Lebensablaufs auf (cf ebd.:99f).

Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Jeder biographische Erzähler ist

gehalten, neben der Selbsteinführung, der Verknüpfung bestimmter Ablaufmuster und der Charakterisierung sozialer Rahmen eine Gesamtgestalt seiner Lebensgeschichte zu präsentieren, die die heterogene "Gemengelage" von Erfahrungen und Ereignissen, von konkurrierenden Prozeßstrukturen und entsprechenden "Erzähllinien" zu einer "biographischen Gesamtformung" zusammenfügt (cf SCHÜTZE 1984: 102ff). Auf diesen Gestaltungszwang verweisen "Erzählpräambeln" zu Beginn vieler autobiographischer Stegreiferzählungen, die mit bilanzierenden "Kodaphasen" in relevanten "Rahmenschalungen" der Erzählung und in aller Regel am Ende einer narrativen Rekapitulation korrespondieren (cf ebd.:102f). Der Erzähler erinnert eben nicht allein seinen Lebensablauf; er vermittelt auch eine gewisse "Moral" seiner Lebensgeschichte. Er wählt einen spezifischen Aspekt "autobiographischer Thematisierung", der unverwechselbar und interessant zugleich ist. Dabei "organisiert" er die dominanten Erzähllinien der autobiographischen Erinnerung, schafft Hierarchien und Konkurrenzen, entwickelt gelegentlich auch dilemmatische Vermeidungsstrategien, die es ihm verunmöglichen, "Identität" überhaupt noch zu formulieren (cf ebd.:107f). In jedem Falle greift er auf die kognitive Figur der Gesamtgestalt der Lebensgeschichte zurück.

SCHÜTZE zieht aus der Präsentation seiner kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens Konsequenzen für die methodologische Anlage von Biographieanalysen (cf 1984:108ff). Das Zusammenwirken dieses kognitiven Bezugssystems mit den Zugzwängen des Erzählens (s.o.) - so seine These - hat eine "formale Geordnetheit" der Erzählung zur Folge, an die der soziologische Interpret grundsätzlich anknüpfen kann:

- Autobiographische Erzählungen zeichnen sich durch eine "Segmentierung des Erinnerungs- und Darstellungsstroms in Erzähleinheiten" aus (1984:108). Der biographische Erzähler rekapituliert gleichsam nicht "ohne Punkt und Komma". Er markiert Endpunkte einer Erfahrungseinheit und exponiert den Beginn einer neuen. Er gruppiert zusammengehörige Segmente zu Suprasegmenten und macht damit das In-Gang-Kommen oder den Wechsel von Prozeßstrukturen seines Lebensablaufs plausibel.
- Der autobiographische Erzähler gewichtet sein Erzählmaterial. Er unterscheidet zwischen dominanten und rezessiven Erzähllinien, zwischen thematisch zentralen und weniger relevanten Einheiten (z.B. Seiten- oder Hintergrundkonstruktionen).
- Jede autobiographische Stegreiferzählung enthält neben strikt narrativen Rekapitulationsformen auch "höherprädikative Charakterisierungen" der Ankündigung und Ergebnissicherung - evaluative und bilanzierende Teile der Erzählung, ohne die notwendige thematische Fokussierungen und Hierarchisierungen nicht transparent würden.

- Der autobiographische Erzähler bringt schließlich "die Veränderung des Selbst" zur Geltung. Er beurteilt und bewertet zwangsläufig die Stadien seines Lebensablaufs unter der Perspektive der in der Erzählsituation dominanten Prozeßstrukturen. Diese scheinbare "Verzerrung" der biographischen Erinnerung (cf OSTERLAND 1983) ist freilich nicht bloßer Subjektivismus. Auch die aktuellen biographischen Prozeßstrukturen sind ja das Resultat biographischer Erfahrungsaufschichtung und deshalb bis zu einem gewissen Grad "objektive" Dokumente des konkreten Lebensablaufs (cf auch SCHÜTZE 1984:110).

Solche gelegentlich als "überdifferenziert" wahrgenommenen Beschreibungen in den Arbeiten FRITZ SCHÜTZE haben indessen nicht nur zu einem breiten Fundus beachtenswerter empirischer Studien geführt (stellvertretend HERMANN 1982, RIEMANN 1983); sie haben in gewisser Weise sogar "schulbildend" gewirkt. Die keineswegs nur ironisch gemeinte Verwendung des Etiketts "Kasseler Schule" (cf BUDE 1984b:1) bezieht sich unterdessen auf eine kaum mehr eingrenzbar Bezugsgruppe von mehr oder weniger professionellen Forschungsansätzen, die mindestens in der Hochwertung des "narrativen Interviews" eine gemeinsame Basis haben. Das gilt ohne Einschränkung auch für die vorliegende Studie (s.u.). Allerdings interessiert in diesem Zusammenhang nicht in erster Linie das methodische Instrumentarium des SCHÜTZE'schen Konzepts, sondern die methodologische Anlage.

Und da wäre es zweifellos falsch, SCHÜTZE's theoretische Ambitionen zu unterschätzen. (2) HEINZ BUDE hat - nicht ganz ohne Ironie - in der Abfolge der SCHÜTZE'schen Arbeiten seit 1975 eine "Fundamentalisierung der Artikulationsform der Erzählung" ausgemacht (1984b:2). Tatsächlich verfolgen seine jüngeren theoretischen Studien wenigstens indirekt das Programm, die kognitive Organisation selbsterlebter Erfahrungen in autobiographischen Stegreiferzählungen als "interaktions- und entwicklungslogische Prinzipien" der Welt- und Selbstthematization zu begründen (cf 1984:115, Anm. 1b). Das wäre zweifellos ein Programm von beträchtlicher Reichweite. SCHÜTZE selbst ist offenbar zuversichtlich, wenn er nicht nur konstatiert, "daß allem Stegreiferzählen eine autobiographische Komponente" innewohne, sondern die "elementaren Ordnungsprinzipien der autobiographischen Erfahrungsrekapitulation" auch dem *aktuellen* Erleben zuschreibt (1984:82f).

Daß jede Erzählhandlung eine "biographische Tiefendimension" besitzt, erscheint nach den vorangegangenen Überlegungen plausibel. Erzählen dient gewöhnlich nicht nur der Verständigung zwischen Interaktionspartnern, sondern neben der Herstellung eines gemeinsamen Erfahrungsrahmens auch der Selbstpräsentation und damit wenigstens der *impliziten* "Selbstverständigung" des Erzählers. Was jemand aus-

wählt aus der denkbaren Fülle des Erzählbaren, das hat auch mit ihm selbst zu tun und mit der Eigenart der autobiographischen Erfahrungen, die er gemacht hat. Auch die Vermutung biographischer Orientierungen in alltäglichen Handlungssituationen ist nicht absurd. SCHÜTZ/LUCKMANN haben überzeugend jede "gegenwärtige Situation" als "biographisch artikuliert" bezeichnet (1979:146); denn sie sei als "Resultat" von vorhergehenden Situationen zu begreifen; und das soziale Wissen, das für ihre Bewältigung zur Verfügung stehe, sei "einzigartig" unter dem Aspekt seiner spezifisch biographischen Sedi-
mentierung.

Weitreichender jedoch ist SCHÜTZE's These, "daß Stegreiferzählungen selbst erlebter Erfahrungen sich einer zureichenden sozialwissenschaftlichen Analyse entziehen, wenn ihrer autobiographischen Komponente nicht systematisch Rechnung getragen wird" (1984:82). Das bedeutet nicht allein, daß jede Erzählhandlung notwendig auch autobiographische Aspekte aktualisiert. Es kann nur heißen, daß die narrative Rekapitulation vor allem durch die "Logik" autobiographischer Erfahrungsaufschichtung bestimmt wird. Wirklichkeit - heißt das - ist für den Alltagserzähler zuallererst "biographisch konstruiert".

Diese *biographische Konstruktion der Wirklichkeit* überspringt gewissermaßen das hermeneutische Problem, die Beziehung zwischen 'life course' und 'life record' aufzuklären. SCHÜTZE unterstellt eine schlichte "Homologie" zwischen "lebensgeschichtlichem Erfahrungsstrom" und "aktuellem Erzählstrom" (1984:78) und entgeht so der Frage nach den "außerbiographischen" Konstitutionsbedingungen biographischer Rekapitulation. Am Beispiel der kognitiven Figur 'Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten' (s.o.) konzediert er immerhin, daß es "Bedingungsgefüge für soziale Prozesse" gebe, die der biographische Erzähler "nicht intentional adressieren" könne, die gleichsam "als heteronome Systembedingungen lebensgeschichtlichen Handelns und Erlebens" unthematisiert bleiben (1984:99). Aber er konzentriert seine analytischen Anstrengungen eben auf das "intentional Adressierbare" in biographischen Erfahrungsrekapitulationen. Und diese Schwerpunktsetzung birgt zumindest die Gefahr, *Lebensläufe in Lebensgeschichten aufgehen zu lassen*. Nicht daß die narrative Erinnerung - wie OSTERLAND (s.o.) polemisch eingewandt hat - zwangsläufig zur "Ontologisierung des Selbst" oder zur "Mythologie" werden müßte (1983:285), nur führt die unkritische Verallgemeinerung autobiographischer "Binnensichten" zu einer systematischen Ausblendung all derjenigen Konstitutionsbedingungen der Biographie, die jedenfalls *narrativ* nicht rekapituliert werden können. (3)

SCHÜTZE trifft hier zumindest teilweise jene Kritik, die HABERMAS nicht zu Unrecht gegen die "verstehende Soziologie" vorgebracht hat: der Vorwurf der "hermeneutischen Idealisierung" des lebensweltlichen Sprechers (1981,II:223ff). Selbst wenn SCHÜTZE keineswegs nur auf das vordergründig Intendierte in autobiographischen

Stegreiferzählungen eingeht, sondern eine ganze Palette sozial vorkonstituierter Interaktionsregeln aufdeckt, bleibt doch die "Grammatik" der Wirklichkeitsrekonstruktion sein Thema, die performative Ebene - wenn man eine klassische sprachsoziologische Differenzierung zur Grundlage nimmt -; das, was der autobiographische Erzähler in einer "natürlichen" Erfahrungsrekapitulation tatsächlich auch "hervorbringt".

3 Zur Problematik invarianter "Texturen"

Ein - auf den ersten Blick - geradezu gegenläufiges Anliegen verfolgen die Vertreter der sogenannten "objektiven Hermeneutik". Sie beanspruchen nämlich, in dokumentierten Interaktionsszenen (cf OEVERMANN u.a. 1979: bes. 354-366) oder auch in biographischen Erzählungen (cf OEVERMANN u.a. 1980:15-69) nicht allein den Modus der Wirklichkeitsrekonstruktion, sondern die Strukturen dieser Wirklichkeit selbst aufzudecken. Dabei unterscheiden sie strikt zwischen "zwei grundsätzlich verschiedenen Realitätsebenen": zwischen dem subjektiv vermeinten Sinn der Akteure und einer "latenten Sinnstruktur", die gleichsam "unbewußt" hinter dem Rücken der Subjekte wirksam werde (cf OEVERMANN u.a. 1979:368). Diese Differenzierung erscheint zunächst durchaus plausibel, wenn man mit OEVERMANN und Mitarbeitern - auf MEAD zurückgreifend - von der *sozialen Konstitution von Bedeutungen* ausgeht - einem System objektiver "Sinnlatenzen", das dem jeweils subjektiv gemeinten Sinn einer konkreten Interaktion immer schon vorhergeht (ebd.:380f). Aber jenen verborgenen Sinnstrukturen soll darüber hinaus eine "Realität sui generis" zugehören, die als solche Gegenstand soziologischer Analyse sein kann. Wie beim Unbewußten in der Psychoanalyse, wie im Begriff des "sozialen Unbewußten" bei LEVI-STRAUSS, wie bei CHOMSKYs Kompetenztheorem wird unterhalb der sozialen Oberflächenerscheinung noch eine Wirklichkeit - genau besehen: *die Wirklichkeit* - konstatiert, deren Aufdeckung erst soziale Prozesse verstehbar mache.

Nun ist die Unterscheidung von "Wesen" und "Erscheinung" - von "Sagen" und "Meinen" (HEGEL) - wahrlich nicht neu. Originell an der OEVERMANNschen Variante ist die Tatsache, daß er in der Manier strukturalistischer Theorien jene "eigentliche" Realität der objektiven Bedeutungsstrukturen und Sinnlatenzen mit der Realität der kontingenten Interaktionen konkreter Menschen im Modell des *Textes* vermittelt sieht. Die strukturelle Ebene ist gleichsam die "Grammatik" sozialer Wirklichkeit; die kontingenten Aktionen sind dagegen nur subjektive "Lesarten" der objektiven Struktur.

Es ist ganz zweifellos erstaunlich - und von Vertretern der "objektiven Hermeneutik" vielfach demonstriert worden -, zu welch über-

raschenden Ergebnissen der Interpret gelangen kann, wenn er sich jene Prämissen zu eigen macht. Andererseits sind gerade die überzeugendsten Interpretationsbeispiele von gelungener, aber gleichwohl "verkappter Psychoanalyse" (OEVERMANN) nur schwer zu unterscheiden. Dies könnte daran liegen, daß der Ansatz seine eigentliche Nagelprobe noch vor sich hat: Wenn die soziale Konstitution der Wirklichkeit durch eine "objektive Textur" repräsentiert wird; wenn suggeriert wird, daß diese Textur durch unterschiedliche "subjektive Lesarten" hindurch aufgedeckt werden könne, dann gehört zu den zentralen Merkmalen latenter Sinnstrukturen, daß sie (relativ) *invariant* sind.

Solche Invarianz läßt sich freilich bis auf weiteres nur postulieren. Im fast schon klassischen OEVERMANNschen Beispiel mit der "Hamburger-Szene", in welcher der Vater über das Sprachspiel von Lob und Anerkennung vorgeblich einen strukturellen Konflikt mit der Mutter ausagiert (OEVERMANN u.a. 1979:354ff), bliebe zu fragen, ob sich das analysierte Konfliktmuster zwischen Vater und Mutter - einmal installiert - tatsächlich in alle Ewigkeit reproduzieren muß. HEINZ BUDE hat in seiner bemerkenswerten Kritik der "objektiven Hermeneutik" ein aufschlußreiches Szenario angeboten: "Im Laufe der Zeit ändern sich die Lebensumstände einer Familie und sie wird mit unerwartet auftretenden Problemen konfrontiert, auf die sie sich irgendwie einstellen muß: Der Vater steigt in eine höhere Position im Beruf auf, der mittlere Sohn bleibt in der Schule sitzen, die Mutter lernt, als sie eine Halbtagsstelle annimmt, neue Leute kennen, die 17jährige Tochter will plötzlich heiraten, Vater und Mutter merken in der Lebensmitte, daß sie langsam älter werden usw." (1982:139)

Die Vorstellung, daß in solchen Prozessen eine tiefenstrukturelle "Grammatik" sozialer Interaktion vollständig gleich geblieben sei und nur die subjektiven Lesarten der Interaktionsteilnehmer sich verändert haben, erscheint mindestens befremdlich. Welchen Stellenwert hätte dann "Geschichte" oder vollends "Lebensgeschichte"? Wären beide mehr als die Summe variabler subjektiver "Lesarten" einer invarianten Textur, also die Summe von Irrtümern?

Die "objektive Hermeneutik" ist für eine Aufklärung der Beziehung von Lebenslauf und Lebensgeschichte deshalb ungeeignet, weil sie an beiden im Grunde nicht interessiert ist: die biographische Erzählung ist allenfalls als Basismaterial für objektive Texturen von Interesse, nicht aber in ihrer Eigenart als subjektive Konstruktion der Wirklichkeit. Und Lebensläufe gehören zu einer Klasse der Realität (nämlich dem beobachtbaren Verhalten), die die "objektive Hermeneutik" ihrem Selbstverständnis nach ignorieren kann (cf OEVERMANN u.a. 1979: 381).

Hier kommt freilich eine ganz andere Form der "hermeneutischen Idealisierung" in den Blick als die oben diskutierte. Die Unterstellung, daß der "objektive Hermeneut" latente Sinnstrukturen sozialer Wirklichkeit aufdecken könne, die dem gewöhnlichen gesellschaftlichen

Aktor verborgen bleiben, setzt voraus, daß er sich in der Interpretationssituation von den aktuellen Geltungsansprüchen des infragestehenden Textes dispensieren kann. Das erscheint - wie HABERMAS (1981, I:167ff) sehr plausibel gezeigt hat - äußerst fragwürdig. Da die objektive Bedeutungsstruktur eine "Realität sui generis" sein soll und aus den subjektiven Intentionen erst "herausgeschält" werden muß, ist grundsätzlich auch für den "objektiven Hermeneuten" eine "performative" - also einfühlend-teilnehmende - Einstellung zum Text Voraussetzung. Ein wenig banaler gesagt: Auch der "objektive Hermeneut" muß wissen, was die Leute wollen, wenn er herausbekommen möchte, was sie "*wirklich*" beabsichtigen. Dabei begibt er sich jedoch notgedrungen in die gleichen Aporien, in denen auch die Akteure seiner Texte stecken. Auch er verfügt dann konsequent zunächst nur über subjektive Lesarten der objektiven Bedeutungsstruktur. Ein "Ausweg" aus diesem Dilemma ist schließlich die heuristische Unterstellung einer methodologisch gesicherten Immunität. OEVERMANN und Mitarbeiter formulieren: "Wir interpretieren ... die Interaktionstexte (einer) Person und *unterstellen* dabei, daß sie eine von den ursprünglichen Intentionen des 'Sprechers' unabhängige, abgelöste Bedeutung tragen, in der das Subjekt sich 'verrät'." (1979:383; Hervorh. d.V.)

Diese Interpretationsdisposition ist allerdings für biographische Erzählungen folgenreich. Die methodologische "Falle", in die der Erzähler zwangsläufig "tappen" muß, ist schwerwiegend: was immer er erzählt, wie immer er die Einzigartigkeit seines Lebens darstellen wird, er muß sich "verraten". Der von ihm produzierte Text ist nur Verweis auf eine tiefer liegende objektive Sinnstruktur. Die freilich wäre auch in anderen Interaktionstexten auffindbar. Biographische Erzählungen haben hier keinen Sonderstatus. Trotz dieser Kritik bleibt an der strukturalistischen Variante der Interpretation von biographischen Erzählungen ein Aspekt bemerkenswert: die schlichte Beobachtung, daß die "Lebensgeschichten" als solche mit der Realität des "Lebens" nicht umstandslos identifiziert werden können.

4 Lebenskonstitution und Lebenskonstruktion

Versuchen wir die bisherigen methodologischen Überlegungen (4) noch einmal zusammenzufassen, so wird deutlich, daß sich die Interpretation von "Lebensgeschichten", wo sie sich überhaupt auf ihren methodologischen Sonderstatus besinnt, vorläufig zwischen zwei gegensätzlichen Polen bewegt: der Gefahr der *Identifikation* von 'life course' und 'life record' zugunsten der erzählten Lebensgeschichte und der *Diskreditierung* biographischer Erzählung zur bloß subjektiven Lesart einer invarianten Sinnstruktur.

SCHÜTZE teilt mit der phänomenologischen Tradition das Interesse an der Binnenperspektive des Erzählers und an den ihr vorherge-

henden Entfaltungsregeln. Es gelingt ihm dabei auf überzeugende Weise, bestimmte *Konstruktionsprinzipien* autobiographischen Stegreiferzählens offenzulegen, denen sich Erzähler unseres Kulturkreises jedenfalls nicht beliebig entziehen können. Die Konzentration auf diese formalen Konstruktionsprinzipien könnte freilich den Blick auf zentrale *Konstitutionsbedingungen* verstellen, die bei SCHÜTZE als "heteronome Systembedingungen" ausgeblendet werden.

OEVERMANN interessiert - mit Rückgriff auf strukturalistische Theorietraditionen - gerade die "*generative Struktur*" von Interaktionstexten. Bei diesem Ansatz besteht offensichtlich nicht nur die Gefahr, den selbständigen Status *biographischer Konstruktionsprinzipien* zu ignorieren. Auch für ihn bleibt die in SCHÜTZE's Konzeption monierte "Konstitutionsproblematik" durchaus ungelöst. Selbst wenn die Beziehung zwischen objektiven Bedeutungsstrukturen und subjektiven Intentionen als gegeben hingenommen würde, bliebe die Frage bestehen, wie jener "latente Sinn" denn seinerseits generiert wird (cf ALHEIT 1984a). Plausibel an OEVERMANN's Konzept ist indessen - unabhängig von den kritischen Einwänden - der Versuch, das "klassische" philosophische Problem der Beziehung von "Wesen" und "Erscheinung" neu zu thematisieren, das im übrigen nicht etwa nur HEGEL's Differenzierung von "Sagen" und "Meinen" kennzeichnet, sondern auch die MARX'sche Frage nach dem "verborgnen Hintergrund", der allen "gang und gäbe Denkformen" zugrunde liege (MEW 23:564; cf noch 25:825).

Freilich, der MARX'sche "Hintergrund" und die "Erscheinungsformen" (ebd.) sind *nicht* zwei strikt gegeneinander abgegrenzte Realitätsebenen, sondern nur zwei Seiten *ein und derselben Realität*. Das sozialwissenschaftliche "Datum" (in unserem Fall der Erzähltext) und die "dahinter" vermutete "Wirklichkeit" gehören zusammen. Die Feststellung gilt nicht nur auf diesem Allgemeinniveau. Sie gilt ausdrücklich für den konkreten Einzelfall einer biographischen Erzählung. Denn wie das Besondere im Allgemeinen aufgehoben ist, so hat das Allgemeine seine Existenz nur im Besonderen. HOLZKAMP hat völlig zurecht gerade für "subjektwissenschaftliche" Konzepte die konsequente Berücksichtigung "je meiner Befindlichkeit" reklamiert (cf 1983:454ff). Die "*Wirklichkeit*" geht durch den Einzelfall hindurch.

Diese Erkenntnis hat durchaus ihren Platz im Alltagswissen. Gerade die Biographie erscheint als überzeugender Beleg. Wir sprechen von der "Nachkriegsgeneration" und verbinden damit die Vorstellung, daß die Mehrzahl jener in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen sich durch eine spezifische und relativ ähnliche soziale Erfahrung auszeichne: den Wiederaufbau eines Landes, die wachsende Prosperität, die Abwesenheit jenes Mangels, von dem die "Kriegsgeneration" zu erzählen weiß. Wir reden von den "68ern" und meinen damit eine kleine soziale Gruppe zumeist von Studenten, die in einer relativ kurzen Phase der jüngeren Geschichte der Bundesrepu-

blik eine nicht unbedeutende symbolische Rolle gespielt hat. Wir unterstellen, daß alle "68er" irgendwie ähnliche biographische Erfahrungen gemacht haben. Wir reden von "Arbeitern" und nehmen - jenseits elaborierter Klassentheorien, aber auch kontrafaktisch zu modischen Problematisierungen - an, daß es sich dabei um Leute mit bestimmten Arbeits- und Lebenserfahrungen handelt, die - sei es sichtbar, sei es nur vermutet - ihre Spuren hinterlassen haben (cf ALHEIT 1984b). Dabei nehmen wir grundsätzlich zum "Einzelfall" eine Position ein, die in der älteren sozialwissenschaftlichen Methodologiediskussion durchaus eine gewisse Rolle gespielt hat, die freilich in der aktuellen empirischen Sozialforschung der Naivität bezichtigt würde: wir unterstellen, daß das *Typische* am Einzelfall zu rekonstruieren wäre, nicht erst an der statistischen Kumulation bloß ähnlich *erscheinender* Fälle (cf BUDE 1984a:24); daß die "Gesetzmäßigkeit" nicht erst mit der Serie interessant wird, sondern entweder am Fall gilt oder überhaupt nicht. Vergleichbare Überlegungen hatte bereits LEWIN am Ende der 1920er Jahre unternommen: "Historische Seltenheit ist kein Gegenargument, historische Regelmäßigkeit kein Beweis für Gesetzlichkeit, weil der Begriff der Gesetzlichkeit streng von dem der Regelmäßigkeit, der Begriff der Ausnahmslosigkeit des Gesetzes streng von dem Begriff der historischen Konstanz (...) getrennt wird." (1930/ 31:450) Typisches und Repräsentatives sind also nicht miteinander zu verwechseln (cf auch BUDE 1984a:24).

Freilich, gerade ein "aufgeklärter Strukturalist" könnte bei dieser Feststellung auf die Idee kommen, *Typisches* am Einzelfall mit einer "Quasi-Struktur" gleichzusetzen, die sich über spezifische Verfahren der *Sinnrekonstruktion* freilegen lasse (cf BUDE 1984a:23ff). Die Tatsache, daß wir gewöhnlich in der "natürlichen Gewißheit" leben, in unserer Biographie gehöre alles irgendwie zusammen, könnte zu dem Schluß führen, es handle sich jeweils um ein typisches und zugleich einzigartiges "*soziales Konstrukt*", das sich in entscheidenden Aspekten strukturell reproduziert. Jedoch, selbst wenn wir eine intuitive Vorstellung von dem zu haben glauben, was wir erreichen können und wo unsere Grenzen sind; selbst wenn wir etwas zu ahnen meinen von dem "Sinn", der hinter unserem alltäglichen Lebensablauf steht; selbst wenn ein konkretes Leben keine *beliebige* Lebensgeschichte zuläßt, sondern der Biographieträger in aller Regel eine "irgendwie angemessene" biographische Erzählung präsentiert, ist die Unterstellung einer fixen generativen Struktur biographischer Sinnkonstruktion höchst fragwürdig. Wenigstens zwei methodologische Argumente sprechen dagegen:

- (1) Die Annahme einer "typischen" Sinnstruktur biographischer Texte kommt dem *strukturalistischen Optimismus* der "objektiven Hermeneutik" nahe, man könne hinter der manifesten Textform eine objektive Bedeutungsstruktur freilegen. Diese Hoffnung ist selbst da skeptisch zu beurteilen, wo sie vorgeblich eingelöst wird. Zur Klä-

rung der Beziehung zwischen 'life course' und 'life record' jedenfalls ist sie ungeeignet, weil sie grundsätzlich auf der Ebene des "Textes" verbleibt und allenfalls die Existenz einer Metaebene suggeriert. Vertreter einer aufgeklärten strukturalistischen Position haben das durchaus gesehen. BUDE beispielsweise hat selbstkritisch eingeräumt, daß "die Frage nach der Genese des Typus, die das schwierige Problem des Zusammenhangs von Aktualisierung und Konstruktion eines Typus durch einen sozialen Akteur aufwirft", mit der "Rekonstruktion typischer Lebenskonstruktionen" nicht gelöst sei (1984a:25). Bleibt diese hermeneutisch so zentrale Problematik jedoch einfach auf sich beruhen, besteht die Gefahr der ontologischen Fixierung scheinbar typischer Lebenskonstruktionen, und das bedeutet allgemeiner: die Gefahr der Universalisierung jener umstrittenen "Vorurteilsstruktur" hermeneutischen Verstehens, die sich ihres eigenen historischen und gesellschaftlichen Standortes nicht mehr zu vergewissern braucht (cf dazu HABERMAS 1967, 1971; SANDKÜHLER 1973). (5)

- (2) Die "strukturelle Sinnkonstruktion" (BUDE) muß auch in ihrer aufgeklärten Variante ein *Sinnkontinuum* annehmen. "Wirklichkeit" - heißt das - soll sich im Text auf unverwechselbar eindeutige Weise niederschlagen. Das läßt weder die Vorstellung konstitutiver Widersprüche noch das Konzept einer keineswegs gleichsinnigen biographischen *Verlaufsstruktur* zu. Gerade am Beispiel des Themas "Arbeit" freilich erscheint die Hypothese eines Sinnkontinuums äußerst zweifelhaft. Arbeit kann im Laufe der Biographie grundlegende Veränderungen bewirken - am dramatischsten dann, wenn sie unerwartet ausfällt. Sie kann - wie das bereits erwähnte Problem der Frauenarbeit anschaulich zeigt - auch die objektive Konstitutionsbasis für *in sich widersprüchliche* Lebenskonstruktionen darstellen. Unverwechselbare Einzigartigkeit kommt deshalb der biographischen Rekapitulation nicht wegen des gehäufteten Auftretens eines Konstruktionsprinzips zu, sondern wegen der typischen Individualität eines komplexen sozialen und historischen "Verlaufs" (cf SEVE 1977:364ff).

Lebenskonstitution und *Lebenskonstruktion* - objektiver und subjektiver Aspekt der Biographie - stehen offensichtlich in einem Spannungsverhältnis, das auch durch anspruchsvolle methodologische Konzepte nicht einfach aufgelöst wird. Trotz komplementärer Vorzüge eher phänomenologisch-interaktionistischer oder eher strukturalistischer Vorgehensweisen scheint die denkbare "Mischung" kein theoretisch überzeugender Ausweg zu sein. Die schwierige Frage, wie sich "Wirklichkeit" im Einzelfall niederschlägt und doch als Allgemeines im Besonderen noch identifiziert werden kann, ist gerade auf jener Ebene noch nicht befriedigend beantwortet, wo sie als Richtschnur empirischer Sozialforschung hilfreich sein könnte. Und doch lassen sich aus den vorangegangenen methodologischen Überlegungen einige

Essentials herausfiltern, die zur Lösung des anspruchsvollen Problems beitragen könnten:

- Lebensgeschichte ist nicht *das* Leben, gewiß. Aber das Verhältnis zwischen beiden nach dem Muster "Dichtung und Wahrheit", "Mythos und Realität" zu konzipieren (cf KRÖLL 1981, OSTERLAND 1983), erscheint wenig plausibel. Ganz abgesehen von der dialektischen Überlegung, daß Wahrheit auch *in* der Dichtung, daß Realität auch *im* Mythos zum Ausdruck kommen können, setzen sich dabei häufig unreflektiert ziemlich triviale methodologische Konstruktionsprinzipien durch. Die banalmaterialistische Variante einer undialektischen Basis-Überbau-Konstruktion ist vermutlich eher unterrepräsentiert. Verbreiteter sind Unterscheidungen zwischen soziologischen "Makro-" und "Mikrotheorien", zwischen Theorien auf der Aussageebene soziostruktureller Problemlagen einerseits und subjektiv-intentionalen Handelns andererseits. Dabei ist von geringerem Interesse, daß die makrotheoretischen Positionen in der Regel dominant sind (so etwa bei OSTERLAND 1973:414, DEPPE 1978:14). Entscheidender ist die Tatsache, daß beide Theorievarianten auch ein unterschiedliches "Binnenkonzept" zu haben scheinen. Während Theorien, die sich auf den sozialstrukturellen Bedingungsrahmen beziehen, eher *systemisch-statische* Vorstellungen der sozialen Realität entfalten, neigen Theorien auf der Handlungsebene durchaus zur *prozessualen* Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit (cf SCHÜTZE 1982:569). Dabei muß zwangsläufig das Bild einer "doppelten Realität" entstehen: einer *Wirklichkeit der Subjekte*, die durch Handeln beeinflussbar und veränderbar erscheint, in der Menschen leben und Entwicklungen machen; und einer *Wirklichkeit der Gesellschaft*, die durch Institutionen, Prozeduren, Interessen- und Machtkonstellationen eine scheinbar festliegende Kontur besitzt, die sich allenfalls in großen historischen Zeitabständen grundlegend verändert. Daß in dieser Bipolarität den "Prozessen im Kleinen" geringere Bedeutung zugemessen wird, wo nicht ihre biographisch artikulierte Eigenständigkeit gar zum *Mythos* gemacht wird (cf OSTERLAND 1983); oder daß umgekehrt die Erfahrungen auf der Handlungsebene sich mikrotheoretisch verselbständigen und die sozialstrukturellen Begrenzungen ausgeblendet werden, scheint beinahe auf der Hand zu liegen. Demgegenüber bleibt festzuhalten: Es gibt nur *eine* historische und soziale Wirklichkeit; und die ist - biographisch betrachtet - allemal "*je meine*". Eine Theorie, die plausibel beanspruchen wollte, "Lebensgeschichte" und "Leben" miteinander zu vermitteln, müßte integraler Ausdruck von Prozessen sein, die gewöhnlich von makro- und mikrotheoretischen Ansätzen *getrennt* wahrgenommen werden. "*Wirklichkeit*" aber geht durch den *Erzähltext* hindurch.
- Das bedeutet freilich zugleich, daß keine Realitäten hinter, ober- oder unterhalb des Textes angenommen werden können. Generative Strukturen dieser Art machen die realen soziohistorischen Kontexte

des in Rede stehenden Textes nicht nur zu bedeutungslosen "Lesarten", zu beliebigen "Kommentaren" eines ahistorischen Bedeutungspotentials, das sich seinerseits "universelle Kontexte" schafft (cf SOEFFNER 1984:45). Sie degradieren die Dialektik von "Erzählttext" und "Wirklichkeit" zum Scheinproblem, das in der Entdeckung jenes "hinter den Dingen" liegenden Bedeutungspotentials - auch im logischen Sinn - aufgehoben werde. "*Wirklichkeit*" aber ist nicht allein "*Struktur*", sondern auch "*Prozeß*". Und die *Rekapitulation* dieser Wirklichkeit hat eine *Verlaufsstruktur*, die kein Resultat ahistorischer Strukturen, sondern selber *Wirklichkeit* ist.

- Das schlägt sich auch in dem Status nieder, den Lebensgeschichten als "soziologische Datentexte" (SCHÜTZE) haben. Erzählte Biographien sind eben keine *invarianten Texturen*: "Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren ..." (SCHÜTZE 1978:1) Die Besonderheit lebensgeschichtlicher *Erzählung* besteht gerade darin, daß in ihrem Rahmen die Dialektik von *autobiographischer Konstruktion* und *sozialer Konstitution* einen Konkretheitsgrad erreicht, der sich in anderen sprachlichen Darstellungen so nicht wiederfindet. Diese Feststellung gilt trotz des Einwandes, daß die therapeutische Erfahrung auch die Figur des "neurotischen Erzählers" kenne, der notorisch erzähle, dessen Sprechen jedoch "leer" bleibe (BUDE 1984b:10). Denn die "Leere" ist bei genauerem Hinsehen ungewöhnlich beredt. Im Unterschied zu nicht-narrativen Darstellungsformen macht die Erzählung - aufgrund ihrer spezifisch *handlungsstrukturellen* Organisation - stets "beide Seiten" eines biographischen Ereignisses sichtbar: die "inneren", subjektiv-intentionalen Aspekte der Handlungsorientierung und die "äußeren" Bedingungen einer konkreten Handlungssituation. Während etwa biographische Evaluationen und Bilanzierungen zunächst nur die Resultate kognitiver Realitätsbearbeitung darstellen, eröffnet sich über narrative Rekapitulationen die Möglichkeit, ihren *sozialen Konstitutionsprozeß* genauer zu untersuchen. Die Perspektive von Evaluationen ist "*perfektisch*", und ihre Stilmittel sind Theorien, Begriffe, "Kollagen" (6). Die Perspektive von Erzählungen ist "*final*", und ihr Stilmittel ist der kognitive Nachvollzug einer zurückliegenden Ereigniskonstellation, die alle Attribute aktueller Handlung besitzt (cf LABOV/WALETZKY 1973, QUASTHOFF 1980, ALHEIT 1982b).

Die methodologische Option, die in diesen drei "Essentials" enthalten ist, bleibt vorläufig zweifellos uneingelöst: Benötigt wird ein Konzept, das Veränderungen in der Zeitdimension sowohl für *makrosoziologische* Problemaspekte wie für *mikrosoziale* Prozesse erfaßt, das ferner die "*Struktur-Prozeß-Dialektik*" angemessen entfaltet (cf dazu

ALHEIT 1976:119ff) und das schließlich über eine plausible *Theorie des Erzählens* verfügt, die einen empirisch-methodischen Zugang zum Forschungsmaterial erleichtert. Wichtige Dimensionen dieses Desiderats werden zumal in SCHÜTZE's theoretischen Überlegungen bereits angesprochen (cf bes. 1982:568ff); entscheidende andere sind indessen noch äußerst vage. Für die vorliegende Studie empfiehlt sich deshalb ein kontrolliertes *heuristisches Vorgehen*, das sich im Prozeß der Theoriegenerierung begreift und kursorisch an dem recht offenen Programm der "*empirisch fundierten Theoriebildung*" ('grounded theory methodology'; cf GLASER 1978, GLASER/STRAUSS 1979, STRAUSS 1984) orientiert.

Dahinter steht durchaus die Überzeugung, daß im Forschungsmaterial selbst Fragestellungen verborgen sind, die zur Weiterentwicklung der angesprochenen methodologischen Probleme beitragen. Biographische Erzählungen erscheinen in diesem Zusammenhang besonders geeignet: "Die Geschichten, die erzählt werden, die Ereignisse, auf die sie referieren, sind nicht beliebig. Sie bleiben Bestandteil der sozialen Wirklichkeit, aus der der Erzähler stammt." (ALHEIT u.a. 1982:8) Die individuelle biographische Gesamtsicht entfaltet sich in einem Netz von einzelnen Geschichten mit sozialspezifischen Referenzbezüngen und Indexikalitäten, die kollektive Erfahrungskumulation voraussetzen.

Deshalb ist es hilfreich, auf einer methodologischen Ebene mit geringerem Abstraktionsniveau zwischen "Lebensgeschichte" (*Meta-Erzählung*) und biographischen "Geschichten" (einzelnen Erzählungen) zu unterscheiden und aus pragmatischen Gründen einen relativ strikten Begriff des "Narrativen" einzuführen. Die biographische *Meta-Erzählung* setzt sich nämlich aus Elementen zusammen, die äußerst grob in zwei strukturell verschiedene Ebenen getrennt werden können: in eine *narrative Ebene*, in der das Sachverhaltsdarstellungsschema des Erzählens (cf KALLMEYER/SCHÜTZE 1977) oder wenigstens identifizierbare Ansätze desselben in Kraft treten (cf SCHÜTZE 1984:88ff); und in eine *nicht-narrative Ebene*, die etwa argumentative Darstellungsschemata, Bilanzierungen, Evaluationen und "Theorien" beinhaltet, sofern sie erkennbar *außerhalb* des Erzählschemas stehen.

Wer seine Lebensgeschichte erzählt, steht vor der Aufgabe, einen "Bogen" zu schlagen zwischen seiner Geburt und dem Zeitpunkt, an dem er sich im Augenblick des Erzählens befindet. Er ist mehr oder weniger darum bemüht, eine *innere Konsistenz* seiner Biographie herzustellen. Die dominante Zeitperspektive ist *linear*: Es geht um die lebenszeitliche Abfolge von der Vergangenheit in die Gegenwart und - explizit oder unausgesprochen - auch in die Zukunft (cf ALHEIT 1982c, FISCHER 1982). Die Konstruktion der *Meta-Erzählung* wird dabei nicht nur vom tatsächlichen Lebensablauf determiniert, sondern auch von vielfältigen äußeren Einflußfaktoren, von gesellschaftlich-institutionalisierten Erwartungsstrukturen (cf SCHÜTZE 1981), von Vor-

bildern populärer Biographien, von Alltagstheorien, dem Zuhörer unterstellten Erwartungen, von Legitimations- und Präsentationszwängen. Möglichkeiten zur Herstellung innerer Konsistenz bzw. zur Bereinigung von offensichtlichen Brüchen und Unstimmigkeiten bieten sich vor allem in der Verknüpfung einzelner Geschichten miteinander, in "Präambeln", "Rahmenschaltungen" oder "Kodaphasen" (cf SCHÜTZE 1984).

Einzelne Erzählsegmente dagegen haben einen anderen Zeitrahmen. Sie referieren gewöhnlich auf *alltagszeitlich* lokalisierte Ereigniskonstellationen. Das nötigt den Erzähler, bis zu einem gewissen Grade in das damalige Geschehen wieder "einzutauchen" und sich von der Linearität seiner Lebenszeitperspektive zu lösen (cf dazu auch ALHEIT 1982c). Gegebenenfalls kommt es dabei auch zu "Inkonsistenzen" zwischen der narrativen und der nicht-narrativen Ebene der Gesamterzählung, in jedem Fall aber zu aufschlußreichen Perspektivwechseln.

Nun ist es nicht das Interesse der folgenden Untersuchung, *kognitive Inkonsistenzen* in biographischen Erzählungen aufzudecken, zumal solche Widersprüche dem "wirklichen Leben" sehr viel eher entsprechen als bruchlose Rekapitulationen. Die hier beschriebene Differenzierung legt vielmehr ein Interpretationsverfahren nahe, das einerseits die soziologischen Dimensionen des Erzählens berücksichtigt, ohne indessen der Gefahr einer "Fundamentalisierung" (BUDE) zu erliegen; das jedoch andererseits auch die Besonderheit der Linearität, der *Verlaufsstruktur* einer Biographie zur Geltung bringt. Methodisch scheint sich deshalb ein *mehrstufiges Vorgehen* anzubieten, das lebens- und alltagszeitliche Dimensionen des Themas "Arbeit" in biographischen Erzählungen zum Gegenstand hat. Der folgende Teil wird dieses Vorgehen ausführlich beschreiben und begründen.

III ARBEITSLEBEN - LEBENSARBEIT*

Aspekte einer empirisch fundierten Theorie.
Vier Fallstudien

Solange das theoretische Wissen über einen Gegenstandsbereich widersprüchlich und fragmentarisch ist, erscheint eine "Rückkehr zu den Quellen" nicht nur legitim, sondern auch notwendig. Diese von THOMAE für die Persönlichkeitspsychologie erhobene Forderung (cf 1969: 138) läßt sich durchaus auf die sozialwissenschaftliche Forschung zur subjektiven Bedeutung der Lohnarbeit übertragen. Der *biographische* Zugang zu diesem Problem ermöglicht die von THOMAE intendierte Forschungsstrategie: "die Zurücknahme der theoretischen Fronten" zugunsten einer "möglichst voraussetzungslosen Empirie" (cf 1968:103f). Welches aber sind die "Quellen", auf die sozialwissenschaftliche Forschung zurückgreifen kann, wenn sie das subjektive Verhältnis zur Lohnarbeit zum Gegenstand hat? Möglicherweise ist diese Frage gar nicht so kompliziert, wie sie zunächst erscheint. BAHRDT (1975:13f) und BERGER u.a. (1978:41) haben einen denkbaren Lösungsweg durch eine weitere Frage angedeutet: 'Was liegt eigentlich näher, als diejenigen zu befragen, die in diesem Verhältnis selber leben' - die Lohnarbeit tagtäglich und beinahe ein Leben lang bewältigen müssen? Sie zu "befragen" kann aber - will man nicht in den Begrenzungen von Einstellungserhebungen steckenbleiben (s.o.) - nur bedeuten, sie nach ihrem *Leben*, nach ihrer *Biographie* zu fragen.

Die vorliegende Studie versucht einen in diesem Sinn konsequent "induktiven" Weg zu gehen. Ein wesentliches Ziel der Untersuchung ist es, den Zusammenhang von Lohnarbeit und "Leben" aus der *Binnensicht* von Arbeitern möglichst "authentisch" zu erfassen. Dies geschieht insofern "voraussetzungslos" oder "unvoreingenommen", als theoretische Vorannahmen und Interessen die Datenerhebung - durch geeignete Methoden abgesichert - möglichst wenig beeinflussen und auch in der Interpretation zunächst zurückgestellt werden. Das "Material" soll in einem spezifischen Sinn "für sich selber sprechen" - ohne daß weitere Analysen damit überflüssig würden.

Nicht voraussetzunglos oder "naiv" ist dagegen das methodische Vorgehen im Umgang mit dem empirischen Material und in der Entwicklung von theoretischen Schlußfolgerungen und Hypothesen. Der

biographische Ansatz wird aufgrund explizierter theoretischer Annahmen (s. 1.2) gewählt und verlangt bereits für die Datengewinnung ein differenziertes methodisches Vorgehen. Allerdings, die erhobenen lebensgeschichtlichen Erzählungen liefern noch keine fertigen "Antworten" auf die Frage nach der subjektiven Bedeutung der Arbeit, obwohl sie diese in gewisser Weise enthalten. Sie müssen für die Wissenschaft erst "rekonstruiert" werden. In der Auswertung der Interviews geht es deshalb darum, mindestens Teile dieser "Antworten", vor allem aber neue Fragen an bisherige wissenschaftliche Konzepte und weiterführende Aspekte für künftige Forschungen zu "entdecken". Durch ihre Komplexität und "Lebendigkeit" sind erzählte Lebensgeschichten eine hervorragende Basis für die Gewinnung 'empirisch fundierter Theorien'.

Die komplexen methodologischen Implikationen eines narrationsstrukturellen biographischen Analyseverfahrens (s. Teil II) verbieten nun vollends ein voraussetzungslos naives Interpretieren. Die vorliegende Studie versteht sich ausdrücklich als "heuristische" und *explorative* Untersuchung. Der Prozeß der Interpretation und der Theoriegewinnung muß daher möglichst transparent sein. Theoretische Annahmen, die in die Auswertung eingehen, sollen expliziert werden und von den rekonstruierten "Binnensichten" der Erzähler unterscheidbar sein. Die erste Voraussetzung für ein in diesem Sinn kontrolliertes Vorgehen ist die präzise Benennung der *Fragestellung*. Die offene Ausgangsfrage, welche Bedeutung die Arbeit - und damit ist zunächst vorrangig die *Lohnarbeit* gemeint - für konkrete Subjekte hat, läßt sich mindestens in drei Aspekte untergliedern:

- (1) *Welchen Stellenwert hat die (Lohn-)Arbeit im Hinblick auf den strukturellen Verlauf einer Lebensgeschichte?* Diese Frage setzt voraus, daß - zunächst noch ohne Fokussierung auf die Kategorie "Arbeit" - eine Analyse der biographischen Verlaufsstruktur durchgeführt wird, wie sie sich aus der Perspektive des Biographieträgers selbst rekonstruieren läßt. Erst in einem zweiten Schritt kann dann ermittelt werden, ob bzw. in welcher Weise die Bedingungen und Erfahrungen der (Lohn-)Arbeit biographisch strukturierend wirksam werden (s. 2.2 in diesem Teil).
- (2) *Welche inhaltlichen Aspekte der Arbeit werden in der subjektiven Erfahrung und Rekapitulation relevant?* Diese Frage zielt zum einen auf eine genauere Bestimmung derjenigen Dimensionen von Arbeit, die in den biographischen Verlauf eingreifen, vor allem jedoch auf eine Differenzierung der Erfahrungen, die im *alltäglichen* Leben mit "der" Arbeit gemacht werden (s. 2.3 dieses Teils).
- (3) *Schließlich stellt sich die Frage, ob das in den Sozialwissenschaften vorrangig auf Lohnarbeit orientierte Konzept von "Arbeit" in seiner traditionellen Fassung den empirischen Erkenntnissen gerecht wird, die aus der Binnensicht von Arbeitern und Arbeiterinnen gewonnen werden können.* Die Ergebnisse der Studie sollen

deshalb mit zentralen Theorieansätzen aus der Industriegesellschaft und der Arbeitspsychologie konfrontiert und im Hinblick auf mögliche Perspektiven für einen umfassenderen Arbeitsbegriff kritisch diskutiert werden (s. IV).

Die vorliegende Studie ist damit systematisch anders angelegt, als es in der empirischen Sozialforschung üblich ist. Was "Arbeit" für das Leben konkreter Menschen bedeutet, soll zunächst aus der Sicht der befragten Arbeiter selbst beschrieben werden. Die Erfahrungen, von denen sie erzählen, und die Einschätzungen, die sie geben, bilden das Material, aus dem analytische Abstraktionen gewonnen und zu Bestandteilen einer *empirisch fundierten Theorie* verdichtet werden. Erst danach erfolgt ein Rückbezug auf relevante "formale Theorien" (cf GLASER/STRAUSS 1967, 1979).

Die folgenden Analysen beziehen sich auf vier biographische Interviews. Sie haben den Status von *Fallstudien* und müssen gerade wegen des explorativen Charakters der Untersuchung sorgfältig in allen Arbeitsschritten expliziert werden.

I Das empirische Material

I.1 Forschungskontext und Methoden

Die vorliegende Untersuchung ist Teil eines Forschungsprojekts zum Thema "Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung"; es handelt sich um "explorative Untersuchungen zur sozialen Spezifität erzählter Lebensgeschichten" (cf ALHEIT u.a. 1981, 1982, 1983). Das Projekt ist als Explorationsstudie angelegt und verfolgt eher grundagentheoretische Fragestellungen auf zwei Ebenen:

- Auf *methodologischer* Ebene werden Probleme der biographischen Methode bearbeitet, wobei narrationsstrukturelle Fragestellungen im Vordergrund stehen.
- Das *inhaltliche* Interesse ist auf die soziale Spezifität von Arbeiterlebensgeschichten gerichtet. Es sollen Hypothesen generiert werden sowohl zur Frage charakteristischer Referenzkumulationen in erzählten *Arbeiterbiographien* ("kollektives Gedächtnis") als auch zum Problem der *individuellen* biographischen Erfahrungsrekapitulation ("Selbstplan").

Sample. In der Feldphase wurden zunächst achtzehn biographische Interviews mit Arbeitern, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen durchgeführt. Für die Auswahl der Interviewpartner war die Überlegung be-

stimmend, möglichst *unterschiedliche* Lebensgeschichten zu untersuchen. Das Sample setzt sich zusammen aus Schichtarbeitern eines großen Stahlwerks und deren Ehefrauen, die teilweise selber (voll- oder teilzeitbeschäftigt) erwerbstätig sind, sowie ehemaligen Arbeiterinnen und Arbeitern eines mittleren Metallbetriebes - von den Interviewpartnern als "Familienbetrieb" bezeichnet -, die nach dessen Konkurs Mitte der 60er Jahre zum Arbeitsplatz- oder Berufswechsel (z.T. in fachfremde Bereiche wie etwa Verwaltung) gezwungen waren. Die Erzähler unterscheiden sich nicht nur nach Alter, Geschlecht, betrieblicher Arbeitserfahrung und dem sozialen Milieu, aus dem sie stammen, sondern vor allem in der biographischen "Verkettung" dieser Faktoren: Die Lebensgeschichten repräsentieren für die Arbeiterexistenz typische (berufs-)biographische "Bruch"-Erfahrungen - den Übergang aus einer bäuerlichen oder handwerklichen Existenz in ländlich-kleinstädtischem Milieu in die Existenz als Lohnarbeiter in der Großindustrie einerseits, die Veränderung und allmähliche Auflösung eines "stabilen" städtisch-proletarischen Lebenszusammenhangs, bei einigen Erzählern auch mit der Aufgabe industrieller Tätigkeit verbunden, andererseits. Diese Prozesse werden in den Interviews aus unterschiedlichen, sich zum Teil überlagernden Perspektiven dargestellt: vom Standpunkt des Arbeiters, der eine Veränderung seiner Arbeitssituation (Betriebsstruktur, Qualifikation, Arbeitsanforderungen und Belastungen, Lohn usw.) und deren Auswirkungen auf seine gesamten Lebensumstände und -planungen erfährt; aus der Sicht von Arbeiterinnen, deren "Berufsbiographie" aufgrund spezifischer Benachteiligungen von Frauenarbeit (niedrigere Qualifikation, stärkere Abhängigkeit von Arbeitsmarktbedingungen usw.) ohnehin eher diskontinuierlich und von "Brüchen" bedroht ist; und aus der Perspektive der Ehefrau und der Familie, deren "Schicksal" eng an die Widersprüche und Unsicherheiten der Lohnarbeiterexistenz des Mannes gekoppelt ist (genauere Angaben zum Sample, zu den Arbeitsbedingungen und sozialen Umfeldern cf ALHEIT u.a. 1982:13ff, 45ff; ALHEIT/DAUSIEN 1983:92ff). - Mit der Unterschiedlichkeit der Lebensgeschichten ist eine ausreichende "Varianz" der Materialbasis für das "theoretische Sampling" (s.u.) der vorliegenden Studie gegeben.

Interviewmethode. Der methodologische Stellenwert erzählter Lebensgeschichten (s. II.1 u. 2) hat Konsequenzen für die Wahl des Erhebungsverfahrens. Die Interviews wurden deshalb in enger Orientierung an der von FRITZ SCHÜTZE entwickelten "*Technik des narrativen Interviews*" durchgeführt, die das "Erzählen eigenerlebter Erfahrungen" in Stegreifssituationen als sozialwissenschaftliche Erhebungsmethode nutzbar macht. Im Unterschied zum leitfadengesteuerten Interview - hier besteht die Gefahr, daß der Leitfaden zum "Oktroi" wird und die eigengesteuerte Selbstdarstellung der Befragten einschränkt oder unmöglich macht (cf HOPF 1978) -, wird im narrativen Interview auf

gesprächsstrukturierende Eingriffe des Interviewers weitgehend verzichtet. Die Strukturierung der Haupterzählung, thematische Auswahl und Akzentsetzung werden so dem Erzähler selbst überlassen.

"Das narrative Interview ist ... eine derjenigen Erhebungstechniken, welche die Erfahrungs- und Orientierungsbestände des Informanten unter weitgehender Zurücknahme des Forschereinflusses (...) unter den Relevanzgesichtspunkten des Informanten möglichst immanent zu rekonstruieren versucht." (SCHÜTZE 1978:51)

Damit wird auf der einen Seite das Ungleichgewicht der sozialen Beziehung zwischen Forscher und "Beforschem", das in den meisten Interviewmethoden angelegt ist, relativiert. Nicht der Forscher bestimmt den Verlauf und die Relevanz der Äußerungen, sondern der Befragte wird zum eigentlichen "Experten" des Interviews (zum kommunikativen Aspekt der Forschungssituation cf KOHLI 1978b, 1981c; HOFFMANN-RIEM 1980). Auf der anderen Seite muß die "Technik des narrativen Interviews" - gerade weil sie geeignet ist, die subjektive Erlebniswelt "hervorzulocken" - als eine äußerst subtile Methode der Sozialforschung eingeschätzt werden. Die Befragten stehen ihr relativ ungeschützt gegenüber und können kaum wirkungsvolle Abwehrmechanismen entwickeln. Eine besonders sorgfältige Vorbereitung der Interviews und eine bestimmte Vertrauensbasis zwischen Forschern und Interviewpartnern sind deshalb ebenso notwendig wie der verantwortungsbewußte Umgang mit dem erhobenen Material (genauere Angaben über Vorbereitung und Durchführung der Interviews sowie den längerfristigen Kontakt zu den Erzählern bei ALHEIT u.a. 1982:16ff, 31ff; 1983:111ff).

Die Wirkungsweise und das Vorgehen des narrativen Interviews sind in der Literatur hinlänglich beschrieben (SCHÜTZE 1978; HOFFMANN-RIEM 1980; HERRMANN 1981, 1982:23-71; RIEMANN 1983: 32-42; ALHEIT/DAUSIEN 1983:87ff). Entsprechend der von SCHÜTZE formulierten Prinzipien wurde bei der Durchführung der Interviews auf einen Leitfaden oder thematische Vorgaben verzichtet. Als allgemeiner "Erzählstimulus" zur Auslösung der Haupterzählung (cf SCHÜTZE 1978:4, 17ff) wurde das Thema "Lebensgeschichte" gewählt, für das keine weiteren inhaltlichen Vorgaben gemacht wurden. (Allenfalls der Hinweis, doch einfach mit der Kindheit zu beginnen, stand am Anfang des Interviews, um dem Erzähler den "Einsteig" zu erleichtern.) Es wurde *nicht* explizit auf das Thema *Arbeit* hingewiesen - eine entscheidende Voraussetzung für die nachfolgenden Interpretationen.

Die Dauer der Interviews variiert zwischen ca. eineinhalb und acht Stunden (Ausnahme: das mit Abstand kürzeste Interview dauert 35 Minuten). In den meisten Fällen wurde nach dem ersten Interviewtermin eine Folgesitzung (Nachfragephase) vereinbart. Die Interviews wurden mit Einverständnis der Erzähler auf Tonband aufgezeichnet.

Transkription. Die Verschriftung der auf Tonband gespeicherten Interviews ist streng genommen bereits ein erster Auswertungsschritt, denn die Übertragung der gesprochenen Sprache in einen "Text" beinhaltet nicht zu unterschätzende *interpretative* Momente (cf FUCHS 1982,3:72ff). Die Wahl eines geeigneten Transkriptionssystems ist daher nicht beliebig (verschiedene Transkriptionssysteme werden von EHLICH/SWITALLA (1976) beschrieben). Da für die vorliegende Untersuchung die Binnenstruktur des Erzählverlaufs von Bedeutung ist, orientiert sich die Verschriftung der Interviews am Verfahren der "Halbinterpretativen Arbeitstranskriptionen" ("*HIAT*"; cf EHLICH/REHBEIN 1976; QUASTHOFF 1980; ALHEIT u.a. 1981, 1982).

Dieses Transkriptionssystem vermeidet durch "literarische Umschrift" voreilige Glättungen, die bei standardsprachlicher Übertragung nicht zu umgehen sind. Es erfaßt dialektale Eigenheiten und andere auffällige Abweichungen von der Standardsprache. Im übrigen wird die Orthographie soweit wie möglich beibehalten, um eine bessere Lesbarkeit der Transkripte zu erreichen. Der Text ist in propositionale Einheiten gegliedert, die jeweils auf einer neuen Zeile notiert werden. Sprecherwechsel und simultane Kommunikationsakte sind eindeutig markiert. Satzzeichen werden - mit Ausnahme von Anführungszeichen bei wörtlicher Rede - weggelassen. (Punkte kennzeichnen eine fallende, Fragezeichen eine Frageintonation.) Darüber hinaus werden wichtige situative und paralinguistische Phänomene (z.B. Pausen, besondere Betonung, Husten, ergänzende Handbewegungen usw.) festgehalten. Übergreifende Situationsdaten (Datum und Ort des Interviews, Besonderheiten der Sprechweise des Erzählers, Interviewpartner und gegebenenfalls außerdem anwesende Personen) werden im "Transkriptionssigel" vermerkt (Erläuterung der einzelnen Notationen im Anhang A; cf auch ALHEIT u.a. 1982:21ff).

Die Interviews der vorliegenden Studie wurden vollständig transkribiert und anonymisiert. Die Namen von Personen, Orten, Firmen usw. sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit realen Namen sind zufällig.

1.2 Auswahl der Interviews für die Fallstudien

Die Auswahl der Interviews für die vorliegende Analyse folgt dem Prinzip des "maximalen Vergleichs" (cf GLASER/STRAUSS 1979), d.h. es werden - in mehrfacher Hinsicht - möglichst unterschiedliche Lebensgeschichten zusammengestellt. Ein solches Vorgehen unterscheidet sich grundlegend vom "statistischen Sampling" (cf HERMANN 1982:124ff). Dort geht es um Verallgemeinerbarkeit im statistischen Sinn: Größe und Zusammensetzung der Stichprobe müssen die (statistische) Repräsentativität oder doch wenigstens die wahrscheinlichkeitstheoretische Absicherung der Ergebnisse garantieren. Mangelnde "Ho-

mogenität" des Samples - das Resultat *realer* empirischer Unterschiede - "stört" diesen Prozeß und muß mit entsprechend großem Stichprobenumfang kompensiert werden.

Nun ist die "Auffassung von der Notwendigkeit großer Stichproben" nur für bestimmte Zwecke wie z.B. "für die Voraussage von Wahlergebnissen recht nützlich, für die Generierung von Theorien sind die statistischen Sampling-Verfahren jedoch nicht förderlich" (HERMANNNS 1982:124). Sozialwissenschaftliche Theoriebildung nämlich, die sich auf derart komplexe Fragestellungen wie nach den biographischen Erfahrungen konkreter Subjekte bezieht, ist "mit *jedem einzelnen Menschen in seiner ihn von allen anderen unterscheidenden individuellen Einmaligkeit unabweislich konfrontiert*" (HOLZKAMP 1983: 547). Diese Besonderheit und Einmaligkeit einer konkreten Biographie widersetzt sich schlicht den Standards statistischer Verallgemeinerbarkeit. Dort nämlich würde man sich der "einer Verallgemeinerung entgegenstehenden *realen Verschiedenheiten der vorfindlichen Individuen*" dadurch entledigen, "daß man sie als '*zufällige*' Abweichungen von einem Verteilungskennwert (etwa Mittelwert) auffaßt, also quasi in die '*Streuung*' oder '*Varianz*' als '*Störfaktoren*' abschiebt. Verallgemeinert wird dann nur noch unter Berücksichtigung eines die Individualität 'auslöschenden' Streuungsmaßes von Stichproben auf den Populationenkennwert. Jeder *reale* Einzelfall erscheint so als '*Ausnahme*' von einem *bloß errechneten*, '*gedachten*' wahren Wert (dies auch dann, wenn ein *realer* Wert '*zufällig*' mit dem wahren Wert zusammenfällt)." (ebd.:546f)

Für biographietheoretische und "subjektwissenschaftliche" Studien (HOLZKAMP), die eben an jenem "realen Einzelfall" interessiert sind, müssen daher andere als statistische Kriterien gelten. Die vorliegende Untersuchung orientiert sich an der Methode des "*theoretischen Sampling*" (cf GLASER/STRAUSS 1967:45ff, GLASER 1978:36ff, HERMANNNS 1982:ff). Ihr "liegt die Überlegung zugrunde, daß es zur Generierung von Theorie ausreicht, wenn jeweils ein Fall bekannt ist, der von der bisherigen '*vorläufigen Theorie*' abweicht" (HERMANNNS 1982: 124). Solche "Abweichungen" werden nicht zufällig gefunden, sondern aufgrund theoretischer Annahmen systematisch gesucht. Das "*theoretische Sampling*" leitet dabei nicht nur die Auswahl der zu untersuchenden Fälle an, sondern bildet das "*natürliche Prinzip*" des gesamten Forschungsablaufs: "es werden fortlaufend Daten gesammelt und kodiert ..., und die Theorie wird daraufhin fortlaufend verändert" (ebd.). Die Theorie *entwickelt* sich in Konfrontation mit möglichst "abweichenden", kontrastierenden empirischen Aspekten des interessierenden Gegenstandsbereichs. Für die vorliegende Studie ist es deshalb sinnvoll, durch die Zusammensetzung der Fallbeispiele von vornherein ein möglichst breites Spektrum subjektiver Erfahrungen mit "Arbeit" zu erfassen. - Die wichtigsten Angaben zu den ausgewählten Interviews sind der folgenden Übersicht zu entnehmen:

Deckname des Erzählers	Willi Becker	Ernst Hellberg	Jürgen Mahnke	Gisela Kersting
Alter	56	46	42	44
Stichworte zur Arbeitsbiographie	Facharbeiterausbildung als Dreher in dem mittleren Metallbetrieb Wöcker, arbeitet bis 1966 in diesem Betrieb (Unterbrechung durch den Krieg), nach dem Konkurs der Firma arbeitet er für einige Jahre als Dreher und Kontrollleur in der Großindustrie, seit Anfang der 70er Jahre als Facharbeiter in der technischen Werkstatt einer Hochschule	keine Berufsausbildung, Mithilfe in der elterlichen Landwirtschaft, verschiedene Tätigkeiten im Torfabau, in einer Torfstreuafabrik und bei mehreren Baufirmen, seit 1957 Schichtarbeiter im Stahlwerk Stalcon	Ausbildung zum Kfz-Schlosser, nimmt verschiedene Arbeitsstellen an (nicht nur in seinem gelernten Beruf), arbeitet seit Anfang der 60er Jahre als Schichtarbeiter im Stahlwerk Stalcon, wo er seit kurzem Vorarbeiter ist	Ausbildung als Köchin, arbeitet mehrere Jahre in diesem Beruf (verschiedene Arbeitsstellen, Saisonarbeit), nach der Geburt des ersten Kindes ist sie für 15 Jahre nicht mehr erwerbstätig, Wiedereinstieg in den Beruf 1977, sie arbeitet seitdem als Köchin in der Kantine des Stahlwerks Stalcon
thematisierte Arbeitsbereiche	Ausbildung, Berufsarbeit	Erwerbsarbeit, Schichtarbeit, "Eigenarbeit"	Ausbildung, Erwerbsarbeit, Schichtarbeit	Ausbildung, Berufsarbeit, Hausarbeit, Schichtarbeit des Ehemannes
Länge des/der Interviews in Minuten und Seitenzahl	220 Minuten 350 Seiten	100 Minuten 116 Seiten	35 Minuten 38 Seiten	290 Minuten 330 Seiten

Die Unterschiede zwischen den erzählten Lebensgeschichten lassen sich unter drei Aspekten zusammenfassen:

(Arbeits-)biographischer Verlauf. Drei der Erzähler haben erst nach dem Zweiten Weltkrieg die Schule verlassen und müssen in der arbeitsmarktpolitisch schwierigen Situation der 50er Jahre ihre Ausbildungsentscheidung treffen. Im Gegensatz zu ihnen hat der Erzähler Willi Becker seine Facharbeiterausbildung als Dreher bereits Anfang der 40er Jahre ohne größere Probleme abschließen können. Er hat - anders als die Jüngeren - den Krieg als "dienstverpflichteter" Arbeiter und als Soldat miterlebt. Nach dem Krieg kann er sehr bald wieder in seiner alten Firma anfangen und bleibt dort, bis diese Mitte der 60er Jahre Konkurs anmelden muß. Danach kann er in einem Großbetrieb weiter in seinem Beruf arbeiten, bis er durch eine vorübergehende Krankheit den Tätigkeitsbereich wechseln muß. Einige Jahre später wechselt er erneut den Arbeitsplatz und nimmt eine Stelle in einer Hochschule an. Bis heute hat er (mit kurzen Unterbrechungen) als qualifizierter Facharbeiter gearbeitet.

Im Unterschied dazu sind Ernst Hellberg und Jürgen Mahnke seit mehr als 20 Jahren als angelernte Schichtarbeiter in einem großen Stahlwerk tätig. Während Jürgen Mahnke zunächst einen handwerklichen Beruf gelernt hat, kann Ernst Hellberg nach der Schulentlassung keine einschlägige Qualifikation erwerben. Beide haben einen "Bruch" ihrer Arbeitsbiographie von handwerklicher bzw. agrarischer zur industriellen Produktion erlebt.

Im Kontrast zu den drei männlichen Biographien steht die Lebensgeschichte von Gisela Kersting, die als charakteristisch für eine Vielzahl weiblicher Arbeitsbiographien gelten kann (cf ECKART/JAE-RISCH/KRAMER 1979). Nach einer Ausbildung als Köchin und mehrjähriger Arbeit in diesem Beruf ist sie nach der Geburt ihrer Kinder fünfzehn Jahre nicht mehr erwerbstätig. Erst gegen Ende der 70er Jahre gelingt es ihr, wieder in den Beruf "einzusteigen".

Erfahrungsbereich "Arbeit". Eine erste Übersicht über die Interviews zeigt deutliche inhaltliche Unterschiede der auf "Arbeit" bezogenen Äußerungen. Der Facharbeiter Willi B. erzählt eine Fülle von Geschichten, die vielfältige Aspekte seiner Erfahrung als qualifizierter Facharbeiter thematisieren. In den Interviews von Ernst H. und Jürgen M. finden sich deutlich weniger Erzählungen oder Berichte über konkrete Erfahrungen am Arbeitsplatz; im Vordergrund steht das Problem "Schichtarbeit". Ernst H. erzählt darüber hinaus viel über seine "Privatarbeit" in Haus und Garten. Wiederum kontrastieren diese drei Interviews - trotz aller Unterschiede - mit der Lebensgeschichte von Gisela K. Sie thematisiert drei Erfahrungsbereiche von "Arbeit": die eigene (Lohn-)Arbeit, ihre Hausarbeit und die Erfahrungen mit der Schichtarbeit ihres Mannes.

Erzählte Lebensgeschichte. Das dritte Auswahlkriterium ist die Art der biographischen Selbstdarstellung. Die Interviews von Gisela K. und Willi B. wurden in jeweils zwei Sitzungen durchgeführt. Beide Interviewpartner erzählen eine Fülle von "Geschichten", die in der Mehrzahl durch einen hohen Detaillierungsgrad und eine lebendige Erzählweise gekennzeichnet sind. Mit SCHÜTZE könnte man sie dem Typus der *"dramatisch-szenischen Lebensabläuferzählung"* (1984:90) zuordnen.

Im Unterschied dazu erscheint die Darstellungsweise von Ernst H. eher ruhig und "stringent". Er verfolgt, häufig in berichtender Form, einen "roten Faden" seiner Biographie, der durch eingelagerte Erzählungen nicht gestört wird. Narrative Rückgriffe, parallele oder sich überlagernde "Erzählketten" - wie besonders in Giselas Interview - kommen bei ihm kaum vor. Die Gesamterzählung wirkt klar und in sich geschlossen.

Das Interview mit Jürgen M. kann dagegen als "untypisch" bezeichnet werden (wenn man die Gesamtheit der im Projekt erhobenen Interviews zugrundelegt). Trotz mehrfacher Vorgespräche und eines durchaus entspannten, vertrauensvollen Verhältnisses zwischen den Interviewpartnern konnte Jürgens Unbehagen bezüglich der Tonbandaufnahme nicht ausgeräumt werden. Es entsteht der Eindruck, er wollte das Interview so schnell wie möglich "hinter sich bringen". Die sehr kurze Gesamterzählung (ca. 35 Minuten) erscheint als "Zusammendrängung" der wichtigsten biographischen Erfahrungen, die teilweise auch in erzählender Form dargestellt werden. Sie ähnelt streckenweise dem SCHÜTZE'schen Typus der *"lebensepochalen Darstellungsweise"* (1984:90). - Die folgende Auswertung kann sich somit auf vier in mehrfacher Hinsicht unterschiedliche Lebensgeschichten beziehen. Die zu erwartende Vielfalt subjektiver Bedeutungsaspekte der "Arbeit" kann für eine explorative Studie als ausreichend gelten.

2 Interpretationen und Hypothesen

2.1 Auswertungsansatz

Ein Charakteristikum qualitativer Forschung, die auf die *"Entdeckung gegenstandsbezogener Theorien"* ('grounded theories') zielt, ist die "Gleichzeitigkeit der Sammlung und Analyse von Daten" (cf GLASER/STRAUSS 1979:92). Damit wird als Realität anerkannt, was im idealisierten, an den Naturwissenschaften orientierten Modell der empirischen Sozialforschung strikt abgelehnt wird: daß "es keine klare Trennungslinie zwischen Datensammlung und Datenanalyse gibt" ebenso wie "keine scharfe Trennung zwischen stillschweigendem Verkoden auf der einen und Datensammlung und Datenanalyse auf der anderen

Seite" besteht (GLASER/STRAUSS 1979:95). Den Hintergrund für diese Feststellung bildet eine forschungsökonomische Überlegung: Wenn zutrifft, daß Forscher, die in erster Linie an der Entdeckung neuer Zusammenhänge und Konzepte zu einem bestimmten Gegenstandsbereich interessiert sind, die wichtigsten "Entdeckungen" bereits während der Sammlung und erster Analysen des empirischen Materials in der Feldphase machen - wenn auch häufig nur implizit und "stillschweigend" -, wäre es "unökonomisch", diese Erkenntnismöglichkeit nicht systematisch zu nutzen (cf ebd.). Die Interpretationskategorien und theoretischen "Ideen", die während des Forschungsprozesses aus dem empirischen Material entwickelt und fortlaufend an ihm verändert werden, müssen allerdings expliziert sein.

Ein Forschungsansatz, der diesem Prinzip folgt, kann zunächst nicht im traditionellen Sinn "operationalisiert" werden. Der Prozeß der Theoriebildung (*'generating theory'*) weist eine eigenständige Dynamik auf, die sich den Regeln deduktiv-nomologischer Forschung nicht unterwerfen läßt. Die geradezu "psychodynamische" Beschreibung des Forschungsablaufs aus der Perspektive des wissenschaftlichen Untersuchers (cf HERMANN 1982:126ff) verdeutlicht dies: Ideen für theoretische Konzepte "entstehen" u.U. schon bei der ersten Berührung mit dem bis dahin wenig bekannten Feld, etwa im ersten Interview, oder erst nach wiederholter intensiver Auseinandersetzung mit Interviewtranskripten, Notizen und anderen Forschungsmaterialien. Kategorien werden "entdeckt" und bestimmen über eine längere Phase den Fortgang des Forschungsprozesses; andere werden in Konfrontation mit neuen empirischen Erfahrungen im Feld rasch wieder verworfen. Zusammenhänge zwischen einzelnen Beobachtungen und Konzepten werden plötzlich evident - ein "Aha-Erlebnis" für den Forscher (cf GLASER/STRAUSS 1979:94) -, oder sie fügen sich allmählich wie ein Mosaik zu einem Gesamtbild über den interessierenden Gegenstand zusammen. - Diese Prozesse durch operationale Vorschriften zu reglementieren, erscheint wenig aussichtsreich und wäre im übrigen auch nicht sinnvoll; die "Entdeckungsfähigkeit" des Forschers, die ja gerade systematisch ausgeschöpft werden soll, würde durch Regeln eher eingeschränkt. Es muß also ein anderer Weg gefunden werden, damit die Theoriebildung den Ansprüchen an ein wissenschaftliches Verfahren genügt.

Eine Möglichkeit, die GLASER/STRAUSS zur "Maximierung der Glaubwürdigkeit" (*'credibility'*) empirisch fundierter Theorien vorschlagen (cf 1979:96ff), besteht in der Methode des systematischen *Vergleichs*, die bereits bei der Zusammensetzung des Samples zum Tragen kommt (s.o.). Weiterhin müssen - wenn schon der Prozeß der Theoriegewinnung schwer darstellbar ist - doch die jeweiligen "Zwischenergebnisse" des mehrstufigen Analyseverfahrens angemessen dokumentiert werden. Damit sind nicht nur die empirisch fundierten Hypothesen und Schlußfolgerungen am Ende des Interpretationsprozesses

ses gemeint, sondern ebenso der analytische Bezugsrahmen und die Interpretationskategorien, die erst im Laufe der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material entwickelt werden. Auch sie haben den Charakter von "Ergebnissen", obwohl sie zugleich schon die Voraussetzung und das Instrumentarium für die Gewinnung weiterer Interpretationsergebnisse bilden.

Die vorliegende Untersuchung kann in drei Abschnitte der Analyse und Interpretation und einen theoretischen Teil untergliedert werden: Die erste Auswertungsphase liefert die *Voraussetzungen* für die "eigentlichen" Interpretationen. Sie umfaßt verschiedene Schritte der Aufbereitung des Interviewmaterials und die Entwicklung eines *Interpretationsrahmens*. Er berücksichtigt die doppelte Perspektive, die in der Fragestellung nach der subjektiven Bedeutung der Arbeit enthalten ist: biographischer Verlauf und thematische Differenzierung (s.o.; S. 76). Die zweite Phase der Auswertung besteht dann in der Analyse der *biographischen Verlaufsstruktur*; die dritte bezieht sich auf die inhaltliche Analyse zum Thema *Arbeit*. Die Ergebnisse der Interpretationen haben den Charakter empirisch fundierter Theorie, bleiben also auf das empirische Material bezogen. Sie liefern die Grundlage für eine kritische Betrachtung 'formaler Theorien' und allgemeinere theoretische Perspektiven im abschließenden Teil (IV).

Voraussetzungen der Interpretation - erste Analyseschritte. Die transkribierten Interviews sind sehr umfangreich und komplex. Wie bei allen qualitativen Forschungen, die mit vorwiegend sprachlichem Material arbeiten, stellt sich daher das Problem einer angemessenen Reduktion oder "Organisation" der Ausgangsdaten. Die dabei angewandten Verfahren, die Entscheidung, welche Informationen verlorengehen oder erhalten bleiben, sind von der Fragestellung und dem theoretischen Ansatz abhängig. Da diese Studie von der zentralen theoretischen Bedeutung lebensgeschichtlicher *Erzählungen* ausgeht, die nicht nur in ihrer inhaltlichen Aussage interessieren, sondern auch als spezifische *Form* der Wirklichkeitsrekonstruktion aufzufassen sind (s.o.; ausführlicher ALHEIT 1982b), verbietet sich eine Reduktion der Interviewtexte etwa in der Art von "summaries". Grundlage der Interpretationen sind in jedem Fall die originalen Transkriptionen oder genauer: jeweils bestimmte Ausschnitte aus den Interviewtexten. Diese Passagen werden jedoch nicht aus den Interviews "herausgeschnitten" und isoliert betrachtet, sondern bleiben an den Kontext der *gesamten* lebensgeschichtlichen Erzählung gebunden. Das Interviewmaterial muß also in einer Weise strukturiert werden, die die "Binnenlogik" des Erzählverlaufs erfaßt und die begründete Auswahl einzelner Textpassagen (besonders für die thematische Analyse) ermöglicht. Es geht demnach weniger um eine Reduktion als um eine *Organisation* des Datenmaterials im Sinne eines systematischen Überblicks über die Interviews.

In einem ersten Analyseschritt wird die *Verlaufsstruktur* der *Gesamterzählung*, präziser: die vom Erzähler selbst vorgenommene *Strukturierung* seiner biographischen Gesamterzählung (Metaerzählung), rekonstruiert. Zu diesem Zweck wird für jedes Interview ein genaues "Verlaufsprotokoll" angefertigt. Es spiegelt die inhaltliche Abfolge des Interviews wider und erfaßt mit Hilfe erzählanalytischer Kriterien die formale Textstruktur bzw. Sequentialisierung (narrative Passagen und "Erzähketten", Übergänge zu argumentativen, bilanzierenden, evaluativen oder anderen nicht-narrativen Sequenzen usw.). Darüber hinaus sind inhaltliche Bemerkungen, Fragen und sonstige steuernde Eingriffe des Interviewers sowie Besonderheiten der Interviewsituation (Unterbrechung, Störung von außen, Anwesenheit des Ehepartners o.ä.) vermerkt. Die "Protokollsprache" orientiert sich eng an der Sprache des Erzählers und vermeidet Wertungen, Klassifizierungen und (theoretische) Begriffe aus der "Außenperspektive" des Forschers (genauere Angaben zur inhaltlichen und formalen Textstrukturierung und den Verlaufsprotokollen bei ALHEIT u.a. 1982:26ff, 1983:10ff; Informationen über Inhalt und Verlauf der hier untersuchten Interviews bei ALHEIT/DAUSIEN 1983:100ff, 452ff).

In einem weiteren Arbeitsschritt werden die einzelnen Erzählsegmente unter inhaltlichen Gesichtspunkten zu übergreifenden "Themenkomplexen" bzw. *thematischen Erzählsträngen* im Protokoll zusammengefaßt, wobei Abfolge bzw. Überlagerung (1) der vom Erzähler thematisierten Erfahrungsbereiche in ihrer ursprünglichen Reihenfolge erkennbar bleiben. Grundlage für die thematische Grobstrukturierung sind allein die im jeweiligen Interview angesprochenen Inhalte. Auf dieser Stufe der Analyse werden also zunächst verallgemeinerungsfähige Aspekte *innerhalb* eines Interviews abstrahiert. Sie werden besonders auf der Ebene der thematischen Analyse (s. 2.3 dieses Teils) herangezogen, um Interviewpassagen auszuwählen, die differenzierte Aspekte zum Thema "Arbeit" beinhalten, liefern aber auch erste Ideen für Generalisierungen, die über den Einzelfall hinausgehen.

Es soll noch einmal betont werden, daß die Verlaufsprotokolle lediglich Hilfsmittel sind, die den "Zugriff" auf die umfangreichen Interviewtexte erleichtern und systematisieren. Voraussetzung für die nachfolgenden Interpretationen ist die genaue Kenntnis der gesamten Lebensgeschichten. Damit aber stellt sich das Problem jeder qualitativen Forschung: Wie läßt sich die Materialsbasis, die ja nicht in ihrem ganzen Umfang präsentiert werden kann, soweit vermitteln, daß die Interpretationen im Forschungskontext nachvollzogen werden können? In der vorliegenden Studie wird versucht, mit Hilfe "biographischer Portraits" den Gesamtzusammenhang der vier Lebensgeschichten für den Leser herzustellen. Die eher literarische als wissenschaftliche Form dieser Portraits soll einen nicht-analytischen, komplexen, vielleicht auch "intuitiven" Zugang zu den *lebendigen* Erzählungen ermöglichen. Ihre Kenntnisnahme vor den folgenden Analysen ist empfehlenswert (s. Anhang B).

Interpretationsrahmen. Das folgende Interpretationsmodell ist in enger Beziehung zum Interviewmaterial entwickelt worden. Es soll den Prozeßcharakter biographischer Verläufe erfassen und die *Dialektik von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Handlungsbedingungen* berücksichtigen (s. S.72; cf ausführlicher ALHEIT/DAUSIEN 1983: 7ff). Da es auf einem Abstraktionsniveau *oberhalb* der individuellen Lebensgeschichten angesiedelt ist, muß ein allgemeiner Interpretationsrahmen gefunden werden, in dem einerseits *alle* analysierten Einzelfälle (und im Prinzip beliebige andere) darstellbar sind, der andererseits jedoch so "flexibel" ist, daß die individuellen *Besonderheiten* einer jeden einzigartigen Biographie sichtbar bleiben.

Bereits aus der Kenntnis der Interviews und dem Vergleich der Verlaufsprotokolle folgt, daß ein solches Modell nicht allein als Abfolge *inhaltlich bestimmter* "Lebensphasen" konzipiert werden kann, wenn die Binnensicht der Biographieträger erfaßt werden soll. So blendet ein Erzähler (Jürgen Mahnke) beispielsweise seine Kindheit völlig aus. Die Lebensbereiche Ausbildung, Familie, Arbeit usw. werden von den Erzählern sehr unterschiedlich thematisiert und gewichtet. Kurz, um die individuellen Unterschiede "auf einen Nenner zu bringen", müßte ein solches Modell sehr abstrakt formuliert sein (2). Damit würde das Interesse an der Individualität subjektiver Sichtweisen geradezu *konterkariert*.

Um diesem Dilemma zu entgehen, bietet sich die Möglichkeit, einen theoretischen Bezugsrahmen zu entwickeln, der gewissermaßen in einer "Meta-Position" zu den inhaltlichen Konkretionen biographischer Ereignisse und Verläufe steht (3). Dieser formale Ausweg ist freilich noch keine "Lösung". Besonders die Bestimmung der Dimensionen dieses Bezugssystems ist mit zahlreichen Problemen behaftet. Sie ist in gewissem Sinn "zufällig" - abhängig von der Art der Fragestellung, von theoretischen Positionen, forschungspragmatischen Gesichtspunkten, "Vorlieben" des jeweiligen Wissenschaftlers usw. Darüber hinaus ist die Wahl eines abstrakten Bezugssystems mit der - vorläufigen - Preisgabe bestimmter Erkenntnismöglichkeiten verbunden, die auf einem niedrigeren Abstraktionsniveau liegen.

Unabhängig von der konkreten Formulierung der jeweiligen Interpretationskategorien ist der gesamte Interpretationsrahmen jedoch *grundsätzlich* von der theoretischen Fassung des *Biographie*konzepts abhängig. So sind psychologische Ansätze eher auf das Individuum zentriert, während traditionell soziologische Konzepte gewöhnlich an übergeordneten sozialspezifischen Regelmäßigkeiten interessiert sind, den individuellen Charakter biographischer Verläufe aber wenig berücksichtigen (cf dazu GEULEN 1981, ALHEIT/DAUSIEN 1983:6ff). Für die vorliegenden Interpretationen ist, wie bereits ausführlich begründet, die "doppelte" Konstitution der Biographie der theoretische Ausgangspunkt.

Festzuhalten bleibt schließlich, daß ein Interpretationsmodell notwendigerweise von einer theoretischen Außenperspektive her konzi-

piert wird. Da hier die "Binnensichten" der biographischen Erzähler erfaßt werden sollen, ist besondere Vorsicht bei der Formulierung der Interpretationskategorien erforderlich. Die subjektiven Sichtweisen müssen ohne größere "Verzerrung" darstellbar sein.

Angesichts dieser Überlegungen wird hier ein Interpretationsmodell vorgeschlagen, das zwei Analyseebenen beinhaltet:

- Auf der ersten Ebene (Interpretationsebene I) wird die *Verlaufsstruktur* der erzählten Lebensgeschichten mit Hilfe relativ abstrakter Kategorien dargestellt, die - wie unten ausgeführt - die Vermittlung zwischen "subjektiv-intentionalen" Aspekten und äußeren "konditionellen Ereigniskonstellationen" erfassen, deren "Produkt" die Lebensgeschichte ist. Damit wird versucht, den Gedanken zu konkretisieren, daß individuelle Entwicklung bzw. Biographie als *dialektischer Prozeß* der Koordination konfligierender "Entwicklungslogiken" (insbesondere der "individuell-psychologischen" und der gesellschaftlichen Dimension) gesehen werden kann. (4) Innerhalb der Verlaufsstruktur kann ermittelt werden, welche "Koordinationsprobleme" mit der Arbeit in Beziehung stehen.
- Auf der zweiten Ebene (Interpretationsebene II) werden im Rahmen einer *thematischen Analyse* konkrete Einzelerzählungen und relevante nicht-narrative Passagen für jede einzelne Biographie expliziert. Im vorliegenden Fall ist "Arbeit" der thematische Fokus. (5)

Beide Ebenen sind wechselseitig aufeinander bezogen und ermöglichen nur in diesem Bezug eine angemessene Interpretation. Die isolierte Betrachtung nur einer Ebene wäre eine unzulässige Verkürzung, da die jeweils andere Perspektive - lebenszeitlicher Verlauf bzw. inhaltliche Spezifizierung des (alltäglichen) Erfahrungshorizonts - unberücksichtigt bliebe. Die Unterscheidung von zwei Interpretationsebenen soll jedoch nicht nur jenen beiden Perspektiven Rechnung tragen, sondern auch das komplizierte Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem (s.o.) berücksichtigen: Mit der ersten Ebene wird versucht, unterschiedliche Lebensgeschichten durch ein *allgemeines* Strukturprinzip zu erfassen, ohne dabei allerdings die besonderen Ereigniskonstellationen und -verläufe einer einmaligen Biographie ganz außer acht zu lassen; die zweite Ebene geht von der *Besonderheit* und *Einzigartigkeit* subjektiver Sichtweisen aus und "rekonstruiert" ihre Interpretationskategorien am Einzelfall.

2.2 Interpretationsebene I: Analyse der biographischen Verlaufsstruktur

Jede Lebensgeschichte vermittelt bewußt oder - zu größeren Teilen - "nicht-bewußt" ein Konzept *autobiographischer Gesamtsicht*. Der Bio-

graphieträger entwirft - gewöhnlich implizit - in seiner biographischen Metaerzählung (s. S.73) ein Orientierungs- und Steuerungsmuster, das seinen persönlichen Lebenslauf ('das, was er ist, zu sein wünscht oder gegebenenfalls noch zu werden gedenkt') gegenüber signifikanten Interaktionspartnern kommunizierbar macht. Dabei handelt es sich nicht um plakative "Typen" von Selbstbildern, sondern um "aufgeschichtete" Ordnungs- und Intentionalitätsstrukturen (cf auch SCHÜTZE 1981:105), die in der Regel durch Brüche und Diskontinuitäten charakterisiert sind.

Die spezifische biographische Konfiguration einer Erzählung, die reproduzierte "Verlaufsstruktur" eines konkreten Lebens dokumentiert sich in der wechselseitigen Beeinflussung einer *äußeren* Dimension gesellschaftlich institutionalisierter Prozeßvariablen und einer *inneren* Dimension subjektiv-intentional bestimmter Perspektiven. Beide Dimensionen sind hochkomplex. Und ihre wechselseitigen Bezüge lassen sich nur am biographischen Material selbst präzise bestimmen.

Die Legitimation, hypothetisch von einer *Verlaufsstruktur* auszugehen, gründet sich auf die Erwartung, daß Lebensläufe nicht einfach einem Schema folgen, das sich vielfach wiederholt, sondern als zeitliche Abfolge von "Stationen" und "Schaltstellen", gegebenenfalls dramatischen "Höhepunkten" oder Kontrolldefiziten beschreibbar sind, die das Einzigartige einer konkreten Biographie repräsentieren. Solche "Stationspunkte" implizieren immer die Dramatik möglicher Alternativen - ob in der persönlichen Verfügung über intentional begründete Entscheidungsvarianten oder in der extern aufgenötigten Unterordnung unter konditionelle Ereigniskonstellationen. Von analytischem Interesse ist nun die Frage, welche der beiden Dimensionen, jene *äußeren*, quasi-institutionalisierten Strukturen oder die *inneren*, subjektiven Intentionalitäten, sich als dominant erweisen.

Für die Lebensgeschichten von Industriearbeitern interessiert zunächst die Frage, welche Bedeutung "die Arbeit" im Kontext konditioneller, also "äußerer" Ereigniskonstellationen tatsächlich hat und unter welchen Aspekten ihre thematische Relevanz subjektiv, also aus der Binnenperspektive des Biographieträgers, verarbeitet wird. Diese Frage läßt sich beantworten, wenn der biographischen Erzählung gleichsam eine *Verlaufsstruktur* entnommen werden kann, deren "Stationen" und "Schaltstellen" auf das Thema *Arbeit* hin analysiert werden.

2.2.1 Explikation der Interpretationsebene I

Die auf der ersten Interpretationsebene vorgenommene Verlaufsanalyse erfaßt die subjektive Strukturierung der *lebenszeitlichen* Perspektive des Erzählers (s. S.42). Die "Stationen" oder "Schaltstellen" (6),

die dem biographischen Ablauf eine für jedes Individuum einzigartige Struktur verleihen, werden aus den lebensgeschichtlichen Metaerzählungen rekonstruiert. Als "Station" oder "Schaltstelle" gilt dabei jedes vom Erzähler selbst herausgehobene, zeitlich indexikalisierte Ereignis, das eine Veränderung seiner Handlungen und (kurz- oder längerfristigen) biographischen Perspektiven impliziert. In der Regel (aber nicht in allen Fällen) stellen die Erzähler die entscheidende Handlungssituation narrativ, also in Form einer "Geschichte" dar.

Neben der Frage, welche "Stationen" auf die Arbeit bezogen sind, interessiert vor allem die *Konstitution* der biographischen Verlaufsstruktur. Aus der (narrativen oder berichtenden) Darstellung des jeweiligen "Stationsereignisses" und dem Kontext der vorher dargestellten Handlungspläne und -situationen sowie der anschließenden Folgen des Ereignisses geht explizit oder implizit hervor, welche Faktoren *aus der Sicht des Erzählers* in die betreffende Handlungssituation involviert und schließlich für den Handlungsausgang verantwortlich waren (z.B. für die Entscheidung, eine bestimmte Berufsausbildung zu beginnen, zu heiraten, den Wohnort zu wechseln). Diese Faktoren werden im vorliegenden Interpretationsmodell hinsichtlich der Aspekte "innen"/"außen" interpretiert.

- Der *innere* Aspekt bezeichnet dabei subjektiv-intentionale Handlungsmomente auf Seiten des Individuums (kurz- oder längerfristige "Handlungspläne"), die selbst schon Resultat vorausgegangener Handlungen und Erfahrungen, kurz: des biographischen Prozesses sind. In diesem Sinne bezeichnet "Intentionalität" also nicht "innere psychische Faktoren" (etwa Bedürfnisse oder "Triebe", "Grundstrebungen" o.ä.), sondern das *zeitlich sich verändernde "Produkt"* der wechselseitigen Beziehung zwischen dem Subjekt (Innendimension) und den es umgebenden natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen (Außendimension), das zum Zeitpunkt eines Ereignisses, auf das referiert wird, "im" Subjekt kognitiv und/oder emotional repräsentiert ist.
- Der *äußere* Aspekt bezeichnet dabei die in der referierten Handlungssituation "konditionellen Ereigniskonstellationen", mit denen das Individuum aktuell konfrontiert wird. Darunter fallen historisch-gesellschaftliche Rahmenbedingungen, spezifische Konstellationen des unmittelbaren Lebenszusammenhangs (Sozialbeziehungen, Wohn- und Arbeitssituation, ökonomische Bedingungen usw.), aber etwa auch psycho-physische Befindlichkeiten (Krankheit, Schlafschwierigkeiten usw.).

Die beiden Konstitutionsaspekte - "Intentionalität" und "konditionelle Determination" - werden hier *analytisch* unterschieden. Im biographischen Prozeß bilden sie eine dialektische *Einheit*. Auch in den als "Stationen" gekennzeichneten Ereignissen sind stets beide Aspekte enthalten. Die vom Erzähler explizit oder implizit mitgeteilte und

hier interpretativ nachvollzogene Sichtweise wird deshalb danach differenziert, welcher der beiden Aspekte in einer konkreten Handlungssituation *dominant* war.

Die erste grobe Unterscheidung zwischen "Stationereignissen", in denen sich die intentionalen Perspektiven des Handelnden gegenüber den konditionellen Konstellationen durchsetzen/nicht durchsetzen, kann weiter differenziert werden, wenn man die "Reichweite" und die "Intensität" intentionaler Steuerungsprozesse berücksichtigt. Im vorliegenden Interpretationsmodell ist folgende Differenzierung vorgesehen:

Eine *Dominanz des inneren, subjektiv-intentionalen Aspekts* wird angenommen, wenn es dem Individuum gelingt, einen biographischen "Plan", der also die Reichweite einer lebenszeitlichen Perspektive besitzt, zu realisieren. (Beispiel: Der Erzähler berichtet, daß er eine Lehrstelle in dem gewünschten Beruf bekommt.) Zusätzlich wird danach unterschieden, ob die äußeren Bedingungskonstellationen die Durchführung des Plans ohne größere Probleme zulassen, oder ob sie ihr entgegenstehen und damit eine "Intensivierung" der intentionalen Planungs- und Handlungspotentiale erforderlich machen (ob die Lehrstelle problemlos gefunden wird, oder ob erst Hindernisse - etwa die Stellung der Eltern gegen den Berufswunsch, mangelnde Qualifikation, Lehrstellenangebot - zu überwinden waren).

Von einer *Dominanz des äußeren Aspekts* wird dann gesprochen, wenn die Stationen des biographischen Verlaufs durch konditionelle Ereigniskonstellationen determiniert werden, wenn also das Subjekt seine lebenszeitlich orientierte Planung nicht realisieren kann (oder eine solche gar nicht erst entwickelt). Hier bietet sich ebenfalls eine weitere Differenzierung an:

- Es gibt Situationen, in denen die äußeren Bedingungen zwar lebenszeitliche Steuerungsmöglichkeiten des Subjekts außer Kraft setzen, intentionale Handlungen im Rahmen alltagszeitlicher Planung aber noch zulassen. Gegebenenfalls kann auch eine Anpassung des übergeordneten Plans an die äußeren Bedingungen erfolgen. (In unserem Beispiel: Eine Lehrstelle im gewünschten Beruf wird nicht gefunden. Der Erzähler muß seinen Plan, sich als Handwerker später einmal selbständig zu machen, aufgeben. Er erzählt aber, daß er sich bald mit der durch das Arbeitsamt vermittelten Facharbeiterausbildung "angefreundet" habe und betont die Vorteile einer geregelten Arbeitssituation in einer zukunftsträchtigen Branche gegenüber der Unsicherheit einer Existenz als Selbständiger.)
- Und es gibt Konstellationen, in denen intentionalen Steuerungsmöglichkeiten auch innerhalb der alltagszeitlichen Organisation enge Grenzen gesetzt sind. (Der Erzähler findet aufgrund der schlechten Arbeitsmarktsituation überhaupt keine Lehrstelle und fängt als Jungarbeiter in einem Großbetrieb in der nächstgelegenen Stadt an. Durch den langen Anfahrtsweg und die belastenden Arbeitsbedingun-

gen sind seine Entfaltungsmöglichkeiten selbst in der "Freizeit" erheblich eingeschränkt.)

Diese Unterscheidung denkbarer Konstellationen des Verhältnisses zwischen *innerem* und *äußerem* Aspekt biographischer Konstitution wird zum Zweck der folgenden verlaufsstrukturellen Interpretation in der Form von vier "Niveaus" formuliert:

- (1) Das handelnde Subjekt setzt seinen Plan - einen biographischen Entwurf größerer Reichweite - gegen den Widerstand äußerer Bedingungen durch und schafft sich damit neue Handlungsspielräume, die "eigentlich" nicht offenstehen.
- (2) Der Handelnde kann seinen übergeordneten biographischen Plan realisieren. Der konditionelle Handlungsspielraum ist so groß, daß das Subjekt intentional agieren kann.
- (3) Die äußeren Umstände widersprechen dem übergeordneten Handlungsplan, aber das Subjekt kann aktiv mit dieser Situation umgehen und "das Beste daraus machen". Es wahrt einen persönlichen Handlungsspielraum, der intentionale Handlungen geringerer Reichweite zuläßt (auf die Situation bezogene, alltagszeitliche Perspektive).
- (4) Äußere Umstände nötigen eine Entscheidung/Handlung auf, die eine intentionale Steuerung des biographischen Prozesses ("Lebenspläne") bis auf weiteres zunichte macht. Das Subjekt hat - bezogen auf die lebenszeitliche Perspektive - nur noch Reaktionsmöglichkeiten im vorgegebenen Rahmen. Der persönliche Handlungsspielraum ist stark eingengt, auch in alltagszeitlicher Perspektive. (7)

Diese Untergliederung mag insofern "willkürlich" erscheinen, als die Zahl der "Niveaus" durch weitere Differenzierungen ebensogut größer sein könnte. Aber auch acht, zehn oder zwanzig Konstellationen wären angesichts *realer* "Mischungsverhältnisse" von intentionaler und konditioneller Konstitution begrenzt und würden nicht davon entbinden, im Einzelfall - bei der Zuordnung eines biographischen Ereignisses zu einem bestimmten "Niveau" - eine Entscheidung zu treffen, die feinere Nuancen unberücksichtigt läßt. Die hier vorgeschlagene Unterscheidung von vier Konstellationen soll nicht "die Wirklichkeit" abbilden. Sie erfaßt gewissermaßen nur die "einfachsten", prinzipiellen Möglichkeiten, wie Lebensereignisse "zustandekommen" und die weitere biographische Perspektive beeinflussen können.

Die "Niveaus" lassen sich in den Ereignisdarstellungen in allen Interviews auffinden; die hier gewählte Systematisierung wird allerdings - in Anlehnung an handlungstheoretische Konzepte - aus einer theoretischen *Außenperspektive* formuliert. Es ist daher wichtig, die interpretative Zuordnung eines "Stationsereignisses" zu einem der "Niveaus" näher zu bestimmen: Sie erfolgt nicht von einem "objektiven" Standpunkt aus. Es geht *nicht* um die Frage, welche Faktoren -

intentionale oder konditionelle - *tatsächlich* in einer Situation dominant waren. Es geht nicht um die Rekonstruktion einer "objektiven" biographischen Verlaufsstruktur. Bei jedem biographischen Stationsergebnis wird vielmehr gefragt, welchen Faktoren *der Erzähler* Relevanz zuweist. Es geht also um die Rekonstruktion der *subjektiven* Verlaufsstruktur, wie sie sich in der Perspektive einer biographischen *Erzählung* darstellt.

Die Reichweite der folgenden Interpretationen muß in einem zweiten Aspekt präzisiert werden: Die Rekonstruktion der Verlaufsstruktur orientiert sich an herausgehobenen *punktuellen* Ereignissen. Damit läßt sich durchaus ein Bild vom Verlauf einer Biographie gewinnen - als Abfolge markanter Ereignisse, gegebenenfalls von "Schaltstellen", die dem lebensgeschichtlichen Ablauf eine neue Richtung geben. Allerdings bleibt dieser Prozeß gewissermaßen "*digitalisiert*". (8) Die Veränderungen und Entwicklungen *zwischen* den Stationen gehen dabei - zumindest für den außenstehenden Leser - zunächst verloren. Damit kann auch die Bedeutung der einzelnen Stationen im biographischen Prozeß nicht hinreichend erschlossen werden. Sie wird durch die "semantischen Paraphrasierungen" thematischer Komplexe (s.u.) auf der zweiten Interpretationsebene zugänglich.

Die Verlaufsstrukturen der vier untersuchten lebensgeschichtlichen Erzählungen werden im folgenden auch durch eine Graphik dargestellt, in der die einzelnen "Stationspunkte" der Biographie in Relation zu der Dimension "intentionale/konditionelle Steuerung" eingetragen sind. (Die Zuordnung zu einem bestimmten "Niveau" geht aus der graphischen Darstellung hervor und wird im Text nicht gesondert angegeben. (9)) Stationen, die sich auf Ereignisse im Bereich der *Arbeit* beziehen, werden markiert (durch einen Kreis). Die Verbindungslinie zwischen den einzelnen Stationen hat lediglich die Funktion, die "Verlaufsfigur" anschaulicher zu machen. Sie wird ausdrücklich *nicht* als (stetige) "Kurve" verstanden, die in irgendeiner Hinsicht "das Leben" abbilden könnte. Die zweidimensionale graphische Darstellung kann die komplizierte biographische Verlaufsstruktur nur stark vereinfacht "illustrieren". Dennoch wird nicht darauf verzichtet, da sie einen schnellen Überblick über die einzelnen Lebensgeschichten, auch im Vergleich untereinander, erleichtert. Durch die jeweils folgende konkrete Strukturbeschreibung soll der Gefahr entgangen werden, daß die bildhafte Darstellung "für sich" genommen und möglicherweise sogar als "objektive Datenreihe" interpretiert wird.

2.2.2 Beschreibung und Interpretation der biographischen Verlaufsstruktur

Im folgenden werden zunächst die Verlaufsstrukturen der vier biographischen Erzählungen beschrieben und im Hinblick auf die Funktion

der Arbeit und den biographischen Konstitutionsprozeß (intentionale/konditionelle Steuerung) interpretiert. Vergleiche zwischen den Lebensgeschichten und theoretische Verallgemeinerungen werden anschließend diskutiert.

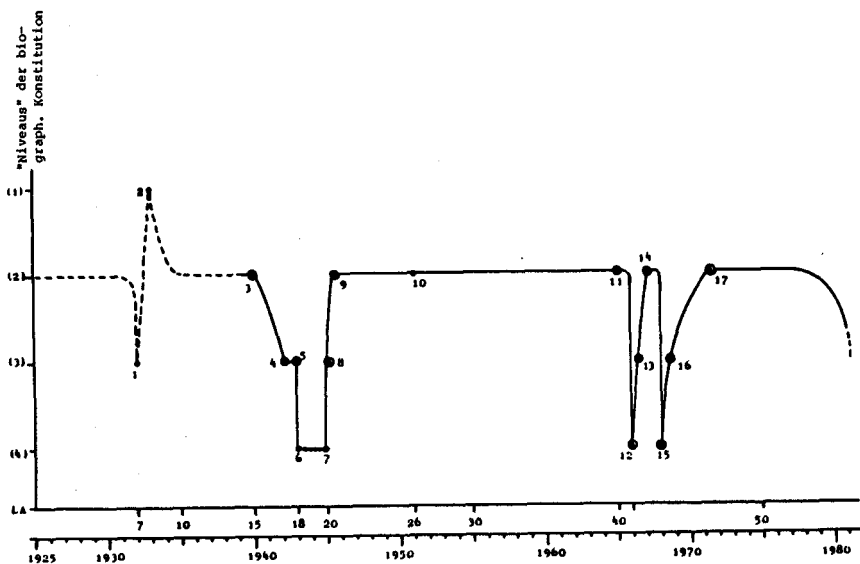
2.2.2.1 Willi Becker: Biographische Verlaufsstruktur

Die Stationenpunkte, an denen sich der Erzähler bei der Strukturierung des biographischen Ablaufs orientiert, bezeichnen überwiegend Ereignisse aus dem Arbeitsbereich (s. markierte Stationen in der graphischen Darstellung, S.96). Die nicht der Arbeit zuzurechnenden Strukturmomente sind so markant, daß sie beinahe von größerem Interesse wären, wenn der Erzähler sich *nicht* an ihnen orientiert hätte. Die markierten Ereignisse "Einschulung" und "Heirat" tauchen gewöhnlich in jeder Biographie als signifikante "Stationen" auf, was übrigens auch für die Schulentlassung, Aufnahme und Beendigung der Erwerbstätigkeit gilt (cf FRIEDRICHS/KAMP 1978:178). Daß die Kriegserlebnisse für einen bestimmten biographischen Abschnitt strukturierende Funktion haben, kann für die Generation, der der Erzähler angehört, ebenfalls unterstellt werden. Sieht man von diesen Momenten und dem in der Kindheit liegenden Ereignis, dem Eintritt in den Sportverein (S 2), zunächst ab, so orientiert sich die weitere Strukturierung der biographischen Haupterzählung im vorliegenden Fall allein an "Arbeitsereignissen".

Um die Konstitution der biographischen Verlaufsstruktur im Rahmen der analytisch unterschiedenen Aspekte "intentionale/"konditionelle" Steuerung genauer zu beschreiben, sollen zunächst die lebensgeschichtlichen Stationen (S) im einzelnen nachvollzogen werden.

Lebensgeschichtliche Stationen. Auf die ersten Kindheitsjahre kann die Kategorie der "Intentionalität" sicher nur mit Vorbehalt angewandt werden, da biographische Handlungspläne größerer Reichweite noch nicht anzunehmen sind und auch situative "intentionale" Entscheidungen in der Regel nicht eindeutig vom familialen Kontext getrennt werden können. Die erste biographische Station, die Einschulung (S 1), ist gesellschaftlich institutionalisiert und damit ohnehin von intentionalen Momenten weitgehend unabhängig. Willi Beckers Erzählungen zur Kindheit und Schulzeit ist jedoch zu entnehmen, daß er einen relativ großen Handlungsspielraum gehabt und den extern gesetzten Handlungsrahmen nicht als Einschränkung erlebt hat.

Die zweite Markierung - Eintritt in den Sportverein (S 2) - steht für Willis Aktivitäten im Fußballverein, die er bis heute aufrechterhalten hat. Bereits als Kind spielt er mit großer Begeisterung Fußball und verschafft sich die Möglichkeit, in der Jugendmannschaft zu spielen, ohne dabei die geforderten politischen Konzessionen (Eintritt



- (1) Einschulung
- (2) Eintritt in den Sportverein
- (3) Beginn der Lehre bei Wocker
- (4) Dienstverpflichtung (Kriegsproduktion)
- (5) Abschluß der Lehre
- (6) wird zur Wehrmacht eingezogen
- (7) Kriegsende, Gefangenschaft
- (8) kehrt in seine Heimatstadt zurück, arbeitet in einer Getränkefabrik
- (9) fängt wieder bei Wocker an zu arbeiten
- (10) Heirat
- (11) 25jähriges Betriebsjubiläum
- (12) Konkurs der Firma Wocker
- (13) fängt in dem Automobilwerk Aufa an zu arbeiten
- (14) wechselt in den Betrieb Mikon
- (15) Operation an einer Hand
- (16) muß den Arbeitsplatz wechseln, wird Kontrolleur bei Mikon
- (17) wechselt den Arbeitsplatz (technische Werkstatt einer Hochschule)

in die HJ) zu machen (der genaue Ablauf der Ereignisse kann hier wie im folgenden nicht dargestellt werden; cf deshalb die "biographischen Portraits" in Anhang B).

Nach der Schulentlassung hat Willi Becker eine klare Berufsperspektive. Er bekommt ohne Schwierigkeiten die gewünschte Lehrstelle als Dreher in dem Metallbetrieb "Wocker" (S 3). Der latente Konflikt mit den Anforderungen der nationalsozialistischen Betriebsführung kommt aufgrund zufälliger Konstellationen nicht zum Tragen. Willi kann den "freiwilligen" Eintritt in die HJ erneut umgehen. Er erfährt seine Ausbildung in erster Linie als Qualifikationsprozeß und erwirbt bereits als Lehrling eine hohe fachliche Kompetenz. Obwohl er mit dem faschistischen System, das auch den betrieblichen Alltag beeinflusst, nicht einverstanden ist, erfährt er zunächst keine persönlichen Restriktionen.

Eine deutliche Einengung seiner Handlungsmöglichkeiten erlebt er erst gegen Ende der Lehrzeit, als er dienstverpflichtet wird und unter ausbeuterischen Bedingungen (78 Arbeitsstunden/Woche) Panzerräder drehen muß (S 4). Aus seinen Erzählungen geht allerdings hervor, daß er sich - zumindest punktuell - einen gewissen persönlichen Handlungsspielraum bewahrt (er geht nicht zur Arbeit, um Fußball spielen zu können; er setzt mit Hilfe seines Vaters durch, daß er den ihm zustehenden Lohn ausgezahlt bekommt). Unter diesen Bedingungen schließt er seine Lehre ab (S 5).

Der folgende Lebensabschnitt (markiert durch den Einzug zur Wehrmacht (S 6) und das Kriegsende (S 7)) ist eindeutig durch die politisch-militärischen Verhältnisse determiniert. Willi Becker hat keine Möglichkeit, sich der Einberufung zu entziehen. Sein ursprünglicher Plan, dem Einsatz an der Front durch eine freiwillige Meldung für eine längere Marineausbildung zu entgehen, scheitert daran, daß ihm der Vater seine Zustimmung verweigert.

In der rigiden Struktur der Armee sind die individuellen Handlungsmöglichkeiten - zumindest für einen einfachen Soldaten wie Willi Becker - extrem reduziert. Sie könnten allenfalls durch gezielte subversive Handlungen (Sabotage und andere Formen aktiven Widerstands) aufrechterhalten werden oder durch aktives "Übererfüllen" der Soldatenrolle subjektiv größer erscheinen, als sie faktisch sind. Von beidem berichtet Willi nichts. Es gibt keine Hinweise, daß er sich im Verlauf des Krieges mit seiner Funktion als Soldat identifiziert oder "intrinsisch motiviert" gehandelt hätte. Er orientiert seine Erzählungen an der extern bestimmten Abfolge der Ereignisse in seiner Kompanie und an der Front. Dabei nimmt er nicht die Rolle des aktiv Handelnden ein, sondern die des Betroffenen, der bestraft, verwundet, hin- und hertransportiert wird usw.

Auch nach Kriegsende lassen die äußeren Verhältnisse (militärische Kontrolle durch die Besatzungsmächte, Hunger, Wohnungsnot) Willi Becker zunächst keinen Raum für eine intentionale Steuerung seines

weiteren biographischen Verlaufs. Die lebenszeitliche Perspektive wird überdeckt von der kurzfristigen Notwendigkeit, nach Hause zu kommen, Essen und Arbeit zu haben. Durch eigene Initiative gelingt es Willi, das unter den gegebenen Verhältnissen Mögliche zu erreichen. Er wird schnell aus der Gefangenschaft entlassen und besorgt sich Arbeit in einer Getränkefabrik, wo er auch verpflegt wird (S 8).

Nach kurzer Zeit geht er dann wieder in seinen alten Betrieb Wocker zurück, baut ihn mit auf und kann seine vor dem Krieg begonnene berufliche Perspektive fortsetzen (S 9). Bei Wocker arbeitet er in den folgenden gut 20 Jahren als qualifizierter Dreher. Durch hohe fachliche Kompetenz und ein gutes Verhältnis zu den Kollegen schafft er sich einen ausreichenden Handlungsspielraum, der es ihm ermöglicht, auch in Konfliktfällen seine Position durchzusetzen. Die spezifischen Arbeitsbedingungen ("Familienbetrieb") lassen einen solchen Spielraum zu.

Als nächsten Orientierungspunkt nennt Willi Becker seine Heirat (S 10). Er erwähnt nur, daß er seine Frau bei Wocker kennengelernt hat, teilt aber nichts mit über die Bedeutung der Ehe für seine weitere biographische Entwicklung. Es kann jedoch begründet angenommen werden, daß er die Ehe nicht als persönliche Einschränkung erlebt hat (Andeutungen in der Nachfragephase, informelle Gespräche. Die Heirat ist übrigens das einzige familiäre Ereignis, von dem Willi Becker in seiner Lebensgeschichte (Haupterzählung) berichtet. Seine beiden Kinder erwähnt er erst in der Nachfragephase; in informellen Gesprächen erzählt er ausführlicher von ihnen und den Enkelkindern.).

Einen harten Einschnitt in den bisherigen biographischen Verlauf bedeutet der Konkurs der Firma Wocker (S 12), kurz nach Willi Beckers 25jährigem Betriebsjubiläum (S 11). Betriebliches Mißmanagement und die ökonomische Krise Mitte der sechziger Jahre haben zu dem Konkurs geführt. Obwohl Willi und seine Kollegen schon seit längerem über die bedrohte ökonomische Situation des Betriebs Bescheid gewußt haben, sind sie überrascht und tief betroffen, als die "Pleite" tatsächlich eintritt.

Sofort nach Bekanntwerden des Konkurses bemüht sich Willi Becker erfolgreich um eine Arbeitsstelle bei Aufa, einem großen Automobilwerk (S 13). Dort kann er einerseits, vor dem Hintergrund seiner Qualifikation, einen relativ großen Handlungsspielraum bewahren. Er stellt selbstbewußt Bedingungen vor Abschluß des Arbeitsvertrages, setzt sich gegen ungerechte Behandlung und einen aufdringlichen Meister durch und findet berufliche Anerkennung. Auch der Lohn ist zufriedenstellend. Andererseits unterscheiden sich die Arbeitsbedingungen erheblich von der betrieblichen Situation bei Wocker. Willi Becker erlebt die hierarchische Struktur und Rigidität der Produktion in einem industriellen Großbetrieb. Hinzu kommt die ungewohnte Belastung durch die Schichtarbeit. Er bemüht sich vergeblich um einen Arbeitsplatz außerhalb des Schichtsystems.

Als ihm nach einem dreiviertel Jahr eine entsprechende Stelle bei Mikon, einem anderen Großbetrieb, in Aussicht gestellt wird, bewirbt er sich sofort und bekommt auch einen Arbeitsplatz zu den von ihm geforderten Bedingungen (S 14). Durch einen Zufall hat der neue Chef von seiner Tätigkeit bei Aufa erfahren, was ihm als Qualifikationsnachweis genügt, um Willi Becker den geforderten Spitzenlohn zu bewilligen. Damit ist für Willi wieder eine Arbeitssituation hergestellt, die zunächst keinen Anlaß bietet, eine erneute Veränderung zu planen. Die Arbeit bei Mikon scheint mit einer längerfristigen Perspektive verbunden zu sein.

Allerdings kommt es bald darauf von neuem zu einem von außen, durch ein unvorhersehbares Ereignis aufgenötigten "Plan-Bruch". Willi Becker muß an der Hand operiert werden (S 15), vermutlich infolge einer berufsbedingten Krankheit (er macht hierzu keine genauen Angaben). Nach der Operation und einer mehrmonatigen Rekonvaleszenz kann er vorerst nicht in seinem Beruf weiterarbeiten, da die Hand noch nicht wieder voll beweglich ist.

Er wechselt in eine andere Abteilung der Firma (S 16), wo er als Kontrolleur beschäftigt wird. Wiederum kann er aufgrund seiner fachlichen Kompetenz einen vergleichsweise qualifizierten Arbeitsplatz (Laufkontrolle) aushandeln, der nur mit geringfügigen Lohneinbußen verbunden ist. Die neue Tätigkeit ist allerdings weniger angesehen bei den Kollegen als seine frühere und stellt auch andere Anforderungen an ihn. Er muß Kontrollfunktionen im Interesse des Unternehmens ausführen. Willi Becker versteht es aber dennoch, ein gutes Verhältnis zu seinen Kollegen herzustellen. Erneut schafft er sich - aufgrund seines Selbstbewußtseins als qualifizierter Facharbeiter - eine für seine Position ungewöhnlich große Handlungs- und Entscheidungsautonomie, selbst gegenüber Vorgesetzten. Er behält diesen Arbeitsplatz auch, als seine Arbeitskraft wieder vollständig hergestellt ist.

Anfang der siebziger Jahre bietet sich allerdings noch einmal die Chance für einen Arbeitsplatzwechsel, die Willi Becker sofort nutzt (S 17), obwohl er damit einen nicht unerheblichen Lohnverzicht in Kauf nimmt. Ihn reizen die besseren Arbeitsbedingungen der neuen Stelle in der technischen Werkstatt einer Hochschule: eine überschaubare Werkstatt, eine persönliche, wenig restriktive Arbeitsatmosphäre, vor allem auch eine andere, qualifiziertere Tätigkeit. Er fertigt in der Hochschule z.T. sehr komplizierte Werkstücke für wissenschaftliche Zwecke und hat eine weit größere Handlungs- und Entscheidungsfreiheit in bezug auf den konkreten Arbeitsprozeß.

Mit dem Ausbau der Hochschule in den letzten Jahren hat sich allerdings auch Willi Beckers Arbeitsbereich vergrößert. Er berichtet von einer Verschlechterung der Arbeitsatmosphäre. Eine rigidere Organisation und Kontrolle der Arbeit deuten sich an. Zum Zeitpunkt des Interviews befürchtet Willi eine Angleichung der Arbeitsbedingungen in der Hochschule an die industrielle Produktion und damit eine zunehmende Einengung seiner Handlungsautonomie.

Betrachtet man den Gesamtverlauf der (erzählten) biographischen Entwicklung, so fallen zunächst zwei Strukturmomente unmittelbar ins Auge: ein überwiegend *intentional* bestimmter biographischer Verlauf über längere Zeiträume (Stationen auf "Niveau 2") und dessen tiefe "Einbrüche" durch *externe* Ereigniskonstellationen. Die extreme Außensteuerung der Biographie durch die politisch-militärischen Verhältnisse des Zweiten Weltkrieges setzt für zwei Jahre jede subjektive Planungsmöglichkeit außer Kraft. Die existentielle Bedrohung durch den Krieg trifft Willi Becker im Alter von 18 bis 20 Jahren, nachdem er seine Lehre beendet hat - in einer Phase also, in der gewöhnlich weitreichende biographische Perspektiven, berufliche und familiäre Zukunftsplanungen entwickelt werden. Diese Prozesse werden vorläufig "unterbrochen". Die einzige Perspektive ist darauf gerichtet, den Krieg zu überleben.

Nach dem Krieg gelingt es Willi Becker aufgrund günstiger Ausgangsbedingungen relativ schnell, seinen begonnenen Berufsweg fortzusetzen. Er kann eine abgeschlossene Lehre und hohe berufliche Fähigkeiten vorweisen und hat die Möglichkeit, wieder in seinem Lehrbetrieb beschäftigt zu werden. Sein weiterer Lebensweg scheint problemlos in Übereinstimmung mit seinen eigenen Perspektiven zu verlaufen: Er heiratet, ist mit seinem Beruf zufrieden, verfolgt keine soziale "Aufstiegsperspektive". Neben Arbeit und Familie verwendet er viel Zeit auf sportliche Aktivitäten, wobei er wie im Beruf hohe Anerkennung findet. Die durch Arbeit, Familie, Sport und Wohnen im Stadtteil vermittelten sozialen Beziehungen bilden einen stabilen Lebenszusammenhang.

Durch den ökonomischen Zusammenbruch der Firma Wocker wird die Kontinuität des biographischen Verlaufs in dem zentralen Lebensbereich "Arbeit" abrupt unterbrochen. Erst im zweiten Anlauf gelingt es, eine vergleichsweise zufriedenstellende Arbeitssituation wiederherzustellen. Obwohl die Bedingungen in der Großindustrie nicht in allen Punkten Willi Beckers Ansprüchen an die Arbeit genügen, garantieren sie offensichtlich eine kontinuierliche Perspektive für den weiteren Berufsweg. Bereits nach kurzer Zeit kommt es allerdings durch eine (Berufs-)Krankheit erneut zu einer Destabilisierung der Arbeitssituation, die zu einer weiteren Umorientierung der intentionalen Arbeitsperspektive nötigt.

Schließlich folgt eine neue Wende des biographischen Verlaufs, die vom Biographieträger selbst initiiert wird. Es ist ein Versuch, die subjektiven Ansprüche an die Bedingungen der eigenen Arbeit zu realisieren, der allerdings - zumindest in der antizipierten weiteren Entwicklung - nicht gelungen ist.

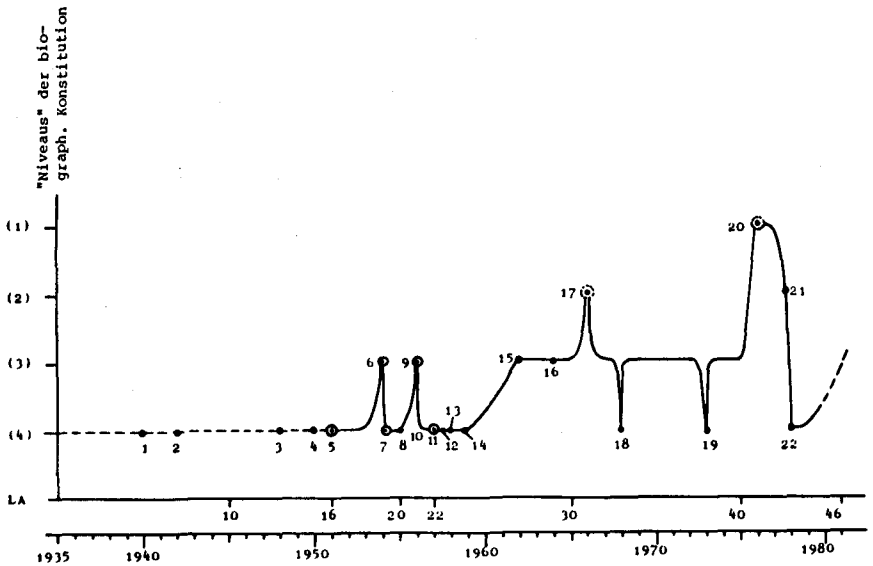
Als erstes Ergebnis kann festgehalten werden, daß die biographische Verlaufsstruktur durch Bezugnahme auf Veränderungen im Lebensbereich *Arbeit* konstituiert wird, die überwiegend durch *konditionelle* Ereigniskonstellationen induziert werden. Es ist wahrscheinlich,

daß diese Ereignisse keineswegs Ausnahmecharakter haben. Der Krieg bestimmt biographische Verläufe ganzer Generationen; und Betriebs-schließung oder Berufskrankheit sind gewiß keine untypischen Ereignisse in einem Arbeiterleben. - Dieser Befund ist allerdings noch sehr allgemein. Eine Differenzierung der unterschiedlichen Aspekte intentionaler, auf Arbeit bezogener Perspektiven (im Verhältnis zu den externen Arbeitsbedingungen) ist erforderlich (s. 2.3 dieses Teils). So haben beispielsweise in Willi Beckers Biographie Qualifikations- und Kompetenzaspekte, die in den anderen drei Lebensgeschichten nicht in dieser Form thematisiert werden, eine besondere Bedeutung. Der naheliegende Verweis auf einen spezifischen "Facharbeitertypus" wäre hier allerdings kaum weiterführend.

2.2.2.2 Ernst Hellberg: Biographische Verlaufsstruktur

Anders als in Willi Beckers Lebenslauf läßt sich bei Ernst Hellberg die Bedeutung der Arbeit innerhalb der lebensgeschichtlichen Darstellung nicht eindeutig am Strukturbild des biographischen Verlaufs (lebenszeitliche Perspektive) erkennen. Der Erzähler orientiert sich lediglich für einen bestimmten Lebensabschnitt an Stationen, die sich unmittelbar auf seine Lohnarbeit beziehen. Vom Zeitpunkt seiner Heirat an strukturiert er die Erzählung über den biographischen Verlauf unter Bezugnahme auf Veränderungen seiner Wohn- und Lebenssituation mit der Familie. Daß diese mit einem permanenten Problem seiner Arbeitssituation in einem großen Stahlwerk (Belastungen durch die Schichtarbeit) in Beziehung stehen, läßt sich in der graphischen Darstellung nur andeuten (punktierte Markierungen). Auch die Tatsache, daß Ernst Hellberg zu den Phasen zwischen den einzelnen Stationen (alltagszeitliche Perspektive) sehr viel über konkrete Arbeitsprozesse erzählt, die häufig die nächstfolgende Station erst erreichbar machen, läßt sich in der Verlaufsanalyse nicht angemessen erfassen. Diese Aspekte können erst auf Interpretationsebene II berücksichtigt werden. Das Zusammenwirken intentionaler und konditioneller Strukturmomente in der biographischen Gesamtsicht des Erzählers stellt sich folgendermaßen dar:

Lebensgeschichtliche Stationen. Seine Kindheit und Schulzeit auf dem Dorf beschreibt Ernst Hellberg als "schwierig". Die von ihm genannten Stationen S 1 bis S 4 (s. die graphische Darstellung auf S. 102) kennzeichnen von "außen" gesetzte Ereignisse, die jenseits intentionaler Handlungsmöglichkeiten liegen. Aufgrund der sozioökonomischen und aktuellen politischen Verhältnisse (kleine Landwirtschaft, Krieg) ist sein Handlungsspielraum sehr begrenzt. Er hat Probleme in der Schule und ist auch in seiner "freien Zeit" sehr eingeengt. Er



- | | |
|--|--|
| (1) der Vater wird in den Krieg eingezogen | (12) Heirat ("Muß-Heirat") |
| (2) Einschulung | (13) Geburt des ersten Kindes |
| (3) Geburt der Schwester, die Ernst Hellberg dann betreuen muß | (14) "es geht bergauf" |
| (4) Konfirmation | (15) Einzug in die erste eigene Wohnung |
| (5) Schulentlassung, Arbeit in der elterlichen Landwirtschaft (Torfabbau) | (16) Geburt des zweiten Kindes |
| (6) beginnt in einer Fabrik zu arbeiten | (17) Kauf eines Hauses |
| (7) Hausbau der Eltern, Ernst Hellberg muß seinen Lohn abgeben und mitarbeiten | (18) Geburt des dritten Kindes |
| (8) lernt seine Frau kennen (Probleme mit der Schichtarbeit) | (19) Geburt des vierten Kindes, die Frau wird krank |
| (9) Arbeit bei verschiedenen Baufirmen | (20) Entschluß, ein neues Haus zu bauen, Baubeginn |
| (10) keine Veränderung der Einschränkungen und Probleme | (21) Einzug in das neue Haus |
| (11) fängt als Schichtarbeiter im Stahlwerk Stalcon an | (22) "ganz schwerer Schlag" (die Schwiegereltern sterben kurz hintereinander, das jüngste Kind wird ernsthaft krank) |

muß den Eltern im Haus und beim Torfgraben helfen, seine jüngere Schwester betreuen und hat kaum Zeit zum Spielen.

Auch nach der Schulentlassung (S 5) ist kein Raum für intentionale Entscheidungen oder Planungen. Die Lehrstellensituation ist ungünstig. Einen Berufswunsch äußert Ernst nicht. Sein Vater entscheidet, daß er zuhause bleibt und beim Torfstechen mitarbeitet.

Einen ersten Schritt, um von den Eltern (finanziell) unabhängiger zu werden, unternimmt Ernst Hellberg, indem er sich in einer Torffabrik Arbeit verschafft (S 6). Die damit verbundenen Erwartungen lassen sich jedoch nicht realisieren (7). Ernst muß weiterhin - neben der Fabrikarbeit - zuhause arbeiten und seinen Lohn abgeben.

Als die Arbeitsbedingungen in der Fabrik sich verschlechtern - Ernst soll im Torfabbau eingesetzt werden -, gibt er die Arbeit dort auf und besorgt sich in der nächsten Großstadt bei verschiedenen Baufirmen Arbeit (S 8). Damit kann er zwar zunächst der drohenden Perspektive, wieder im Torfabbau arbeiten zu müssen, nicht aber der Abhängigkeit von den Eltern entgehen. Weiterhin muß er seinen Lohn zuhause abgeben und mitarbeiten (S 9). Auch als er eine feste Stelle im neuerbauten Stahlwerk Stalcon bekommt (S 11), gewinnt er zunächst keinen größeren Handlungsspielraum. Die Möglichkeit einer Umschulung, die ihm u.U. weitere berufliche Perspektiven eröffnet hätte, verpaßt er.

Als er seine spätere Frau Grete kennenlernt (S 10), entstehen weitere Probleme. Neben die Anforderungen durch die Schichtarbeit, die langen Anfahrten zum Arbeitsplatz und die Arbeit in der elterlichen Landwirtschaft treten die Ansprüche der Freundin. Ernst bemüht sich unter erheblichen Anstrengungen, allen gerecht zu werden.

Bald darauf muß Ernst Hellberg heiraten (S 12), und die Tochter wird geboren (S 13). Damit ist die ohnehin geringe Chance, sich aus den einengenden Lebensverhältnissen zu lösen, zunächst vorbei. Auch nach der Heirat bleibt Ernst für längere Zeit noch an das Elternhaus gebunden, da das verdiente Geld nicht ausreicht, um eine eigene Wohnung für seine Familie zu mieten. Die Probleme seiner Frau, die durch das Wohnen bei seinen Eltern entstehen, setzen Ernst zusätzlich unter Druck.

Dennoch geht es "bergauf". Ernst Hellberg muß außer Kostgeld zuhause nichts mehr abgeben, und seine Frau kann etwas dazuverdienen (S 14). Die erste eigene Wohnung (S 15) schafft endlich einen größeren Handlungsspielraum, wenngleich die Schichtarbeit und der weite Weg zur Arbeit eine immer gegenwärtige Belastung bleiben. Mit der Geburt des zweiten Kindes (S 16) steigen die Probleme, die sich aus der immer noch sehr beengten Wohnsituation ergeben. Ernst Hellberg hat erhebliche Schwierigkeiten, den für die Regeneration seiner Arbeitskraft notwendigen Schlaf (tagsüber) zu bekommen. In dieser bedrängten Situation forciert er den bereits nach der Heirat gefaßten Plan, ein eigenes Haus zu erwerben.

Unter beträchtlichen finanziellen Einschränkungen gelingt es ihm, soviel Geld anzusparen, daß er 1966 zu günstigen Bedingungen ein Haus ersteigern kann (S 17). Die mit dem Hauskauf verbundene Perspektive, eine Wohn- und Lebenssituation zu schaffen, die den Bedürfnissen der Familie entspricht und vor allem die Belastungen durch die Schichtarbeit erträglicher macht, läßt sich jedoch nicht verwirklichen. Das Haus ist klein und ungünstig gebaut. In jahrelanger harter Arbeit (im Urlaub und in der "Freizeit") versucht Ernst, es nach seinen Vorstellungen umzubauen.

Die Situation verschärft sich, als zwei weitere, "ungeplante" Kinder geboren werden (S 18, S 19). Die Schlafstörungen nehmen zu, Ernst Hellbergs Frau ist nervlich überlastet und wird so krank, daß er ihr im Haushalt helfen muß. Dennoch ist die Situation nicht nur belastend. Ernst erwirbt durch die Arbeit am Haus neue handwerkliche Fähigkeiten. Er legt mit seiner Frau einen großen Nutzgarten an, der zwar Arbeit, aber auch Freude macht.

Trotzdem entspricht die Wohnsituation noch nicht dem Wunsch, etwas wirklich "Eigenes" zu haben. Ernst Hellberg und seine Frau sparen weiter und entscheiden sich endlich, ein neues Haus neben das alte zu bauen, das ganz nach ihren Vorstellungen konzipiert ist (S 20). Unter äußerst schwierigen Bedingungen (vier Kinder, Schichtarbeit, relativ wenig Geld) realisiert Ernst seinen Plan. Gemeinsam mit seiner Frau baut er das Haus fast völlig ohne fremde Hilfe in weniger als zwei Jahren auf. Als sie einziehen können (S 21), scheint endlich eine Situation erreicht, in der sie ihr Leben nach ihren Vorstellungen einrichten können.

Dann macht jedoch ein unvorhersehbares Ereignis alle Zukunftserwartungen zunichte (S 22). Der vierjährige Sohn erkrankt schwer an einer chronischen Stoffwechselstörung. Etwa zur gleichen Zeit sterben kurz hintereinander die Schwiegereltern. Erst allmählich gelingt es Ernst Hellberg und seiner Frau, sich auf die neue Situation einzustellen. Die Anforderungen, die sich aus der Krankheit des Kindes ergeben, dominieren aber weiterhin kurz- und längerfristige Handlungsperspektiven (Organisation des Alltags, Urlaubsplanungen usw.). Ernst berichtet von ersten Versuchen, den Handlungsspielraum der Familie zu erweitern (erster Urlaub mit dem Kind).

Die Gesamtfigur des biographischen Verlaufs zeigt zunächst eine "steigende Tendenz". Kindheit und Jugend, die ersten Jahre der Erwerbstätigkeit sind eindeutig "von außen" determiniert. Die ungünstigen sozialen Startbedingungen werden durch temporäre politische und ökonomische Krisen (Krieg, Lehrstellenmangel) verschärft, so daß intentionale biographische Entwürfe nur schwer durchsetzbar sind oder gar nicht erst entwickelt werden. Die frühe "Muß-Heirat" engt den potentiellen Handlungs- und Entwicklungsspielraum zusätzlich ein.

Dennoch gelingt es Ernst Hellberg, unter großen Schwierigkeiten und hohem Arbeitseinsatz schrittweise sein Ziel zu erreichen. Das ei-

gene Haus bedeutet bei weitem mehr als *Besitz*. Es wird - zumal in der dörflichen Lebenswelt - mit der Vorstellung eines Lebens "in eigener Regie" verbunden. Ernst knüpft die Perspektive eines größeren persönlichen Dispositionsspielraums offensichtlich so eng an das "eigene" Haus, daß er andere Möglichkeiten gar nicht in Betracht zieht (etwa in eine größere Wohnung nach Langstadt zu ziehen, wo das Stahlwerk angesiedelt ist). Dies hat vermutlich nicht nur - und nicht einmal in erster Linie - finanzielle Gründe, sondern ist eher auf Normen und Wertvorstellungen der dörflichen Lebenswelt zurückzuführen, in der Ernst aufgewachsen ist.

Als das Ziel endlich erreicht scheint, bricht die Lebensperspektive "auf einen Schlag" zusammen. Dieser Verlauf hat durchaus etwas "Schicksalhafteres". Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch im Dorf in dieser Weise interpretiert wird. Dennoch sollte dieser biographische "Bruch" nicht als seltene "Ausnahme" gesehen werden. Der spezifische Charakter der Krankheit - nicht ein punktuellere Ereignis, das schnell überwunden wird, sondern der Auslöser für eine grundlegende Umstellung, die das gesamte Familienleben über Jahre hinweg beeinflussen wird - läßt Vergleiche zu anderen Ereignissen zu (etwa langfristige Arbeitslosigkeit, irreversible Berufskrankheit o.ä.), die in ihren Auswirkungen auf den biographischen Verlauf durchaus ähnlich sein können.

Wenn die Rolle der *Arbeit* im biographischen Verlauf nun näher bestimmt werden soll, so lassen sich zunächst zwei deutlich unterschiedene Aspekte von "Arbeit" identifizieren: die *Erwerbsarbeit*, die vom Erzähler zunächst ausschließlich in ihren Auswirkungen auf sein Leben außerhalb der Arbeit thematisiert wird, und die *Eigenarbeit*" an Haus und Garten, die er sehr lebendig und detailreich beschreibt.

So entsteht das Paradox, daß Ernst Hellberg fast nur von *Arbeit* erzählt - am Ende seiner Erzählung stellt er selbst fest: "das Leben - der größte Teil ist - Arbeit gewesen" (116/14f) -, ohne dabei von der *Lohnarbeit* zu berichten, die ihm seine materielle Existenz sichert und den größten Teil seiner Zeit in Anspruch nimmt. Eine genauere Analyse dieses Phänomens wird auf Interpretationsebene II durchgeführt. An dieser Stelle kann zunächst festgehalten werden, daß die subjektive Strukturierung der Biographie nicht - wie in den Lebensgeschichten von Willi Becker und Jürgen Mahnke - in erster Linie an den Erfahrungen und Ereignissen im Bereich der Erwerbsarbeit orientiert ist. Eine erste, wenn auch gewiß nicht hinreichende Erklärung könnte darin bestehen, daß sich Ernst Hellbergs Arbeitssituation seit der Stelle im Stahlwerk nicht wesentlich verändert hat; er arbeitet dort mehr als zwanzig Jahre als Schichtarbeiter. Erlebnisse und Ereignisse im Bereich seiner Lohnarbeit spielen offensichtlich für die Strukturierung der (linearen) *lebenszeitlichen* Perspektive keine bzw. nur eine mittelbare Rolle (Zusammenhang zwischen den Belastungen durch die Schichtarbeit und der mehrfachen Veränderung der Wohnsi-

tuation). Dagegen wird die (zyklische) Perspektive der *Alltagszeit* vollständig durch die Schichtarbeit beherrscht (s.u.). - Dieses Beispiel liefert ein anschauliches Argument für die Kombination der beiden Interpretationsebenen.

2.2.2.3 Jürgen Mahnke: Biographische Verlaufsstruktur

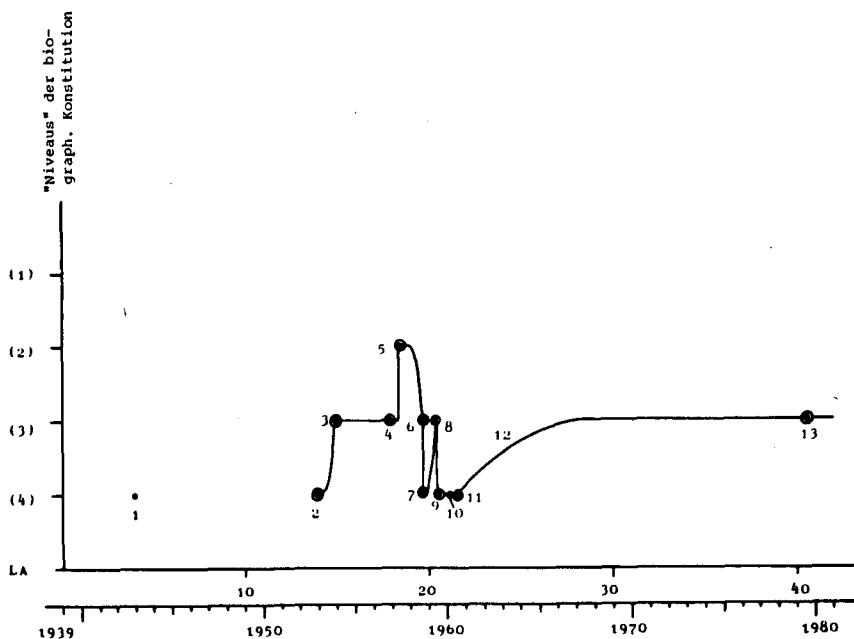
Jürgen Mahnke erzählt seine Lebensgeschichte als "Arbeitsbiographie". Die Stationenpunkte, an denen er sich orientiert, referieren auf Probleme seines jeweiligen Arbeitsplatzes bzw. Arbeitsplatzwechsels. Auch die zentrale Schaltstelle im familiäre Bereich (Heirat) steht in unmittelbarem Zusammenhang mit einer Veränderung der Arbeitssituation. Die Verlaufsstruktur der biographischen Erzählung läßt sich anhand der einzelnen Stationenpunkte folgendermaßen nachvollziehen:

Lebensgeschichtliche Stationen. Über seine Kindheit erzählt Jürgen Mahnke nichts. Er nennt nur ein Ereignis aus dieser Zeit: Sein Vater ist im Krieg gefallen (S 1), was die Familie in eine bedrängte materielle Lage versetzt. Seine eigentliche "Lebensgeschichte" beginnt Jürgen mit der Schaltstelle der Ausbildungsentscheidung (S 2). Sein ursprünglicher Wunsch, eine Lehre als Schriftsetzer zu machen, scheidet vollständig an den äußeren Bedingungen: Er kann den erforderlichen Realschulabschluß aus finanziellen Gründen nicht erwerben. Auch eine andere Lehrstelle findet er nach der Schulentlassung nicht. Der allgemeine Lehrstellenmangel zu Beginn der fünfziger Jahre ist in ländlichen Regionen - Jürgen Mahnke wächst in einem Dorf auf - besonders spürbar. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit einer Aushilfstätigkeit Geld zu verdienen.

Jürgen Mahnke hält zunächst an seinem ursprünglichen Berufswunsch fest und versucht, über Beziehungen doch noch eine Lehrstelle im graphischen Gewerbe zu finden. Als er nichts erreichen kann, gibt er seinen Plan auf und paßt seinen Berufswunsch den gegebenen Bedingungen an. Als Kfz-Schlosser findet er nach einem Jahr eine Lehrstelle (S 3). Durch diesen Schritt kann er wenigstens einen Teil seines ursprünglichen Plans realisieren, überhaupt eine qualifizierte Ausbildung zu erlangen. Gegenüber seiner vorherigen Situation gewinnt er neue Handlungsmöglichkeiten: Die Berufsausbildung schafft bessere Ausgangsbedingungen für eine längerfristige Lebensplanung.

Während der Lehre selbst sind Jürgens Möglichkeiten zur "Eigensteuerung" allerdings extrem begrenzt. Er wird ausgenutzt und vom Lehrherrn körperlich gezüchtigt. Aber er bewahrt die Perspektive, seine Lehre abzuschließen.

Sobald er die Ausbildung beendet hat, nutzt er den damit gewonnenen Handlungsspielraum und verläßt den Lehrbetrieb (S 4), obwohl ihn sein Lehrherr zum Bleiben bewegen will. Jürgen Mahnke nimmt eine



- (1) der Vater fällt im Krieg
- (2) Schulentlassung, Aushilfsarbeit
- (3) Beginn einer Lehre als Kfz-Schlosser
- (4) Abschluß der Lehre, kurzfristige Tätigkeit als Fuhrparkleiter in einer Weinküferei
- (5) Beginn der Arbeit in einer Kfz-Werkstatt
- (6) Konflikte wegen des Lohns, Jürgen Mahnke kündigt
- (7) fängt bei der Bundesbahn als Gleisbauarbeiter an
- (8) neue Berufsperspektive, Initiative für einen qualifizierten Arbeitsplatz (Triebwagen)
- (9) Versetzung in eine Omnibuswerkstatt der Bahn, wo er nach einiger Zeit wieder kündigt
- (10) Heirat ("Muß-Heirat")
- (11) fängt als Schichtarbeiter im Stahlwerk Stalcon an
- (12) läßt sich in eine Maschinenabteilung versetzen
- (13) wird Vorarbeiter

(Die meisten Ereignisse lassen sich zeitlich nicht genau datieren, da Jürgen Mahnke kaum explizite Zeitangaben macht. Die vorliegenden Angaben sind z.T. aus der Erzählung rekonstruiert.)

Stelle als Fuhrparkleiter in einer Weinküferei an. Als er dort zu unqualifizierten Tätigkeiten herangezogen wird (Flaschenspülen und anderes), wehrt er sich und kündigt schließlich nach kurzer Zeit im Bewußtsein seiner persönlichen Handlungsfreiheit (keine Verpflichtungen gegenüber einer Familie).

Darauf gibt es zum ersten Mal in Jürgens Arbeitsleben eine Situation, die eine konfliktlose Koordination zwischen intentionalen Handlungsperspektiven und äußeren Bedingungskonstellationen verspricht (S 5): Er bekommt eine Stelle in einer großen Kfz-Werkstatt. Dort erlebt er ein gutes Arbeitsklima und findet Anerkennung für seine Arbeit.

Bald stellt sich jedoch heraus (S 6), daß die finanziellen Bedingungen nicht Jürgen Mahnkes Erwartungen entsprechen. Er hat erhebliche Kosten durch die täglichen Fahrten zum Arbeitsplatz, die übrigens seine Arbeitszeit auf 12 Stunden verlängern. Da er trotz mehrfacher Versuche keine Zuschüsse vom Arbeitgeber bekommt (was seiner berechtigten Überzeugung nach in anderen Betrieben durchaus üblich ist), kündigt er nach einiger Zeit.

Er bewirbt sich sofort bei der Bundesbahn ("gleich ein Häuschen weiter") und wird auch eingestellt - allerdings nicht seiner Qualifikation entsprechend (S 7). Er wird als Hilfsarbeiter einer "Rotte" zugeteilt, ohne eine Vorstellung von der Arbeit zu haben, die damit auf ihn zukommt. Er muß körperliche Schwerarbeit leisten, die nichts mehr mit seinen ursprünglichen Erwartungen an eine qualifizierte Tätigkeit zu tun hat. Dennoch hält er die Arbeit eine Zeitlang durch.

Jürgen Mahnke entwickelt jedoch bald neue Perspektiven im Rahmen der möglichen Arbeitsplatzalternativen, die sich bei der Bundesbahn bieten (S 8). Er versucht, im Triebwagenbereich beschäftigt zu werden, und hofft, von dort aus Lokführer werden zu können. Soweit sie im Bereich seiner Handlungsmöglichkeiten liegen, erbringt er auch die notwendigen Voraussetzungen (er lernt für die theoretische Prüfung).

Die Beschäftigungsmöglichkeiten bei der Bahn stehen jedoch der Verwirklichung seines Plans entgegen. Die Stellen im gewünschten Bereich (Lokschuppen) sind besetzt. Jürgen Mahnke wird in eine Omnibuswerkstatt in einer anderen Stadt (Hemmstadt) versetzt (S 9). Obwohl er dort wieder in seinem Beruf arbeiten kann, bieten sich für ihn keine Ansatzpunkte für eine längerfristige positive Handlungsperspektive. Die situativen Bedingungen beschreibt er ausschließlich negativ: Er hat kaum soziale Kontakte in der fremden Stadt, wohnt unter ungünstigen Bedingungen, wird mit seinen Kollegen in der Werkstatt nicht "warm", und man überträgt ihm die schlechtesten Arbeiten. Die ihn interessierenden qualifizierten Tätigkeiten "an der Maschine" macht das "ausgelesene Personal". Jürgen kündigt und läßt sich auch nicht mehr von seinem Chef und seiner Mutter umstimmen.

Daraus ergibt sich eine schwierige Situation (S 10). Er hat keine Arbeit und bekommt deswegen Ärger mit seiner Mutter. Hinzu

kommt, daß er seine Freundin heiraten muß, die ein Kind von ihm erwartet. Aufgrund von Jürgens Erzählung kann man hier durchaus von einem situativen "Kontrollverlust" sprechen. Unter der "Bedrängnis des Faktischen" hat er keine Möglichkeit, seinen biographischen Prozeß intentional zu steuern oder auch nur perspektivisch zu planen. Er muß genügend Geld verdienen, um seine Familie ernähren zu können.

Als er erfährt, daß im Stahlwerk Stalcon in Langstadt Arbeitskräfte gesucht werden, meldet er sich sofort und fängt als ungelernter Schichtarbeiter dort an (S 11). In seinem Beruf ist bei Stalcon keine Stelle frei. In dieser Situation muß Jürgen alle bisherigen Ansprüche und Erwartungen in bezug auf seine berufliche Zukunft fallenlassen. Er wird bei Stalcon in eine Abteilung "reingesteckt", in der er gleich zu Beginn tödliche Betriebsunfälle miterlebt. Die Schichtarbeit belastet ihn sehr.

Doch Jürgen Mahnke findet sich nicht völlig mit der Situation ab (S 12). Er bemüht sich nach einiger Zeit erfolgreich um einen Arbeitsplatz in einer Maschinenabteilung (wo er allerdings auch nur als Angelernter tätig ist).

Inzwischen arbeitet Jürgen Mahnke über zwanzig Jahre bei Stalcon. Er leidet bis heute erheblich unter der Schichtarbeit (physische Belastung, Auswirkungen auf die Familie). Allerdings ist er mit seinem Lohn - gemessen an seinen früheren Arbeitsstellen - zufrieden. Wegen des Geldes hat er vor eineinhalb Jahren auch eine Stelle als Vorarbeiter angenommen (S 13), obwohl er die damit verbundenen Tests nur äußerst ungern über sich ergehen läßt.

Das *strukturierende Moment* in Jürgens biographischer Erzählung ist eindeutig die *Arbeit*. Betrachtet man nun die biographische Verlaufsfigur hinsichtlich ihrer Konstitution im Spannungsfeld zwischen "Intentionalität" und "konditioneller Determination", so wird offensichtlich, daß der Einfluß der äußeren Bedingungen dominant ist. Nachdem der erste, noch relativ vage biographische Entwurf, Schriftsetzer zu werden - sehr schnell an externen Faktoren scheitert, paßt Jürgen Mahnke seine Handlungsperspektive an die gegebenen Möglichkeiten an. Er kann sie allerdings nur begrenzt durchführen.

Immer wieder kommt es zu Konflikten zwischen seinen Ansprüchen und Erwartungen einerseits und den äußeren Handlungsbedingungen andererseits. Solange er noch nicht verheiratet ist, nutzt er den ihm verfügbaren Handlungsspielraum aus. Er hofft, durch Arbeitsplatzwechsel Bedingungen zu finden, die seinen Erwartungen entsprechen. Handlungsleitend ist dabei kein fester, intentional entwickelter Berufswunsch (wie etwa bei Willi Becker und Gisela Kersting). Jürgen Mahnkes Ausbildungsentscheidung ist eher "zufällig" und der Konstellation auf dem regionalen Lehrstellenmarkt geschuldet. Im Vordergrund stehen Ansprüche an den Lohn und die Arbeitsbedingungen. Da sich diese nicht realisieren lassen, kann keine kontinuierliche "Berufskarriere" entstehen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Jürgen noch

jung ist. Er ist noch nicht bereit, sich mit Bedingungen zu arrangieren, die seinen Intentionen widersprechen. Im Bewußtsein seiner Ungebundenheit versucht er, "das Beste" im Rahmen der vorgegebenen Möglichkeiten zu machen. Er entwickelt auch noch keinen längerfristigen "Lebensplan".

Diese Phase endet abrupt, als er heiraten muß. Es gibt keinen Raum mehr für intentionale Entscheidungen. Der "Lebensplan" wird vielmehr von außen aufgezwungen. Die einzige Möglichkeit, in dieser Situation das notwendige Geld zu verdienen, bietet die Arbeit bei Stalcon, wo er durch das Schichtsystem einen höheren Lohn bekommt als in seinem erlernten Beruf. Außerdem kann er im Stahlwerk sofort eingestellt werden.

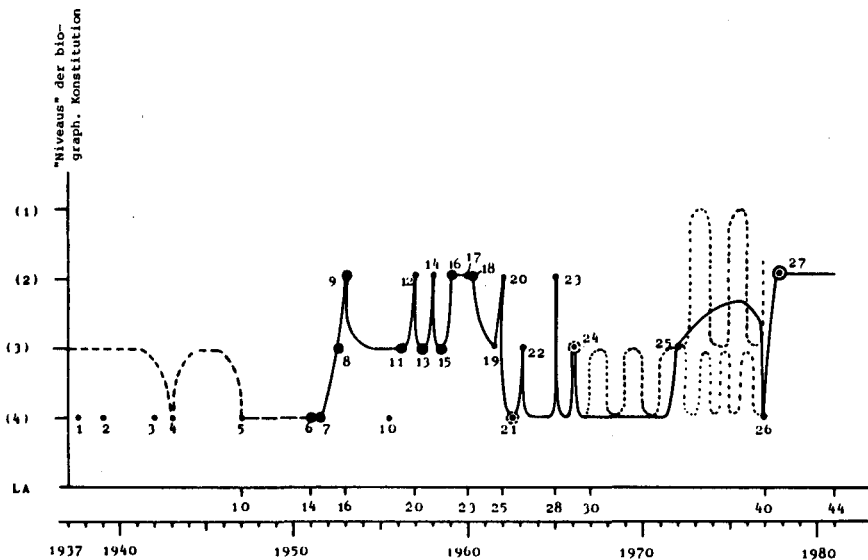
Durch den selbstinitiierten Wechsel in eine Maschinenabteilung versucht Jürgen Mahnke, sich mit der Arbeitssituation bei Stalcon zu arrangieren. Die Vorarbeiterfunktion übernimmt er schließlich, um wenigstens finanziell das für ihn Mögliche auszuschöpfen. Das Arrangement mit der nun über 20jährigen Arbeit im Stahlwerk ist allerdings "brüchig". Die Schichtarbeit erfährt Jürgen nach wie vor als starke Belastung und Einengung seiner Persönlichkeit. (Die aktuelle Krise in der Stahlindustrie schafft eine zusätzliche Bedrohung.)

Auffällig ist, daß Jürgen Mahnke, der fast ausschließlich über seine verschiedenen *Arbeitserfahrungen* erzählt, von der *konkreten Tätigkeit*, die er über 20 Jahre bei Stalcon verrichtet, *nichts* berichtet (im Unterschied etwa zu Willi Becker, aber ähnlich wie Ernst Hellberg).

Insgesamt ergibt sich keine Phase des biographischen Verlaufs, in der längerfristige intentionale Handlungspläne realisiert werden können. Auch die schrittweise Anpassung biographischer Erwartungen an die äußeren Restriktionen des Handlungsspielraums führt nicht zu einer gelungenen Koordination intentionaler Perspektiven und äußerer Handlungsbedingungen. Die Belastungen der Schichtarbeit halten die permanente Begrenzung intentionaler Steuerungsmöglichkeiten präsent.

2.2.2.4 Gisela Kersting: Biographische Verlaufsstruktur

Die bereits für die Erzählung von Ernst Hellberg konstatierte Diskrepanz zwischen alltagszeitlichen Erfahrungen und der in der Verlaufsstruktur aufscheinenden Lebenszeitperspektive ist in Gisela Kerstings Lebensgeschichte noch deutlicher, was bereits an der graphischen Darstellung (s. S.110) erkennbar wird. Die von der Erzählerin benannten biographischen Stationen lassen sich zwar im Rahmen der hier gewählten verlaufsstrukturellen Logik darstellen, die Prozesse "dazwischen" werden jedoch nicht angemessen erfaßt. Die "Verbindungsli-



- (1) Umzug an den Neckar
- (2) Geburt der Schwester
- (3) Geburt des Bruders
- (4) Einschulung
- (5) Gisela Kerstings Wunsch, auf das Gymnasium zu wechseln, läßt sich nicht realisieren
- (6) Lehrstellensuche nach der Schulentlassung
- (7) Arbeit als Kindermädchen und Küchenhilfe
- (8) Arbeit als Kochlehrtöchter
- (9) Beginn der Kochlehre
- (10) Selbstmord der Schwester
- (11) Abschluß der Lehre, Beginn der Saisonarbeit als Köchin
- (12) lernt ihren Mann kennen
- (13) findet keine Stelle gemeinsam mit ihrem Mann, bleibt zuhause
- (14) Verlobung
- (15) findet keine Stelle gemeinsam mit ihrem Mann, kurzfristig arbeitslos

- (16) findet Arbeit in derselben Stadt wie ihr Mann
- (17) Heirat
- (18) feste Stelle als Köchin in der "Jägerklause"
- (19) gibt ihren Beruf auf, Umzug
- (20) Geburt der Tochter
- (21) "Krise" (berufliche Bruchsituation des Mannes, Auflösung der Wohnung, Wohnungssuche usw.)
- (22) Umzug nach Langstadt
- (23) Geburt des Sohnes
- (24) Umzug in eine größere Wohnung, kurzfristige Annahme einer Putzstelle
- (25) beginnt, Weiterbildungskurse zu besuchen
- (26) Nierenoperation
- (27) "Wiedereinstieg" in den Beruf (Arbeit in der Kantine des Stahlwerks Stalcon)

nien" in der Graphik repräsentieren in diesem Fall sehr vielschichtige, teilweise widersprüchliche Erfahrungsdimensionen, die in der groben Unterscheidung von nur vier "Niveaus" biographischer Konstitution nicht hinreichend bestimmt werden können (Andeutung durch punktierte Linien in der graphischen Darstellung). (10) Sie lassen sich erst in der thematischen Analyse (Interpretationsebene II) genauer aufschlüsseln.

Zunächst geht es jedoch um die Konkretisierung der biographischen Stationen, an denen sich die Erzählerin orientiert. An ihnen wird erkennbar, daß "Lohnarbeit" - ähnlich wie bei Ernst Hellberg - nicht für die gesamte Lebensgeschichte strukturierende Funktion hat.

Lebensgeschichtliche Stationen. Gisela Kersting beginnt ihre Lebensgeschichte mit einem kurzen Bericht über ihre Kindheit, die sie trotz der eingeschränkten materiellen Bedingungen positiv erlebt. Sie ist "frei" aufgewachsen. Aus ihren Erzählungen kann geschlossen werden, daß sie - im Vergleich etwa zu Ernst Hellberg - relativ wenig Restriktionen in ihrem kindlichen Alltag erfahren hat. Die Ereignisse S 1 bis S 3 stellt sie in keinen unmittelbaren Bezug zum Verlauf ihrer Biographie. Die Einschulung (S 4) nennt sie ebenfalls nur als "normale" biographische Station.

Die erste intentionale "Lebensplanung", die sie thematisiert, bezieht sich auf ihre Ausbildung. Diese verläuft zunächst anders, als sie es sich vorstellt. Ihr Wunsch, das Gymnasium zu besuchen, scheidert an den finanziellen Möglichkeiten des Vaters (S 5). Auch ihr Berufswunsch "Säuglingsschwester", den sie nach der Schulentlassung äußert, läßt sich wegen formaler Ausbildungsbestimmungen nicht verwirklichen (S 6); sie ist zu jung.

Danach hat sie zunächst keine Möglichkeit einer alternativen Handlungsplanung. Die Lehrstellensituation ist - gerade für Mädchen - ungünstig. Ihr Vater besorgt ihr eine Lehrstelle als Bürogehilfin, die weder ihren Wünschen noch ihren Fähigkeiten entspricht. Sie muß die Lehre nach kurzer Zeit wieder abbrechen und die einzige vom Arbeitsamt angebotene Stelle annehmen (S 7). Sie arbeitet als Kindermädchen und Küchenhilfe in einem Sanatorium. Die rigiden Arbeitsbedingungen gestatten ihr kaum einen privaten Handlungsspielraum, was schließlich zur Beendigung des Arbeitsverhältnisses führt.

Auch die nächste Stelle als "Kochlehrtöchter" (S 8) entspricht nicht Gisela Kerstings Wünschen. Sie ist aber Anknüpfungspunkt für neue berufliche Pläne. Gisela beschließt, eine Ausbildung als Köchin zu machen, und sucht sich selbständig eine Lehrstelle, die sie schließlich auch bekommt (S 9).

In der Lehre selbst ist Gisela in ihrer Handlungsfreiheit stark eingeschränkt. Sie beendet aber die Ausbildung (S 11) und nimmt verschiedene, saisonal befristete Stellen als Köchin an. (Der Selbstmord ihrer Schwester (S 10) kurz vor ihrer Abschlußprüfung betrifft sie

sehr. Mögliche Auswirkungen auf den weiteren biographischen Verlauf werden in ihrer Erzählung jedoch nicht thematisiert.)

Über die Arbeit als Köchin lernt Gisela Kersting ihren späteren Mann Peter kennen (S 12), der ebenfalls Koch ist, und verlobt sich mit ihm (S 14). Nach zwei gescheiterten Versuchen (S 13, S 15) gelingt es ihr, in derselben Stadt wie er eine Stelle zu bekommen (S 16). Obwohl die Arbeitsbedingungen relativ ungünstig sind, bleibt ihr genügend Raum für die Beziehung zu Peter, in der sie sich - auf der Grundlage ihrer eigenen Erwerbstätigkeit - in ihrer Handlungs- und Entscheidungsfreiheit nicht einengen läßt.

Nach der Heirat (S 17) bekommt sie eine feste Stelle als Köchin (S 18). Die belastenden Arbeitsbedingungen und die beengten Wohnverhältnisse (zwei Zimmer in dem Restaurant, in dem sie arbeitet!) lassen in der Folgezeit allerdings nur noch wenig Raum für eine "intentionale" Gestaltung des gemeinsamen Lebens. Nach anfänglichen Differenzen über die "Planung" eines Kindes, bei denen sich Gisela weitgehend gegenüber ihrem Mann durchsetzen kann, wird dann die Tochter geboren (S 20). (Während der Schwangerschaft kommt es zu einem Konflikt mit Giselas Chef, der aber gerichtlich zu ihren Gunsten entschieden wird.) Mit der Geburt ihrer Tochter gibt Gisela ihre feste Stelle auf (S 19). Sie muß mit ihrer Familie die beiden Zimmer räumen und in eine andere, ebenfalls sehr beengte Wohnung ziehen.

Die folgende Zeit kann als "Krise" gekennzeichnet werden (S 21). Verschiedene ungünstige Ereignisse treffen zusammen (Krankheit der Tochter, Ärger mit Peters neuem Chef, Wohnungsprobleme, schließlich verliert Peter seine Stelle) und setzen übergreifende biographische Planungen zunächst außer Kraft. Nachdem Peter Kersting eine Stelle als Schichtarbeiter im Langstädter Stahlwerk Stalcon bekommen hat, kann Gisela nach einer mehrmonatigen Übergangszeit ebenfalls nach Langstadt ziehen (S 22).

Die familiäre Situation stabilisiert sich wieder, allerdings unter einer für Gisela völlig veränderten Perspektive. Sie entscheidet sich zwar selber, nicht berufstätig zu sein, solange die Kinder klein sind - der Sohn wird zwei Jahre später geboren (S 23) -, nimmt damit aber eine erhebliche Einengung ihres Handlungsspielraums in Kauf, unter der sie sehr leidet. Sie ist an Kinder und Haushalt gebunden. Der Möglichkeit, ihre Rolle als Mutter und Hausfrau nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, sind enge ökonomische, zeitliche und soziale Grenzen gesetzt (wenig Geld, Schichtrythmus des Mannes, Ansprüche der Kinder, des Ehemannes und der Schwiegereltern). Es gelingt Gisela kaum, wenigstens für einige Stunden den Zwängen des Alltags zu entfliehen (keine Möglichkeit "auszugehen").

Durch den Umzug in eine größere Wohnung und die vorübergehende Annahme einer Putzstelle hofft Gisela Kersting ihren persönlichen Handlungsspielraum erweitern zu können (S 24). Vor allem sucht sie nach sozialen Interaktionsmöglichkeiten, die über den engen Bereich

der Familie und der unmittelbaren Nachbarschaft hinausgehen. Da sich die äußeren Bedingungen aber nicht wesentlich ändern - der Schichtrhythmus determiniert weiterhin das Familienleben und konfliktiert mit den Bedürfnissen der Kinder -, bleibt Giselas Unzufriedenheit, ihr Gefühl eingeeengt zu sein, bestehen. Es kommt sogar zu einer Verschärfung der Situation, als sich Giselas psychische Verfassung zunehmend auf die Kinder auswirkt.

Erst als die Kinder älter sind, kann sie Aktivitäten entwickeln, um ihre Situation zu verändern (S 25). Sie besucht nacheinander mehrere Kurse an der Volkshochschule. Dabei hat sie verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden: ihre eigene Unsicherheit, Minderwertigkeitsgefühle gegenüber anderen Kursteilnehmern und mangelndes Verständnis seitens ihres Ehemannes. Durch die Kursbesuche erschließt sie sich erstmals seit Beendigung ihrer Berufstätigkeit wieder soziale Kontakte, die sie selbständig, d.h. unabhängig von ihrer Familie wahrnimmt.

Gisela Kersting erlebt in dieser Zeit einen allmählichen Zugewinn ihrer Handlungsfähigkeit (besonders bezüglich sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten, sozialer Kontakte und Selbstreflexion). Das bewirkt eine Stärkung ihres Selbstbewußtseins, die sich auch auf die Beziehung zu ihrem Mann auswirkt. Andererseits bleiben die Anforderungen in Familie und Haushalt bestehen. Gisela erlebt ihre Hausfrauenrolle nach wie vor als unbefriedigend. (Die widersprüchliche Wechselbeziehung zwischen "intentionaler" und "konditioneller" Kostitution besonders in der Zeit ihrer Hausfrauentätigkeit wird in der graphischen Darstellung durch punktierte Linien angedeutet.)

Dann kommt es zu einer rapiden Verschlechterung ihres chronischen Nierenleidens. Sie kann die Anforderung im Haushalt und in der Familie nur noch unter erheblichen Anstrengungen bewältigen und muß schließlich operiert werden (S 26). Nach der Operation erholt sie sich sehr schnell.

Kurz darauf gelingt Gisela der Wiedereinstieg in das Berufsleben (S 27). Mit der Berufstätigkeit sind zwar neue Belastungen verbunden - die Arbeit im Haushalt und die Erziehung der Kinder müssen parallel organisiert werden -; diese sind jedoch nicht von außen aufgezwungen, sondern in gewissem Sinn "intentional gewollt". Die Befriedigung durch die berufliche Arbeit wirkt auch auf die Familie zurück. Gisela ist ausgeglichener und kann selbstbewußter mit familiären Problemen und Anforderungen im Haushalt umgehen.

Trotz der eingangs benannten Vorbehalte werden bereits in der graphischen Darstellung die beiden Momente sichtbar, die den Verlauf von Gisela Kerstings Erzählung strukturieren: "Arbeit" und "Familie". Für die Lebensphase zwischen Schulentlassung und dem Zeitpunkt, zu dem sie ihren zukünftigen Mann kennenlernt, strukturieren die Stationen der Berufsausbildung und Erwerbsarbeit den Verlauf ihrer Lebensgeschichte. Die Zeit bis zur Geburt des ersten Kindes und dem vorläufigen Ende ihrer Erwerbstätigkeit gliedert die Erzählerin nach Er-

eignissen der parallelen Entwicklung im Arbeitsbereich und in der Partnerbeziehung.

Die zeitliche Struktur der folgenden fünfzehn Jahre wird überwiegend durch familiäre Ereignisse konstituiert. Lediglich die beiden letzten biographischen Stationen in diesem Zeitraum (S 25, S 26) beziehen sich unmittelbar auf die "persönliche" Situation der Erzählerin. Die letzte entscheidende Schaltstelle im lebensgeschichtlichen Verlauf ist wieder durch die Erwerbsarbeit definiert. Die *Hausarbeit*, die während des ganzen Lebens seit der Heirat präsent ist und auch in der Erzählung mehrfach thematisiert wird, bietet offensichtlich keinen Ansatzpunkt für eine Strukturierung der *lebenszeitlichen* Perspektive. Sie ist konstitutiver Bestandteil der zyklischen Struktur der *Alltagszeit* (s.u.).

Im Vergleich zu den anderen drei Biographien bezieht sich Gisela Kersting mit Abstand am stärksten auf Ereignisse in ihrer Familie. Sie verfolgt in ihrer Erzählung gewissermaßen eine "doppelte Perspektive", d.h. sie erzählt von einem bestimmten Zeitpunkt an ihre eigene (individuelle) Geschichte und die (kollektive) Geschichte ihrer Familie. Dabei fällt auf, daß sich die Teile der Gesamterzählung, die sie als ihre persönliche Geschichte - als strukturierte Abfolge von Veränderungen - darstellt, weitgehend auf die Lebensabschnitte beziehen, in denen sie auch lohnabhängig gearbeitet hat (ausgenommen die Erzählungen über die Kindheit und ihre Seminarerfahrungen). Für den vergleichsweise langen Zeitraum, in dem sie "nur" Hausfrau und Mutter ist, erzählt sie dagegen vorwiegend die Geschichte ihrer Familie, in der sich ihre persönliche Situation kaum verändert hat.

Daß diese "Logik" der biographischen Erzählung nicht zufällig ist, sondern im Kontext spezifisch weiblicher Arbeits- und Lebenserfahrungen interpretiert werden kann, läßt sich am vorliegenden Material nicht überprüfen, erscheint aber vor dem Hintergrund anderer Untersuchungen durchaus plausibel (cf ECKART u.a. 1979, BECKER-SCHMIDT 1982, BEITRÄGE 7 (1982) u.a.). Im hier diskutierten Zusammenhang kann diese besondere Verlaufsgestalt allerdings als weiterer Hinweis auf die *lebenszeitlich strukturierende Funktion der Erwerbsarbeit* gewertet werden.

Auch bezüglich des Verhältnisses von "intentionaler" und "konditioneller" Konstitution der Biographie findet sich in Gisela Kerstings Erzählung ein neuer Aspekt, der aus der "Doppelperspektive" individueller und familiärer Entwicklung resultiert: Der erste Teil des lebensgeschichtlichen Verlaufs (bis S 20) kann zunächst - wie in den anderen Fallbeispielen - durch die jeweilige Dominanz intentionaler bzw. konditioneller Faktoren charakterisiert werden. Die Phase zwischen Schulentlassung und Abschluß der Lehre verläuft in Giselas Biographie ähnlich wie in Jürgen Mahnkes. Nach anfänglichen Schwierigkeiten gelingt es, den - bei Gisela allerdings stärker intentional bestimmten - Berufswunsch zu verwirklichen. Danach kann sie in ihrem

Beruf arbeiten, wenn auch nicht unter "optimalen" Bedingungen. Ihre Partnerbeziehung entwickelt sich durchaus nach ihren Vorstellungen.

Der folgende Lebensabschnitt läßt sich jedoch nicht durch das einfache Verhältnis "intentional/konditionell" beschreiben. Vielmehr muß ein permanenter Konflikt *innerhalb* der intentionalen Ebene miteinbezogen werden, der über Jahre hinweg nicht gelöst werden kann: So ist es einerseits Giselas ausdrückliche Entscheidung, zuhause zu bleiben und die Mutterrolle "voll" zu übernehmen. Aus ihrer Erzählung geht hervor, daß Familie und Kinder aufgrund ihrer spezifisch weiblichen Sozialisation fester Bestandteil ihres "Lebensplans" sind. Die starke Einschränkung ihrer persönlichen Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, die sie andererseits erlebt, kann also nicht allein als außengesetzter "Zwang der Verhältnisse" interpretiert werden, sondern ist auch Resultat jener "intentionalen" Perspektive (II).

Dennoch überwiegt in Giselas Biographie auch für diesen Abschnitt der Einfluß äußerer Bedingungen. Die sozioökonomischen Verhältnisse der Familie lassen eine denkbare Lösung oder zumindest Entschärfung ihres Problems nicht zu.

2.2.3 "Arbeitsbiographien" - Ergebnisse der Verlaufsstrukturanalyse

Die beschriebenen Verlaufsstrukturen von nur vier biographischen Erzählungen, ihre Unterschiedlichkeit und Binnenkomplexität scheinen allgemeinere theoretische Einschätzungen nicht zu rechtfertigen. Bedenkt man allerdings die Tatsache, daß in den vier Biographien mehr "Wissen" über die Lebensbedingungen und Lebensschicksale von Industriearbeitern akkumuliert ist als in den meisten quantitativen Analysen mit beträchtlicher Stichprobengröße, so leuchtet ein, daß mindestens zur Generierung weiterer Hypothesen ein Plausibilisierungsniveau erreicht ist, das in der explorativen Phase standardisierter Untersuchungen gewöhnlich weit unterschritten wird. Die Struktur des präsentierten "Materials" ist so ähnlich, daß es qualifizierte Vergleiche ermöglicht. Die Komplexität und Binnendifferenzierung ist so ausgeprägt, daß sich systematische "Reduktionsverfahren" auf dem Niveau einer gewissen Generalisierbarkeit lohnen. Damit ist die Erwartung nicht unbegründet, daß das "Material" wenigstens Aspekte einer "gegenstandsbezogenen Theorie" liefern könnte (s.o.). "Eine gegenstandsbezogene Theorie kann dann ihrerseits hilfreich sein bei der Formulierung und Umformulierung ... (einer denkbaren) formalen Theorie." (GLASER/STRAUSS 1979:108)

2.2.3.1 "Normalbiographie" und "Arbeitsbiographie"

Die Verlaufsstrukturen der vorliegenden Lebensgeschichten enthalten durchgängig Elemente, die man auch alltagsweltlich einer "Normalbiographie" zuschreiben würde. Sie entsprechen also den sozialen Erwartungsstrukturen, die an "typische Lebensabläufe" geknüpft sind (cf dazu FRIEDRICHS/KAMP 1978: bes. 176ff). In chronologischer Reihenfolge werden bestimmte "Ereignisse" (etwa Einschulung, Schulentlassung, Heirat, Geburt von Kindern) benannt, die unter demographisch-statistischen Aspekten von einer überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung als "sozial relevante" Ereignisse erlebt werden (cf ebd.:178). Es gibt - trotz des Hinweises auf "Muß-Heiraten" etwa bei Ernst Hellberg oder Jürgen Mahnke - auch keinen Anlaß, die Zugehörigkeit zu einer Subkohorte (etwa "Geburt eines Kindes" bei Nichtverheirateten) zu konstatieren. Alle vier Lebensgeschichten erscheinen "normal" in einem gesellschaftlich definierten Rahmen.

Und doch sind alle in einem spezifischen Sinn bemerkenswert. Die meisten der genannten "Normal-Ereignisse" und eine Reihe weiterer relevanter biographischer Schaltstellen haben unmittelbar mit "Arbeit", im Regelfall mit der Lohnarbeit zu tun. So ist bei Gisela Kersting, Jürgen Mahnke oder Ernst Hellberg die Heirat von entscheidenden Umstrukturierungen der Erwerbsarbeit begleitet, die z.T. von größerer Bedeutung sind als das biographische Ereignis "Heirat" selbst. Ernst kann zum ersten Mal über seinen Lohn verfügen. Jürgen muß die Arbeitsstelle wechseln. Gisela sucht nach Möglichkeiten, gemeinsam mit ihrem Mann tätig zu sein. Die Schulentlassung steht in unmittelbarem Bezug zur Schwierigkeit der Lehrstellensuche; oder präziser: nicht eigentlich die "Schulentlassung" ist das biographisch relevante Ereignis, sondern der häufig problematische Eintritt in das Berufsleben (s. Gisela, Jürgen oder Ernst).

Bei Jürgen Mahnke und Willi Becker sind auch die meisten der übrigen biographischen Schaltstellen unmittelbar mit der Arbeit verbunden. Bei Ernst Hellberg und Gisela Kersting läßt sich mindestens eine vermittelte Beziehung feststellen. Ernst kann auch jenseits der Schichtarbeit seinen Lebensplan nur durch *Arbeit* verwirklichen (Hausbau). Gisela erleidet durch den freiwilligen Verzicht auf die Erwerbsarbeit einen - von ihr selbst auch so erfahrenen - relativen Steuerungsverlust ihres "Lebensplans", der im Grunde erst durch den Wiedereintritt in den Beruf kompensiert werden kann. Während der Zeit ihrer ausschließlichen Hausfrauenarbeit ist sie noch dazu den zeitlichen Restriktionen der Schichtarbeit ihres Mannes unterworfen, die die mittelbare Determination ihrer Biographie durch Lohnarbeit transparent macht.

Es ist deshalb gewiß nicht überinterpretiert, wenn die entscheidenden Schaltstellen der Verlaufsstruktur der beschriebenen Biographien mit der Dimension "Arbeit" in Verbindung gebracht werden. *Alle vier*

Lebensläufe sind in einem substantiellen Sinn "Arbeitsbiographien". Die individuelle Spezifität und auch die Generalisierbarkeit der einzelnen Verlaufsstrukturen exponieren sich *nicht* primär an Ereignissen wie Schuleintritt, Schulentlassung, Heirat, Geburt der Kinder usw. Sie werden deutlich erst an der besonderen Funktion der *Arbeit* im Leben der Erzähler. Arbeit ist - positiv wie negativ - das strukturierende Element ihrer Biographie. Diese allgemeine Beobachtung legt die Hypothese nahe, daß "Arbeit" tatsächlich als strukturierender Fokus der Lebensläufe von (Industrie-)Arbeitern und -Arbeiterinnen betrachtet werden kann.

2.2.3.2 Zur Komplexität von "Arbeitsbiographien"

Die Hypothese, daß "Arbeit" biographische Verläufe von Industriearbeitern strukturiere, könnte zu der Vermutung Anlaß geben, daß vergleichbare soziobiographische Verlaufsstrukturen relativ "einfach" sind: Kindheit, Schule, Ausbildung, Erwerbstätigkeit. - Nach Abschluß der Berufsausbildung scheint der Lebenslauf festgelegt zu sein. Es mag gewisse geschlechtsspezifische Unterschiede geben, aber in der Regel scheint mit Aufnahme der Erwerbsarbeit "das Leben" normal und einlinig zu verlaufen.

Die vorliegenden Biographien dokumentieren das Gegenteil:

- Zum einen erweist sich "Arbeit" in ihrem strukturierenden Einfluß als außerordentlich komplex: Willi Beckers Lebensplan beispielsweise wird bestimmt von der Erfahrung seiner hohen Arbeitskompetenz. Jürgen Mahnkes Biographie dagegen zeigt eher "instrumentelle" Aspekte der Arbeitsdimension - nicht nur weil Jürgen mit seinen jeweiligen Arbeitssituationen "instrumenteller" umgeht als Willi; die Rahmenbedingungen begrenzen Jürgens Dispositionsspielräume und machen ihn ihrerseits zum "Instrument".
- Zum anderen greift "die Arbeit" nicht etwa beim Eintritt in die Erwerbstätigkeit zum letzten Mal strukturierend in die Biographie ein und garantiert fortan eine stabile Verlaufsstruktur. Verschlechtere Arbeitsbedingungen oder ökonomische Krisensituationen (s. Jürgen Mahnke und Willi Becker) machen vielmehr den *kontinuierlichen* Eingriff der Arbeitsdimension in die Biographie von Industriearbeitern zur Regel. Deshalb sind die Verlaufsstrukturen auch "bürgerlichen Berufskarrieren" sehr unähnlich (cf BHRDT 1982:18ff, ähnlich BHRDT 1975). Häufig greift eine erzwungene Veränderung der "Arbeitsbiographie" noch in späteren Lebensabschnitten in den lebensgeschichtlichen Verlauf ein (s. Willi Becker). Gelegentlich modifizieren zufällige Konstellationen den Lebensablauf (s. Gisela Kersting).

Insgesamt sind die biographischen Verlaufsstrukturen von Industriearbeitern, gerade weil sie gewöhnlich "Arbeitsbiographien" gleichen, äußerst wechselvoll und diskontinuierlich. Der Einfluß der Arbeitsdimension läßt eine kohärente intentionale "Planung" nicht zu.

2.2.3.3 Arbeit und konditionelle Determination

Die Verlaufsstrukturen der vorliegenden Biographien zeigen deshalb eine deutliche Kumulation entscheidender Schaltstellen auf den "Niveaus" 3 und 4 (s.o.), d.h. im Bereich überwiegend konditioneller Ereignissteuerung. Zumindest sind bei den entsprechenden "Stationspunkten" Prozessoreinflüsse wirksam, die sich der intentionalen Handlungsdisposition des Biographieträgers weitgehend entziehen (Firmenkonkurs, Entscheidung des Vaters, restriktive Arbeitsbedingungen, "Muß-Heirat" u.ä.).

Gleichwohl ergeben sich aus dieser deskriptiv zu beobachtenden Häufung keineswegs identische "Verlaufsfiguren". Während bei Gisela Kersting und Ernst Hellberg ein gewisser "Aufwärtstrend" in Richtung (begrenzter) intentionaler Verlaufssteuerung des Lebensablaufs erkennbar wird, zeigen sich bei Jürgen Mahnke und Willi Becker relativ stabile Strukturen - wenn auch auf unterschiedlichen "Niveaus". Jürgens biographische Verlaufsstruktur "pendelt" sich nach einer stark außen-gesteuerten Berufsfindungsphase auf dem "Niveau" 3 "ein". Die äußeren Umstände (Schichtarbeit, mangelnde Qualifikationsmöglichkeiten im Betrieb) reduzieren zwar umfassende intentionale Handlungsperspektiven, aber sie lassen dem Biographieträger doch soviel Dispositionsspielraum, daß er "das Beste aus der Situation machen" kann. So ist Jürgen beispielsweise - wengleich widerstrebend - in der Lage, sich für einen Vorarbeiterposten zu entscheiden, weil ihn der höhere Lohn reizt. Willis biographische Orientierung fixiert erfolgreich das "Niveau" 2. Trotz dramatischer "Bruchsituationen" (Krieg, Firmenkurs, temporäre Berufskrankheit) gelingt es ihm, seinen übergeordneten biographischen "Plan" (qualifizierte Arbeit mit großem Handlungsspielraum) aufrechtzuerhalten und weitgehend intentional zu agieren.

Allerdings wäre es verfehlt, die Unterschiedlichkeit der Verlaufsstrukturen gleichsam verschiedenen "Typen" proletarischer Lebensabläufe zuzuordnen. Sowohl die "Aufwärtstrends" bei Ernst Hellberg und Gisela Kersting als auch die relative Konstanz bei Willi Becker und Jürgen Mahnke sind virtuell bedroht. Willi deutet am Ende seiner Haupterzählung perspektivisch eine Verschlechterung seiner beruflichen Arbeitssituation an. Giselas, Ernsts und Jürgens Arbeitsbiographien sind in ihrem Fortgang aktuell durch Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit gefährdet. Legitim erscheinen indessen zwei Hypothesen:

- (1) *Lebensabläufe von Industriearbeitern und -arbeiterinnen sind eher durch die einschränkenden Bedingungen der Lohnarbeit determiniert als intentional "geplant". Fälle von beruflichen "Karrieren" dürften die Ausnahme sein und werden aufgrund sozialer Erfahrungen gewöhnlich auch nicht angestrebt. Die günstige Konstellation eines relativ großen biographischen Handlungsspielraums (s. Willi Becker) entsteht vermutlich nur auf der Basis hoher Arbeitskompetenz und Arbeitsidentität. Interessanterweise ist diese Konstellation nicht notwendig mit hoher sozialer Aufstiegsmotivation verknüpft.*
- (2) *Die objektive Einschränkung intentionaler Einflußnahme auf den biographischen Ablauf ist keineswegs mit der Preisgabe persönlicher Handlungsspielräume verbunden. Kumulationen von Stationen, Schaltstellen und längeren Lebensphasen auf dem "Niveau" 3 bei den vorliegenden Verlaufsstrukturen deuten an, daß intentionale Dispositionen mit geringerer Reichweite durchaus getroffen werden können. Zeitlicher Rahmen solcher Dispositionen ist nicht die Lebenszeit, sondern die *Alltagszeit* (cf auch ALHEIT 1982c). Der völlige Zusammenbruch intentionaler Steuerung durch äußere "Ereigniskaskaden" (cf SCHÜTZE 1981:97) bildet auch in Arbeiterbiographien nur die Ausnahme. Eine Häufung derartiger "Kontrolldefizite" müßte schließlich zum "Zusammenbruch der Handlungsorientierung" führen (cf ebd.:99f). Jürgen Mahnke deutet an einer dramatischen Stelle seiner Lebensgeschichte vergleichbare "Kontrollverluste" an.*

Wenn diese Hypothesen plausibel sind, dann erscheint es naheliegend, die verlaufsstrukturelle Analyse, die sich auf den *lebenszeitlichen* Rahmen bezieht, durch eine Untersuchung der in den biographischen Erzählungen enthaltenen *alltagszeitlichen* Aspekte zu ergänzen. Für eine solche Untersuchung eignen sich hervorragend markierte "Geschichten", also explizit *narrative* Sequenzen, die schon von ihrer Anlage her einen alltagszeitlichen Rahmen wählen müssen (cf dazu ausführlich ALHEIT 1982b und c). Auf der zweiten Interpretationsebene sollen deshalb Einzelerzählungen, die sich auf "Arbeit" beziehen, näher analysiert werden.

2.3 Interpretationsebene II: Thematische Analysen

"Erzählenswert" sind nicht nur lebensgeschichtlich relevante Ereignisse, die zu "Einschnitten", "Brüchen" oder Veränderungen des biographischen Verlaufs beigetragen haben ("Stationsergebnisse"). Vielmehr gehören dazu auch die "kleinen Geschichten" des Alltags aus dem Betrieb, der Familie, dem Sportverein. Schon ein "Minimum an Abweichung von den 'normalen' Prozessen", auf die sie sich beziehen,

reicht aus, um sie aus dem Alltag herauszuheben und ihnen den Charakter des Einmaligen, Besonderen, des Witzigen, Tragikomischen - eben des "Erzählenswerten" - zu geben (cf ALHEIT 1982b:12).

Soziologisch interessant ist nun nicht nur das Erzählenswerte - die "Pointe" - für sich genommen, sondern gerade das Spannungsverhältnis zwischen dem "besonderen" Ereignis und dem "normalen" Alltag, vor dessen Hintergrund ein Ereignis als "Abweichung" erst erzählenswert wird. Umgekehrt kann der "Alltag" - als selbstverständlich vorausgesetzt und daher nicht explizit thematisierter *Rahmen* (cf ALHEIT 1982b:4) - erst rekonstruiert werden, wenn er als Kontrast für eine "Komplikation" sichtbar wird. "Die Erzählhandlung transportiert eine doppelte Erfahrung: das besondere Ereignis als den *Anlaß* der Erzählung und die gewöhnliche 'Folie', die das Besondere erst *exponiert*." (ebd.:8) Die Analysen von einzelnen "Geschichten" zum Thema Arbeit eröffnen so einen Zugang zur Dimension der "normalen", *alltäglichen* Arbeitserfahrung, die in der verlaufsstrukturellen Perspektive der ersten Interpretationsebene nicht angemessen erfaßt werden kann.

Die vorliegenden Interviews enthalten - in der lebensgeschichtlichen Haupterzählung und der Nachfragephase - eine Vielzahl solcher abgrenzbaren Geschichten. Sie sind gewissermaßen der "Stoff", der den lebensgeschichtlichen Rahmen "füllt" und zu einer unverwechselbaren, "je meinen" Biographie macht. Aber sie sind keine bloßen Illustrationen oder - gegebenenfalls verzichtbare - "Ausschmückungen". Die erzählten Geschichten fügen sich nicht bruchlos ein in die lineare Perspektive des biographischen Verlaufs, sondern behalten eine eigenständige Qualität (cf dazu ALHEIT 1982b:23ff), die aus ihrer spezifischen "Sprachhandlungsgestalt" und ihrem alltagszeitlichen Bezug resultiert (cf ebd.:16f).

Dies läßt sich am Material konkretisieren: Die in den Interviews vorfindbaren Geschichten weisen darauf hin, daß die biographische Verlaufsfigur mit einer Dominanz konditioneller Ereignisverkettenungen im alltagszeitlichen Rahmen durchaus "unterlaufen" werden kann. Der Arbeiteralltag ist nicht so "fade" und fremdbestimmt, wie er aus der Perspektive abstrakter theoretischer Ableitungen erscheinen mag. Er ist vielmehr äußerst ereignisreich und wechselvoll und birgt eine Fülle sozialspezifischer Eigenheiten, die sich in erzählten "Komplikationen" wiederfinden. Viele solcher Komplikationen erscheinen "typisch": So erzählt Willi Becker beispielsweise ganze Folgen von Geschichten, die auf ähnliche Erfahrungskonstellationen referieren (Mißgeschicke, die er in den ersten Wochen als Soldat erlebt hat, oder Konflikte mit dem Meister an seinem jetzigen Arbeitsplatz). Gisela Kersting erzählt mehrere ähnlich strukturierte Geschichten über Auseinandersetzungen mit der Schwiegermutter oder über Probleme aus der Lehrzeit. Auch Jürgen Mahnke und Ernst Hellberg beziehen sich, wo sie *erzählen*, auf eher "typische" Besonderheiten.

Allerdings hat diese "Typik" nichts Plakatives. Gerade die Geschichten, die sich auf Arbeit beziehen, weisen eine differenzierte Facette von Erfahrungen aus - nicht nur im Vergleich der biographischen Erzählungen untereinander, sondern auch innerhalb ein und derselben Lebensgeschichte. Darüber hinaus besitzen die Geschichten eine Qualität, die analytischen Abstraktionen aus der wissenschaftlichen Außenperspektive fehlt. Das sehr komplexe Zusammenwirken einzelner "intentionaler" und "konditioneller" Momente der Arbeitserfahrung läßt sich zwar analytisch rekonstruieren; diese Rekonstruktion bleibt aber bis zu einem gewissen Grade künstlich. In den Erzählungen sind dagegen die interessierenden Erfahrungsaspekte gleichsam *in actu* repräsentiert. Man kann die Geschichten deshalb als eine spezifische Form "*exemplarischer Abstraktion*" betrachten. Die Handlungssituationen, auf die sie referieren, sind gewissermaßen "typische" Beispiele aus der Arbeitserfahrung des Erzählers, in denen die für ihn relevanten Aspekte *in ihrem Zusammenwirken* "sichtbar" werden.

2.3.1 "Dokumentierende Interpretation"

Diese Eigenständigkeit der narrativen Darstellungsform hat Konsequenzen für das hier angewandte Interpretationsverfahren. Die ausgewählten Textpassagen sind kein bloßes "Rohmaterial", das zunächst "line by line" deskriptiv verdoppelt wird (12) - etwa auf dem Wege einer "sozialwissenschaftlichen Paraphrasierung" (cf HEINZE/KLUSEMANN 1980). In einem zweiten Schritt erfolgt dann gewöhnlich die "analytische Rekonstruktion von Sinnstrukturen und Mustern" (cf ebd.: 105), die als "eigentliche Ergebnisse" der Interpretation gelesen werden. Im vorliegenden Kontext bleiben die Textpassagen vielmehr ergänzender *Bestandteil* der Interpretation. Zwischen Interviewtext und interpretativer Rekonstruktion in der Sprache des wissenschaftlichen Untersuchers besteht keine vollständige Korrespondenz, d.h. die Texte werden nicht in allen Details explizit "reformuliert", sondern nur im Blick auf bestimmte "Aufmerksamkeitsrichtungen" (HEINZE/KLUSEMANN). Die Dokumentation der Interviewpassagen dient daher nicht nur der konkreten Veranschaulichung und Kontrolle der Interpretationen. Sie sorgt auch dafür, daß die Komplexität und Differenziertheit der erzählten Lebensgeschichten auf der Stufe der thematischen Einzelfallanalysen noch weitgehend repräsentiert sind. Die notwendige Reduktion - im Sinne einer Verdichtung - der Ausgangsdaten zu Aspekten einer empirisch fundierten Theorie wird im hier verfolgten Forschungsprozeß also relativ weit "nach hinten" verschoben. Die Lösung vom konkreten Erzähltext und die Formulierung allgemeiner Hypothesen erfolgt - wie auf der Interpretationsebene I - erst in der den Einzelfall übergreifenden Betrachtung (s. 2.3.2 dieses Teils).

Der Interpretationsprozeß läßt sich folgendermaßen beschreiben: Ausgangspunkt der Analyse sind die in jedem Interview enthaltenen und in den Verlaufsprotokollen (s. S.87) markierten "Geschichten" mit thematischem Bezug auf "Arbeit". Da es - zumindest bei den längeren Interviews (Willi Becker, Gisela Kersting) - nicht möglich ist, alle narrativen Sequenzen in diesem Rahmen zu interpretieren, müssen Geschichten *ausgewählt* werden. Leitendes Prinzip für die Auswahl der zu untersuchenden narrativen Sequenzen ist erneut - wie bei der Auswahl der Interviews (s. S.80ff) - der *Vergleich*; diesmal allerdings zwischen "Fällen" *innerhalb* einer Lebensgeschichte. Bezugspunkt für den Vergleich - gewissermaßen die "Aufmerksamkeitsrichtung" - ist die Frage, welche konkreten Aspekte des komplexen "Bezugs auf Arbeit" in den Geschichten thematisiert werden.

Praktisch wird so vorgegangen, daß die aus den jeweils schon analysierten Geschichten extrahierten Bedeutungsaspekte mit den noch nicht kodierten Sequenzen verglichen werden. Ergeben sich in einer Geschichte neue Gesichtspunkte, die noch nicht erfaßt worden sind, so wird diese ebenfalls für die Untersuchung herangezogen usf. - bis alle in einem Interview thematisierten Aspekte der Arbeitserfahrung berücksichtigt sind. Im weiteren Verlauf der Analyse werden auch nicht-narrative Textpassagen miteinbezogen, sofern sie weitere Bedeutungsaspekte enthalten oder relevante Hinweise auf Widersprüche und Zusammenhänge zwischen den einzelnen Aspekten liefern, die sich aus der Analyse der narrativen Sequenzen allein nicht ergeben.

Der erste Schritt der thematischen Analyse besteht also in der Differenzierung und "Kodierung" der in einem Interview thematisierten Aspekte der Arbeitserfahrung. Die Benennung dieser Aspekte und ihre Gruppierung nach dem Kriterium thematischer Nähe sind selbstverständlich eine Interpretationsleistung *aus der Perspektive des Forschers*. Die benannten und geordneten Kategorien haben jedoch *deskriptiven* Charakter, d.h. sie beanspruchen, die subjektive, in sich differenzierte Bedeutung zu erfassen, die der *Erzähler* "der Arbeit" im Kontext seiner Lebensgeschichte zuweist. Die Kategorien werden in einer Sprache gefaßt, die sich an der Sichtweise des Erzählers orientiert, aber auch mit der Sprache sozialwissenschaftlicher Theorien kompatibel ist (cf HEINZE/KLUSEMANN 1980:108).

Im zweiten Schritt folgt die *dokumentierende Interpretation* der ausgewählten Textsequenzen, gesondert für jedes Interview. Die Bezeichnung "dokumentierende Interpretation" (13) für das hier zur Diskussion gestellte Auswertungsverfahren verweist auf den oben bereits erläuterten Stellenwert der Dokumentation von Interviewpassagen als integralem Bestandteil des Interpretationsprozesses. Dokumentation und Interpretation haben verschiedene, sich ergänzende Funktionen im hermeneutischen Prozeß. Die "Geschichten" referieren auf konkrete Situationen (14), in denen jeweils bestimmte Aspekte des subjektiven Bezugs auf Arbeit aktualisiert werden. Sie repräsentieren den all-

tagsweltlichen Erfahrungszusammenhang aus der - retrospektiven - Binnensicht des handelnden Subjekts. Sie sind - wie SCHÜTZE sagt - diejenigen sprachlichen Texte, die der faktischen Handlungssituation "am nächsten stehen" (s. S.72), und damit die geeignetste, weil "authentische" Quelle für das (wissenschaftliche) Verstehen des interessierenden Erfahrungsbereichs. Andererseits sind die Geschichten - den narrativen Gestaltungsprinzipien unterliegend - bereits "kondensierte" Erfahrungen. Sie heben das - aus der Sicht des Erzählers - Wesentliche einer vergangenen Situation oder Ereignisabfolge hervor und sind damit Interpretationen und *Abstraktionen* - wenn auch in einer im wissenschaftlichen Kontext "unüblichen" Form. Die Geschichten brauchen nicht in eine wissenschaftliche Sprache übersetzt zu werden, wenn es darum geht, alltägliche Erfahrungszusammenhänge differenziert zu *verstehen*. Im Gegenteil, die "synthetische" Abstraktion zentraler Erfahrungsdimensionen in narrativ dargestellten komplexen Situationen ist diesbezüglich leistungsfähiger als eine analytische Wissenschaftssprache - allerdings nur *in den Grenzen der subjektiven Binnenperspektive*.

Der Vergleich unterschiedlicher Erfahrungsdimensionen, die innerhalb einer Lebensgeschichte und in verschiedenen Biographien thematisiert werden, die Bestimmung des Verhältnisses verschiedener Dimensionen untereinander und besonders die Bezugnahme auf Kategorien sozialwissenschaftlicher Theorien verlangen dagegen *analytische* Abstraktionen aus einer (wissenschaftlichen) *Außenperspektive*. Hier "sprechen" die Geschichten nicht mehr "für sich selber"; sie sind interpretationsbedürftig. An dieser Stelle setzen auch die im folgenden vorgelegten Interpretationen an. Die Möglichkeit des Vergleichs innerhalb des gesamten Interviewmaterials vorausgesetzt, werden die in den jeweiligen Textausschnitten thematisierten Aspekte der Arbeitserfahrung herausgearbeitet, so daß für jeden Einzelfall schrittweise das in der lebensgeschichtlichen Erzählung aktualisierte "Spektrum" subjektiver Bedeutungen von "Arbeit" rekonstruiert wird.

Schließlich sollen die aus den Interviews gewonnenen empirischen Erkenntnisse die Grundlage für eine kritische Auseinandersetzung mit bestehenden sozialwissenschaftlichen Konzepten bilden. Auch dazu bedarf es der Interpretation. Die Erzählungen können nicht unmittelbar mit Theorien konfrontiert werden. Auf der Grundlage der vier Einzelfallanalysen werden deshalb empirisch fundierte Hypothesen von höherem Allgemeinheitsgrad formuliert. Dabei steht die Frage im Vordergrund, wie die subjektive Bedeutung von "Arbeit" begrifflich so gefaßt werden kann, daß die empirisch vorgefundene Differenziertheit angemessen repräsentiert ist und zugleich eine kritische Bezugnahme auf andere wissenschaftliche Konzepte von "Arbeit" möglich wird.

2.3.1.1 Willi Becker

Willi Beckers Erzählungen, Berichte und Bilanzierungen zum Thema "Arbeit" beinhalten fast durchgängig ein charakteristisches Moment, das in den anderen Interviews nicht in dieser Form zum Ausdruck kommt: ein hohes *Selbstbewußtsein* in bezug auf die konkrete Arbeitstätigkeit und im Umgang mit Kollegen und Vorgesetzten. Dabei fällt zunächst auf, daß der Erzähler sich in der Regel nicht explizit als Person mit hohen fachlichen Kompetenzen oder anderen positiven Eigenschaften beschreibt. Es entsteht an keiner Stelle des Interviews der Eindruck, daß er sich gegenüber dem Interviewer selbst "darstellt", etwa um Anerkennung von jemandem zu erlangen, der einen höheren Sozialstatus hat. Willis Erzählungen sind im Gegenteil durch eine auffällige Bescheidenheit gekennzeichnet. Aussagen wie "das lag mir irgendwie" (I 36/1), "Der war scheinbar mit der Arbeit zufrieden ..." (I 111/10) oder "(scheinbar) hab ich also - wenig kaputt gemacht" (II 38/6) sind charakteristisch für die Art, in der er seine Fähigkeiten explizit "beschreibt". Auch sie kommen im Interview allerdings selten vor. Vielmehr wird an den konkreten Handlungssituationen, die er in einer Vielzahl von Geschichten darstellt, deutlich erkennbar, daß er über ein hohes Selbstbewußtsein und eine hohe Arbeitskompetenz verfügt, mit der er gleichsam "selbstverständlich" umgeht.

Bei genauerer Analyse des Textes zeigt sich (was bereits für die Interviewsituation angedeutet wurde), daß Willi Becker offensichtlich nicht an "Statusgewinn" interessiert ist und sein Selbstbewußtsein nicht primär aus der sozialen "Aufwertung" beispielsweise durch Vorgesetzte bezieht. Die folgende Textstelle liefert einen ersten Beleg für diese These. (Die Passage bezieht sich auf die ersten Erfahrungen in dem Großbetrieb "Mikon", wohin Willi nach seiner Arbeit im Automobilwerk "Aufa" gewechselt ist. Wie er die Stelle bei Mikon bekommen hat, erzählt er unmittelbar vorher.)

"Andern Tach angefangen
und da han -
war mir richtig unangenehm -
jetzt kam jetzt immer der - Hallenleiter -
und gab mä de Hand.
Vielleicht weil - der Schmidt auch mit dem=e gesprochen hatte
oder weiß ich was.
Und bi de anner sachte er kaum "guten Morgen" ne -
(un bi) mä kam hä an de Maschine
und drückte hm -
/"morjen" ((brummig))/
als wenn ich sin bester Kumpel wär ne.
Und da hatten doch die annern
sogar der Meister hatte Angst - for -
der hat geglaubt

*ich ich würde den gut kennen oder irgendwas.
Und dabi wars gar nit wahr - ne. - -
Da hatten se richtig Stoff -
wenn ich was gesacht /hab for den Meister -
dann hat ers mir gegeben. ((herzhaft lachend))/
Wa - wo die annern Schwierigkeiten hatten ne."
(I 122/17 - 123/19)**

Willi empfindet die scheinbar "vertrauliche" Begrüßung durch seinen Vorgesetzten nicht als Aufwertung, sondern als "richtig unangenehm". Er sieht sich von seinen Kollegen herausgehoben und beobachtet bei diesen auch entsprechende Ressentiments ihm gegenüber. Vor dem Hintergrund anderer Erzählungen (s.u.) wird sein Unbehagen in dieser Situation verständlich. Er hat ein ausgeprägtes Bewußtsein von dem Interessengegensatz zwischen Unternehmensleitung (der der Hallenleiter zugehört) und Arbeiterschaft. Der Zusammenhang der Kollegen untereinander und - im Konfliktfall - das Zusammenhalten gegenüber dem Arbeitgeber sind ihm besonders wichtig.

"Arbeitskompetenz"

Aus einer Vielzahl von Erzählungen geht hervor, daß Willi Beckers Selbstbewußtsein hauptsächlich auf seiner persönlichen Kompetenz im konkreten Arbeitsprozeß beruht. Bereits als Lehrling macht er die Erfahrung, daß er besser drehen kann als die älteren Kollegen, die zu dieser Zeit im Betrieb arbeiten. Willi erzählt, daß er schwierige Arbeiten macht, an die sich die Älteren nicht heranwagen aus Angst, ihre Fehler könnten als Sabotage ausgelegt werden (cf I 35/4 - 36/18), und fährt fort:

*"Un da hab ich das denn immer machen müssen.
So Schleifringe für die Maschinen -
alles was aus Messing und Kupfer war -
hat mir zwar der alte Meister immer das - prima gezeigt - ne.*

* Prinzipiell wird die Fundstelle der zitierten Passagen wie folgt am Ende des Zitats angegeben: römische Ziffer = Interviewrangfolge bei Mehrfachinterviews (z.B. I = 1. Interview); erste arabische Ziffer = Seitenzahl; durch Querstrich abgetrennte zweite Ziffer = Proposition. Intervieweräußerungen werden in den hier dokumentierten Textstellen weggelassen, sofern sie nur Zustimmung ("hm, hm", "ja" o.ä.) ausdrücken. Fragen und inhaltliche Äußerungen werden wiedergegeben. Die Numerierung der Zeilen (Propositionen) wird hier ebenfalls weggelassen.

Der hat au_ der
 der wollt n Buch schreiben über Wechselradberechnung.
 Da muß ich dann immer de - de Proben machen.
 /Rechnen konnt ich ganz gut -
 also sehr gut sogar. ((schneller))/
 Und da is der denn hochgegangen
 und hat gesacht
 "wenn der Junge die Arbeit macht
 die kein Geselle machen will
 dann soll der mal mehr" -
 hab ich mehr Geld gekricht also.
 Un das hab ich denn auch gekricht -
 da hatt ich immer fuffzig Mark Prämie zum Lehr_ Lehrlingsgeld
 noch gekricht. Ne? - -
 Das war -
 daheim braucht ich ja sowieso nix abzugeben
 war - ganz gut - damals for mich."
 (I 36/19 - 37/18)

Diese Erzählung belegt, daß Willi Becker in seiner Berufsausbildung - im Unterschied zu Jürgen Mahnke und Gisela Kersting - seine Fähigkeiten an schwierigen Arbeitsaufgaben erproben und eine hohe persönliche Arbeitskompetenz erwerben konnte, die vermutlich die Grundlage für sein selbstbewußtes, weitgehend "intentionales" Handeln im Verlauf seiner Arbeitsbiographie bildet (s. "Niveau 2" der Verlaufsstrukturanalyse).

Das "Kompetenzbewußtsein" ist nicht abstrakt. Damit unmittelbar verbunden ist ein Bezug zur Arbeit als *stofflich-konkreter Tätigkeit* ("Produzentenbezug" bei KERN/SCHUMANN, s.o.). Als einziger der vier Erzähler schildert Willi Becker sehr detailliert konkrete Arbeitsabläufe und Erlebnisse im Arbeitsprozeß selbst. Die folgende Geschichte aus der Zeit seiner Arbeit als Dreher in der Firma Wocker steht exemplarisch für eine Reihe ähnlicher Erzählungen auch über seine anderen Tätigkeiten (als Kontrolleur, in der Hochschule).

"Und da hatten se so ne alte Karussellbank - -
 da war ich auch von Anfang an dranne
 schon als Lehrjunge.
 Und die taugte wirklich nix
 in de Wurzel nix. Ne.
 Da war n altes Stahlmaß dranne -
 zum Runnerkurbeln -
 muß me gucken
 wie tief me war -
 und oben - an der Spindel war son - kleines Stahlmaß
 hatten se so - druffge - nietet.
 Und das war alles.

Das annere muß me an de Späne gucken. -
 Ne oder wenn
 ich hab dann ganz am Schluß immer die Uhr drangestellt
 ne Meßuhr
 und hab dann - nach der Uhr zugestellt ne?
 Noch soundsoviele Hundertstel oder was
 das geht auch.
 Ne man muß eben nur wissen wie. - -
 Da kam groß -
 warn vielleicht zwei drei Mann
 die überhaupt dadranne arbeiten konnten. -
 Die annern legten jedes Teil aufs Kreuz.
 Und die Teile warn nachher dann gewickelt
 schon fertig
 große Maschinen
 /solche Dinger -
 so Durchmesser ((zeigt mit den Händen))/
teure Maschinen auch.
 Und die wurden dann nochmal -
 oben der Rand gedreht n Zentrierränder -
 und innen drinne s Paket - ne -
 und dann rumgedreht
 und dann nochmal der annere Rand.
 Dann warn se fertig.
 Das warn meist Einbaumaschinen
 die gingen nach Naxos
 da nach Frankfurt am Main
 for so -
 die m__s is ja ne Schleifmaschinenfabrik.
 Und die han dann manchmal bi uns geguckt
 wie mä die machten -
 /die ham nur mit de Ohren gewackelt -
 daß die so genau paßten. ((lacht))
 Die wurden ja bi denen ingebaut. ((lachend))/ Ne? - -
 Also da muß me schon mi__ - mit allen Tricksen arbeiten. -
 Und das ha__ - ich hab das - schön abgeklebt
 immer mit Tesakrepp da oben
 daß - kine Späne in de in de - s Kupfer rinfiel von den Wik__
 Windungen
 was die Frauen da rin machten ne. - -
 Also da konnt me viele Geld kaputtmachen
 wenn me - eins aufs - Kreuz gelegt hat
 aber das is nie passiert. -
 I: Aber da durften dann auch nur die dran
 die s wirklich konnten ne
 /ja ich sage doch -

an der Maschine konnten
wenns drei Mann waren
waren viele.

Wenn ich mal krank war
und die andern zweie waren auch nicht
da ging kein Mensch dran.

Die blieben da ein Vierteljahr stehen - die Uffträge. ((liebhaft))/
Ne - krichten sie gar nicht zurechte.

Das ging gar nicht.

Jo ach das - - war schon ein dolles Ding
aber ich hab mein Geld dran verdient.

Da mußte mich jedesmal praktisch unnen -
anher an

was - an der - Drehbank so eine Planscheibe ist
(also) eine Karussellbank läuft ja /so rum eine ((klopft auf den Tisch
und verdeutlicht den Lauf))/
wie der Tisch

/eine Drehbank geht so rum
und das - und das war ja größer (natürlich) wie das Ding
ne so - - - ((demonstriert mit den Händen))/
dann erst Backen druffgemacht (.....)
und jedesmal wieder neu andrehen.

Das - die Uffnahme unten schon wieder drehn.

Jedesmal neu.

I: Jedesmal neu.

Plan drehen -

Rand andrehen

der muß ja genau passen

daß das wieder reinpaßt eine

und dann war die noch so komisch gebaut

da mußtest du mitm Kran so oben rein

und dann - so drücken

I: ah Gott ja

war tolle Arbeit. ((lacht))

Da hab ich am meisten immer geschwitzt

wenn die - wenn man sie ringemacht hat.

Ne - konntest du auch durch das Gewicht -

kannst du die -

I: verkanten und so eine

ja oder widder - wegschieben - eine?

Wenn man richtig drangehaun hat.

So feste konntest du die ja gar nicht anziehen.

Das war schon toll."

(II 82/5 - 87/6)

Schon an der unterschiedlichen "quantitativen" Gewichtung wird
deutlich, daß nicht in erster Linie die Tatsache, daß nur "zwei, drei

Mann ... überhaupt dadranne arbeiten konnten", oder die Anerkennung der Abnehmerfirma Naxos für das Erleben der eigenen Kompetenz verantwortlich sind, sondern die Auseinandersetzung mit der Maschine und dem Material selbst. Die Maschine "taugte ... in der Wurzel nix", man mußte "mit allen Tricksen arbeiten". Um an der primitiven Karussellbank schwere Werkteile auf Hundertstel Millimeter genau zu drehen, bedarf es nicht nur des Wissens, wie man die Maschine gewissermaßen "austricksen" kann, sondern auch hoher handwerklicher Qualifikationen, Erfahrung und eines Gefühls für Maschine und Material. Man muß an der Meßuhr und "an den Spänen" gucken, wie weit noch "zugestellt" werden muß, damit das Teil "genau paßt". Hinzu kommt die Verantwortung für den Wert der bearbeiteten Teile. Man kann "viel Geld kaputtmachen", wenn man "eins aufs Kreuz legt".

Willi Becker beschreibt einen Arbeitsprozeß, in dem er ganzheitlich gefordert ist: Körperliche Kraft, Feingefühl, Intelligenz, Erfahrung und Konzentration sind notwendig. Er beherrscht die Maschine, "überlistet" sie gewissermaßen und leistet Präzisionsarbeit, die über die Präzision der Maschine hinausgeht. Nicht passives Ausführen bestimmter Handgriffe, sondern aktives Handeln und *Verfügen über den Arbeitsprozeß* kennzeichnen diese Tätigkeit - eine Tatsache, die sich sogar in der Erzählweise im Interview niederschlägt. Willi erzählt äußerst lebendig und demonstriert engagiert die Funktionsweise der Maschine und seine eigene Tätigkeit.

Das Verfügen über den Arbeitsprozeß und die Möglichkeit, eigene Fähigkeiten und Überlegungen in die Herstellung eines Produkts mit einzubringen, sind in der Großindustrie (bei Aufa und Mikon) begrenzt. Auch in dem mittleren Betrieb Wocker war der Spielraum nicht beliebig (Akkord). Da dort jedoch nicht nur Serienproduktion, sondern auch Einzelteilerfertigung betrieben wurde und verhältnismäßig alte Maschinen verwendet wurden, waren die Dispositionsspielräume für den einzelnen (qualifizierten) Arbeiter relativ groß.

Wesentlich mehr Möglichkeiten, über den konkreten Arbeitsprozeß selbst zu bestimmen, bietet allerdings Willis gegenwärtige Arbeit in der technischen Werkstatt der Hochschule (besonders im Vergleich zu seiner Tätigkeit bei Aufa und Mikon). Willi Becker beschreibt eine komplizierte Arbeit, die er zur Zeit des Interviews für einen Doktoranden machen muß. Sie fordert sein Können und macht ihm Spaß.

*"Und for den bin ich jetzt grade dranne -
da mach ich alls so - kleine Arbeiten*

Nulleinser Blech

*also - dreimal so dicke wie n Haar ne -
also ganz scharfe Dinger.*

Mir macht das Spaß.

*Ich hab auch de Ruhe weg. Ne
aber jedem liegt das net - ne."*

(I 135/15 - 136/4)

Anschließend vergleicht er die Arbeit "in der Schule" mit der Tätigkeit, die er "hier" - bei Mikon, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft er wohnt - gemacht hat:

"Un - in der Hinsicht so mit der Arbeiterei -
also is das bi uns jetzt s_ schöner.

Weil-e - hier macht man ja praktisch nur ein Teil
und dann is Schluß.

Und (...) - es sei denn man is in der Montage
und kloppt die Dinger zusamm
aber normal macht man immer nur eins.

Nit nur - s ganze Leben nur ein Teil -
so nit.

Aber fuffzig von den - fuffzig von den -
und jetzt in der Schule macht man praktisch alles von Anfang bis
zu Ende

ob das drehen fräsen oder zusammenbauen is und alles
so is es eben schöner.

Ne daß man - dann sieht
was man au gemacht hat.

Dagegen in Großbetrieben sieht man das ja nit
da macht man ein Teil

und irgendwo wird zusammengebaut
und nachher is es n Panzer oder was ne.

Aber da sieht me ja
was rauskommt

ne was me - bi uns macht
sieht me. Ne? -

Das is das Schöne - dabei."
(I 136/5 - 137/12)

In der Hochschule fertigt Willi Becker ein Produkt "von Anfang bis zu Ende", was unterschiedliche Tätigkeiten beinhaltet. Die mehrfache Betonung, daß man dort (nicht nur "weiß", sondern) "sieht", was am Ende der eigenen Arbeit ("was man macht") "rauskommt", verweist auf die hohe Bedeutung der *sinnlichen Erfahrung* der eigenen Arbeit als einer produktschaffenden Tätigkeit. Ganzheitlichkeit des Produktionsprozesses und Einblick in den Verwendungszusammenhang des Produkts, aber auch die Möglichkeit, an der Konzeption eines Werkstücks mitzuwirken, betont der Erzähler noch einmal im zweiten Interview:

"Die Arbeit die da unten is
macht mir Spaß.

Also warum weil -

hab ich ja damals auch gesagt
hier dreht me irgendein Teil - -
meist - die wenigsten wissen

wo das drangehört -
 ne - Hauptsache hat=e - sine Minuten voll
 und wenn er Akkord macht
 oder der Tag is rum
 weiß ich was - -
 ne - aber da is doch was anneres.
 Da macht me eben von Anfang an das Stück
 was - irgendeiner Doktor macht oder s Diplom macht
 da macht man dann alles
 nit nur drehn sondern fräsen -
 wenn me - manchmal net direkt weiß
 was er jetzt damit machen will
 aber - so ungefähr weiß me s dann doch
 weil man mit dem Mann dann so viele dadrüber spricht -
 ne un - - meist sinds ja nit -
 hier - hier in der Firma kriecht me ja komplette Zeichnungen
 und da braucht man gar net zu fragen -
 da macht mans nach Zeichnung
 und dann hat sichs.
 Und wenns wirklich mal falsch is -
 ä is eben falsch.
 Aber da unten -
 erst mal sind das keine technischen Zeichner
 die uns das anliefern
 und - die machen schon viel falsch
 also was wir schon sehn
 und dann sprech mä mit denen
 und - un "warum muß das so sin
 warum kömmes nit so machen"
 was for uns dann einfacher is - -
 ne und das is eben in der - in der Schule besser."
 (II 2/9 - 4/7)

Die zitierten Textpassagen mögen vorerst genügen als Beleg für die zentrale Bedeutung der "Arbeitskompetenz" für Willis Selbstbewußtsein. Im folgenden soll gezeigt werden, welche Wirkungen dieses Kompetenzbewußtsein in konkreten Handlungssituationen hat, oder präziser: welche Handlungsmöglichkeiten Willi auf der Basis dieses Bewußtseins gewinnt. Die Analyse der relevanten narrativen Sequenzen legt eine Unterscheidung von drei Aspekten nahe:

- (a) Selbstbewußtsein in bezug auf den Lohn,
- (b) Selbstbewußtsein gegenüber Vorgesetzten,
- (c) Flexibilität und relative Autonomie in bezug auf die Arbeitsausführung.

(a) *Selbstbewußtsein in bezug auf den Lohn.* Willi Becker erzählt zu zwei Arbeitsplatzwechseln - von Aufa in die Firma Mikon und vom

Werkzeugbau in die Kontrolle bei Mikon - jeweils eine Geschichte über die Einstellungssituation, in der er Lohnforderungen stellt und schließlich auch durchsetzen kann. Daran wird deutlich, wie er den Wert seiner Arbeitskraft einschätzt. Die nachfolgende Erzählung bezieht sich auf den Arbeitsplatzwechsel bei Mikon nach seiner Operation an der Hand (s. auch die Geschichte über die Einstellung bei Mikon; I 127/1 - 122/13).

"Un da hab ich mich au vorgestellt bi dem - -
unner annerm wie ich die Treppe hochging -
ich sach

"wo is denn hier der der -
bi m Schmidt soll ich mich melden" ne. - -
Da sacht hä

"der sitzt oben -
was wolln se denn do?"

Ich sach

"ich soll mich da vorstelln" - ne.

"Na ja gehn se mal hoch". -

Ich da hoch - -

auf einmal - na ja - n Zeichnungen lesen -

"mal herkommen". -

Scheinbar - hatte der au keine Ahnung. -

Ob ich messen könnte und so -

sacht ich

"ich will ihnen mal was sagen

wenn se ewig im Werkzeugbau gearbeitet han -

müssen se auch /messen könn". ((ärgerlich))/ -

Na ja - und dann fing ich an - mitem Preis - also s Geld.

Da war ja ne annere Abteilung

gabs anneres Geld. - -

Hm - un da hat er was gesacht /von vier Mark und n paar Fennje.

((leise))/
Ich sach

"könn se vergessen -

machens gut".

Nja - kann ich ja weiter krankfeiern.

Han ich ja mehr Krankengeld gekricht

als wenn ich da verdient hätte.

Ich sach

/"da kann ich ja Zeitungen tragen.

Verdien ich ja mehr wie hier". ((verärgert))/
Auf alle Fälle war ich wieder Treppe runnergegangen -

da kommt mir der widder entgegen

den ich vorher gefracht hatte

sacht er

"wie dann - sind aber schnell fertig".

Ich sage

"nää das mach ich doch net - - -

so wenig Geld"

sag ich da.

"Ich komme von von nebenan hier vom Werkzeugbau -
und dann frägt der mich au noch
ob ich messen könnte".

Ich sach

"mit dem kanns doch nich ganz stimmen" - -

da sacht der

"nä nä komm se mal her -

ich bin hier nämlich der Chef - von der - Konstruktion. Ähä -
Kontrolle".

Un mit dem=e hochgegangen -

und das war so

der Schmidt der hat immer Leute ingestellt -

die in siner Kapelle gesp_

der hatte so ne Kapelle oder=e -

die er gut kannte also

Onkel - son - - Cousin son

also war eine - alles eine Sippsaf_ - Sippschaft.

Da die Kontrolle Inspektion. -

Ne - meist alle die Vorarbeiter warn

und hatten n bißchen was zu sagen

warn - mit äm verwandte. - -

Un da is er widder mit mir hoch und sacht

"Herr Schmidt - so geht das nit hier -

der kommt aussem Werkzeugbau -

und den brauchen mä".

Da sacht hä

"Herr Becker traun se sich zu

gleich am Anfang Laufkontrolle zu machen"

also das is Erstabnahme ne. -

Eh einer anfängt

da muß er ein Stück drehn - an der Maschine

und dann muß ichs abstempeln

und dann dürf er weiterlaufen lassen.

Sage "sicher". - -

Hh "alles klar -

Sie kommen gleich in Gruppe acht -

ham nit viel weniger Geld wie da".

Na und da hab ich dann da angefangen."

(I 127/1 - 130/18)

Die Geschichte dokumentiert, daß Willi 'weiß, was seine Arbeit wert ist'. Er stellt sich - im Bewußtsein seiner Qualifikation - vor und reagiert ärgerlich, als diese zunächst nicht erkannt wird. Die Fra-

ge, ob er "messen" könne - eine elementare Voraussetzung seines Berufs -, kränkt ihn. Wer einen qualifizierten Dreher so etwas fragt, hat offensichtlich "keine Ahnung", "mit dem kanns doch nicht ganz stimmen". Als der ihm angebotene Stundenlohn wesentlich unter dem liegt, was er vorher verdient hat, reagiert er ablehnend: "da kann ich ja Zeitungen tragen". Nicht der niedrige Lohn an sich, sondern die Zumutung, daß ihm ein Lohn angeboten wird, den auch Unqualifizierte ("Zeitungsträger") bekommen, verärgert ihn. Er will die Stelle nicht annehmen und nimmt damit in Kauf, möglicherweise arbeitslos zu werden (als Dreher kann er vorläufig nicht arbeiten) - oder eben wirklich "Zeitungen zu tragen". Daß nicht die Höhe des Lohns allein ausschlaggebend ist - obwohl der zugemutete Verlust erheblich ist -, wird daran deutlich, daß er bei seinem späteren Wechsel in die Hochschule durchaus eine nicht unbedeutende Lohneinbuße in Kauf nimmt - allerdings mit der Perspektive einer qualifizierten Tätigkeit und eines sicheren Arbeitsplatzes.

In der geschilderten Situation kommt vielmehr zum Ausdruck, daß Willi Becker nicht bereit ist, seine Arbeitskraft "unter Wert" zu verkaufen. Seine Selbsteinschätzung ist nicht unrealistisch. Der wirkliche "Chef" weiß seine Qualifikation zu schätzen: "der kommt aus dem Werkzeugbau, den brauchen wir". Er bietet ihm eine im Rahmen des Arbeitsbereichs vergleichsweise qualifizierte Tätigkeit an und bewilligt einen entsprechend höheren Lohn.

Vergleicht man Willi Beckers Verhalten in den Vorstellungssituationen mit Ernst Hellbergs oder auch Jürgen Mahnkes Lage beim Wechsel in das Stahlwerk, so wird deutlich, daß erst die hohe fachliche Qualifikation - zumindest subjektiv - die Möglichkeit schafft, überhaupt Forderungen zu stellen. Ernst weiß, daß er als Ungelernter objektiv keine Chance hat, seinen Lohn "auszuhandeln". Jürgen ist in einer persönlichen Situation ("Muß-Heirat"), die ihn ebenfalls zwingt, die gebotene Stelle zu den Konditionen des Arbeitgebers anzunehmen.

(b) *Selbstbewußtsein gegenüber Vorgesetzten.* In einer Vielzahl von Geschichten wird deutlich, daß Willi Becker seinen Vorgesetzten gegenüber sehr selbstbewußt auftritt. (Dies geht u.a. auch aus seinen Darstellungen der verschiedenen Einstellungssituationen hervor; s.o., auch I 109/7 - 111/11) Er läßt sich nicht in seine Arbeit "hineinreden". In verschiedenen Interviewsequenzen berichtet er von seinem Meister in der Hochschule, der häufig "miese Laune" (II 27/3) hat und mit den Kollegen umgeht wie mit "Lehrjungen" (cf II 23f), und bemerkt dazu:

*"mit mir meist nit ...
weil dann weiß hä -
ich schieße gleich zurück."
(II 27/5ff)*

"S doch minne Arbeit.
Wie ich das mache
kann dem doch egal sein.
Hauptsache ich kri_ das Teil fertig."
(II 23/25ff)

Die Gewißheit, daß er "das Teil fertig kriegt", das Selbstvertrauen auf seine Fähigkeiten, gibt ihm die Sicherheit, sich gegen Einmischungsversuche des Meisters in seine Arbeit zu wehren. Daß er sich nicht nur in der Hochschule so verhält, wo er zunächst kein Risiko eingeht, dadurch seinen Arbeitsplatz zu gefährden, dokumentiert die folgende Geschichte über einen Meister bei Mikon.

"Wie ich dann schon mal gesacht hatte -
ne also=e /stand ((lachend))/ ich da mal do -
und der Meister hat ja immer nur - "guten Tach" gesacht un - -
weg ware.

Jetzt kam er mal vorbei
hatt ich irgendwas gedreht -
und da - lief das - so gut
der Span lief gut ab in der kleenen Maschine - -
in d_ Becken
als wenn wenn - wenn man jetzt so Wolle aufdreht
lief das immer drinne rum.

Und da sacht er
/"oh das schneidet aber prima ne". ((übertrieben))/
Sach ich

/"ja ja". ((im gleichen Tonfall))/ - -

Und ich sage
"wie dann - kann ich die Späne mitnehm". - Ne -
sacht der

"ja - könn se mitnehm".

Ging weiter.

Bis uff - n Hauptweg
auf einmal kam hä wieder zurück -
sacht er

"nä nä - Sie könn die Späne hier nit mitnehm -
was wolln se denn damit machen?" - Ne

ich sach

"ich will mir n Fahrrad stricken". - -

Seit der Zeit is der überhaupt nich mehr nach mä gekomm.

Der /hat nur noch gegrüßt vom Weiten. ((lachend))/ ((lacht))"

(I 114/8 - 115/18)

Auch unter den Arbeitsbedingungen der Großindustrie gelingt es Willi Becker, so weit wie möglich seine Handlungsautonomie in bezug auf den konkreten Arbeitsprozeß zu wahren. Auf humorvolle, aber unmißverständliche Art bedeutet er dem Meister, daß er keine Einmi-

schung in seine Arbeit wünscht - und sei es auch nur in der Form eines "wohlwollenden" Kommentars.

In Auseinandersetzungen über fachliche Fragen behauptet Willi Becker seine Position gegenüber anderen, unabhängig von deren formaler Qualifikation und betrieblichen Position. Daß er dabei häufig recht behält, was sein Kompetenzbewußtsein wiederum stärkt, läßt sich mit mehreren Geschichten belegen. So erzählt Willi beispielsweise davon, daß bei Wocker eine neue Maschine angeschafft wird, an der er arbeiten soll (cf II 89/1 - 97/5). Aufgrund der technischen Verbesserungen werden die Zeitvorgaben auf den Akkordkarten erheblich verkürzt. Er beschreibt, wie er die Maschine ausprobiert:

"Ich hab de Teile gedreht -
die ersten Teile -
denke
"verdammte Sch_ -
komm ich gar nit mitte hinne mit dem Preis" -

...

s ging net.

Gabs dreizehn Minuten vor
und wenn dreizehn Minuten rum warn
war ich immer noch net fertig ne. -

Ja hab ich nix gesacht. - - -

Nochmal versucht

ne annere Serie. - -

Ging einfach net. -

Unmöglich - - ne?

Ich hab - konnt betimmt - konnte das einigermäßen gut ne?

Aber das warn unmöglich."

(II 90/13 - 91/9)

Aufgrund der Einschätzung seiner eigenen Leistungsfähigkeit zweifelt er keinen Moment an seinem Arbeitsvermögen, sondern geht sofort zur Betriebsleitung:

"ich sach

/"wo habter die Preise her? -

Stimmt doch nie im Leben" - ne?

Ich sag

"ich verlange

daß ihr neu abstoppt". - Ne?

"Oder ich will genau wissen

wo ihr die Preise her habt".

S geht ja net

die könn ja net vorher - zwanzig Minuten geben

und nachher nur noch zehne

nur weil se ne neue Maschine gekauft han. ((engagiert))/"

(II 91/11 - 91/23)

Daraufhin muß die Betriebsleitung ihre Rationalisierungsabsichten preisgeben und von dem Auftrag an die Herstellerfirma der Maschine berichten, von der auch die neuen Zeitvorgaben stammen. Noch einmal schildert Willi Becker detailliert seine "Tests" an der Maschine:

"Nä da hab ich noch -
bi der zweiten Serie - -
immer ingespannt -
wenn die dreizehn Minuten rum warn
Maschine abgestellt
das Teil war noch gar net fertig -
rusgeworfen
s nächste genomm -
n neues /wieder ingespannt
nach dreizehn Minuten widder rusgeschmissen. ((lachend))/
War ja kaputt - ne?
Ich sage
"nix is -
das stimmt net". -
"Ja das" -
so könnt ich das net machen - ne?
Hatte mir sogar so ne so ne Uhr geholt - vom Prüffeld
die zurückläuft
ne gibt doch so Eieruhren auch
auf dreizehn Minuten
da hats gerappelt -
dann wieder - abgestellt - runnergeschmissen -
war ich stur. -"
(II 92/5 - 93/5)

Er versucht gar nicht erst, ob er vielleicht in 15 oder 16 Minuten mit dem Teil fertig wird, sondern geht davon aus, daß er es in der vorgegebenen Zeit schaffen müßte. Er nimmt sein eigenes Leistungsvermögen als Maßstab dafür, was überhaupt an der Maschine möglich ist. In der Überzeugung, daß auch kein anderer die geforderte Leistung erbringen kann, verlangt er von der Betriebsleitung eine Aufklärung des Sachverhalts.

"und da hab ich dann oben welchen gesacht
"holt die Leute hierher -
die das gemacht han.
Wenn der das in zehn Minuten macht -
mach ichs in neun".
Und tatsächlich han se zweie geholt.
Von der Firma.
Und dann ham mä durchgedreht. -
Dann hat der /an der neuen Maschine ((lachend))/
statt -

*mir krichten nur zwanzig
der hatte siebenundzwanzig Minuten dranne gemacht -
und von hundert Stück hatte der noch fast - fünfundsiebzig
Ausschuß.*

*A da warn se aufgeschmissen. -"
(II 93/8 - 93/21)*

In der weiteren Erzählung ergibt sich eine zusätzliche Pointe: Da der Betriebsleiter die Anschaffung der neuen Maschine vor der Fabrikinhaberin rechtfertigen muß, täuscht er einen Rationalisierungseffekt durch entsprechende Modifikation der Zeitvorgabe und des Umrechnungsfaktors vor, was Willi Becker einen höheren Lohn einbringt, als er an anderen Maschinen verdienen kann (cf II 93/22 - 96/5). Mit einem Unterton der Schadenfreude über den mißglückten Versuch der Firmenleitung, ihren Profit zu steigern, resümiert Willi:

*"A die hatten sich auf alle Fälle schön blamiert die Zweie
warn ein Meister da und ein - Ingenieur von der Firma - -
aber die han dann auch gesacht
"ja wir han das ja au nit usgerechnet.
Das geht doch gar net".*

...

*ich sage
"guckte ihr wollt au nur Maschinen verkaufen". - - -
Ne die konnten ja praktisch au
die sollten uns jetzt vormachen
und es ging net.
Die haben mit Holzklötzen gearbeitet
mit an - /allen Schikanen
aber s ging net. ((lachend))/
Ich sach
"for den Preis da - konnten wirs früher schon machen.
Und besser.
Und an aalen Maschinen".
(II 96/6 - 97/5)*

In einer anderen Geschichte erzählt Willi Becker von einem Konflikt mit einem neuen Meister aus der Zeit seiner Kontrolltätigkeit bei Mikon (II 58/17 - 66/9). Als Laufkontrolleur ist er für die Erstabnahme zuständig, d.h. er muß ein Werkstück kontrollieren, ehe es in Serie gefertigt werden kann. Im dargestellten Konfliktfall stellt er einen Fehler fest, den der Meister abstreitet. Willi verweigert die Abnahme trotz heftiger Beschimpfung durch den Meister:

*"und ich sage
"is wunderbar alles nur -
ihr müßt mehr drinne lassen in der Bohrung -
is kein Schleif(maß) mehr drinne".*

Die wurden hinterher geschliffen.
 "Da sin nit drei Zehntel drinne
 da sind noch zwei Hundertstel drinne"
 sag ich. -
Ach hat der mich zurechte gemacht.
Ich wär n Friseur - n Bäcker n Arschloch.
 Der neue Meister
 ich sage
 "tut mir leid
 das Dingen kann ich dir net abnehmen". -
 "Ja dann schreib drauf -
 'Abnahme verweigert'". -
 Konnt ich ja au machen ne.
 Ich sage
 "s gut" -
 ich sage
 "wenn Sie s auf Ihre Kappe nehmen wolln" -
 ich - druffgeschrieben
 "Abnahme verweigert"
 Datum druff ne
 Unterschrift
 ich sage
 "ich sages Ihnen jetzt schon
 wenn se die alle so machen"
 waren fuffzig Stück -
 "die sind alle kaputt.
 Alles Ausschuß".
 (was - ich) sollte abhauen
 wär n blödes /Schwein -
 hat mich vor der Mannschaft vielleicht mies gem_ ((lachend))/
passiert au - ne?
 Ich sage
 "ehe ich mich mit Ihnen zanke
 geh ich weg -
 schreibens druff Ab"
 also ich hab druffgeschrieben
 "Abnahme verweigert" - -"
 (II 60/14 - 62/8)

Der Konflikt löst sich am nächsten Tag. Der Meister und Willi Becker werden zum Chef gerufen, wo Willi seine Verweigerung begründet, ohne dabei jedoch die heftigen Beschimpfungen des Meisters zu erwähnen, was diesem noch mehr geschadet hätte. Denn Willi behält recht, und der Meister wird in eine andere Abteilung versetzt (cf II 62/9 - 66/9).

Die beiden Beispiele belegen anschaulich, daß Willi Becker aufgrund seiner hohen fachlichen Kompetenz soviel Autorität besitzt,

daß er seinen Entscheidungs- und Handlungsspielraum in bezug auf seine Arbeit auch gegenüber Vorgesetzten (Meister, Betriebsleitung) behauptet. Er ist bereit und fähig, im Zweifelsfall einen ernsthaften Konflikt einzugehen und zu bewältigen. Dabei geht es ihm - wie im zuletzt dokumentierten Beispiel deutlich geworden - um die Auseinandersetzung in der Sache, nicht um persönliche Vorteile. Er hätte den Meister wegen seines persönlichen Fehlverhaltens (Beschimpfungen) bei dessen Vorgesetzten "schlecht machen" und damit sein eigenes Handeln zusätzlich positiv herausstellen können. Es geht ihm offensichtlich nicht um Rechthaberei. In der dargestellten Situation ist ausschlaggebend, daß er nicht bereit ist, im Rahmen seiner Kontrollfunktion für etwas verantwortlich zu zeichnen, das er als fehlerhaft erkannt hat, und sich auch nicht von der Autorität des Meisters beeindruckt läßt. Daß er nicht daran interessiert ist, recht zu haben um jeden Preis, mag ein letztes Beispiel belegen, das im übrigen auch sein Selbstbewußtsein als qualifizierter Arbeiter gegenüber Akademikern (Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern der Hochschule) verdeutlicht.

In der Werkstatt der Hochschule fertigt Willi Becker z.T. sehr komplizierte Werkstücke für wissenschaftliche Zwecke. Mit den meisten Professoren und Mitarbeitern kann er gut zusammenarbeiten. Seine Vorschläge und Kritik werden dankbar angenommen (cf II 3f). Allerdings "sind natürlich n paar dabei ...", mit denen eine Kooperation nicht möglich ist (II 30/7). Willi beschreibt, daß er in solchen Fällen nicht auf der Richtigkeit seines Urteils besteht, sondern - gewissermaßen "innerlich lachend" - das Verhalten des betreffenden Hochschullehrers beobachtet:

"Die wissen alles besser un - -
na da sag ich au nix.
Da mach ich dann immer so wi__ -
was se uffgezeichnet han
und gebs ihnen.
Ich sehs ganz genau
s paßt nit.
N_ bi denen sag ich aber nix. -
Für die annern würd ich sprechen -
sag
"hör ma
guck mo -
vielleicht isses doch falsch
was de"
oder "guck mal
ob das richtig is".
Brauch ja net zu sagen
obs falsch is ne?
Ich sach

"das kommt mä so komisch vor". - -

Und die meisten gucken dann

"ja ja hast recht -

muß so rum" oder so.

/Aber wenn der kommt -

da sag ich nix.

Un hat was uffgezeichnet

der krichts au so gemacht. ((bestimmt))

Weil ich weiß

s lohnt sich net

mit dem sich anzulegen. - Ne?

I: Der wills dann doch besser wissen ne

/Der der macht das

der nimmt das auch glatt so -

sacht

"das is richtig -

machen se s nur so"

auch wenns falsch is.

Er kanns gar ni gebrauchen. ((aufgebracht)) - -

I: Und dann wird er s auch hinterher net zugeben ne?

Nää.

Deshalb - das lohnt sich gar net.

Aber die Leute -

die kenn mä dann schon. Ne

und da kommt er dann ne Woche später widder runter

mit ungefähr m /selben Teil ne

nur etwas anners. -

Was solls. ((lachend)) / ((lacht herzlich))

/Da weiß me s ja au

daß s net richtig war. ((lachend))

Aber ich sage trotzdem nix.

Das gibts.

Aber naja die meisten sind in Ordnung. -"

(II 30/8 - 32/24)

An dieser Geschichte wird nicht nur deutlich, daß Willi Becker in handwerklich-technischen Fragen kompetenter ist als die akademisch ausgebildeten Ingenieure und Wissenschaftler, die ihm oft fehlerhafte Zeichnungen - "sind ... keine technischen Zeichner die uns das anliefern" (II 3/18f) - als Vorlage geben. Interessant ist auch die Art und Weise, wie er gegenüber den Akademikern mit seiner Überlegenheit umgeht. Pointiert könnte man sagen, er ist nicht nur der fachliche, sondern auch der "sozialpsychologische" Experte der Situation. Willi Becker "kennt" die Wissenschaftler, die ihm die Aufträge geben, und "weiß", mit wem er "sprechen" kann und bei wem es sich nicht "lohnt". Entsprechend weist er indirekt, durch vorsichtige Andeutungen ("das kommt mä so komisch vor") auf den Fehler hin, ohne dabei

seine Überlegenheit offen auszuspielen und dem Wissenschaftler seine (auch bezüglich der "Praxis" vermeintlich höhere) Kompetenz streitig zu machen; oder er "sagt nichts" und fertigt das fehlerhafte Teil an. In diesem Fall prognostiziert und beobachtet er - nicht ohne innere Schadenfreude - , daß der Betreffende kurze Zeit später das gleiche Teil, jedoch in korrigierter Form in Auftrag gibt - offensichtlich in dem Glauben, Willi Becker würde es nicht bemerken.

(c) *Flexibilität und relative Autonomie in bezug auf die Arbeitsausführung.* Der dritte Erfahrungsbereich, in dem Willi Beckers fachliche Kompetenz unmittelbar handlungsrelevant wird, ist die Ausführung der konkreten Arbeitsaufgaben. Bereits in einigen der oben zitierten Erzählsequenzen (besonders in den Passagen über die alte Karussellbank und die Tätigkeit in der Hochschule) ist deutlich geworden, daß Willi in der Ausführung ihm gestellter Arbeitsaufgaben weitgehend autonom und sehr flexibel handelt. Dies bezieht sich allerdings nicht nur auf "handwerkliche" Arbeitsprozesse (Beispiel: Karussellbank). Sein im Werkzeugbau erworbenes Kompetenzgefühl überträgt sich auch auf seine Tätigkeit als Kontrolleur und bildet die Grundlage für einen vergleichsweise großen Entscheidungs- und Handlungsspielraum in der Wahrnehmung kontrollierender und organisatorischer Aufgaben. Die folgende Passage verdeutlicht diesen Aspekt:

"Ja ich bin -
(Tolerierungsgrad gesehn)
ich mein
als Dreher oder -
meist sind so - viele
die neu anfangen.
Die wissen ja net
wo was drankommt
aber ich wußtes da drüben au -
weil ich ja überall rumkam.
Wenn jetzt einer so ne große Schnecke gedreht hat
hat so irgendeinen Durchmesser - praktisch unner Maß gedreht
was gar nit drauf ankommt
was sowieso frei läuft - ne.
Das is ja nit schlimm. - - -
Dann hab ichs - uffgeschrieben
uffgezeichnet
ha bin dann - bi de Techniker gegangen
auf das technische Büro -
(Tolerierungsgrad oder Abstand) gezeigt
"hier so und so
is das noch gut?" -
"Aber selbstverständlich".
Ne - und hab das weiterlaufen lassen.

Den Schein hab ich mir natürlich uffgehoben ne?
 Wenn nachher mal Irgendwas kam - -
 weil ich muß ja min Nümmerchen druffkloppen.
 Aber - es gibt viele dann
 die machen dann auch
 /"(.....) und der -
 guck mal der an -
 was der so Scheiße baut" ((lästernd))/ ne.
 Das mach ich net.
 Hab ich auch da drüben net gemacht. Ne?"
 (II 50/I - 51/14)

Der Textausschnitt belegt, daß Willi Becker auch in seiner Tätigkeit als Kontrolleur flexibel mit der Arbeitsaufgabe umgeht und selbständig Entscheidungen trifft, die über den vorgegebenen Handlungsrahmen hinausgehen. Wenn - wie im Beispiel - das fertig gedrehte Werkstück von den vorgeschriebenen Maßen abweicht, könnte er es aussortieren und bräuchte sich keine weiteren Gedanken darüber zu machen. Aufgrund seiner Kenntnis des gesamten Produktionsprozesses - weil er "überall rumkam" - kann er jedoch einschätzen, ob die Abweichung vom vorgegebenen Maß die Funktionstüchtigkeit des entsprechenden Teils in seinem weiteren Verwendungszusammenhang beeinflusst oder nicht. Voraussetzung für sein Urteil ist dabei nicht nur die Kenntnis des Produktionsablaufs - im übrigen keine Selbstverständlichkeit in einem großen Werk wie Mikon (15) -, sondern auch seine Facharbeitererfahrung als Dreher. Allerdings schätzt er seinen Entscheidungsspielraum und die Risiken eines Fehlurteils realistisch ein und sichert sich durch Rückfrage bei den zuständigen Technikern ab.

Dieses Beispiel mag als Beleg für den angenommenen Zusammenhang zwischen Arbeitskompetenz und Handlungsautonomie im konkreten Arbeitsprozeß genügen, da dieser Aspekt in den meisten der hier diskutierten Textpassagen mitenthaltend ist. Das Beispiel berührt allerdings noch einen anderen Aspekt, der auf den zweiten großen Komplex des von Willi Becker thematisierten "Bezugs auf Arbeit" verweist: auf die Bedeutung der *Kollegialität*. Obwohl Willi in der oben dokumentierten Erzählung den Grund für sein Handeln nicht expliziert, ist es - unter Berücksichtigung des gesamten Interviews - unwahrscheinlich, daß er aus "Geltungsdrang" so gehandelt hat. Vielmehr können wir annehmen, daß seine Identifikation mit der Arbeit und die "Sensibilität" für den Wert des Materials eine gewisse Rolle spielen. Das vorrangige Motiv ist aber vermutlich die Berücksichtigung des Interesses seines Kollegen, der das Werkstück gedreht hat und für "Ausschuß" nicht bezahlt würde. Hier deutet sich die enge Verbindung zwischen Arbeitskompetenz und Kollegialität an, die sich in vielen Erzählsequenzen dokumentiert.

"Kollegialität"

Ähnlich wie "Arbeitskompetenz" bezeichnet "Kollegialität" in der vorliegenden Interpretation eine komplexe Erfahrungsdimension im subjektiven Bezug zur Arbeit. Das kollegiale Verhältnis am Arbeitsplatz hat in Willi Beckers Erzählungen einen hohen Stellenwert. Aus informellen Gesprächen mit ihm, aus anderen Interviews, Einzel- und Gruppengesprächen mit ehemaligen Arbeiterinnen und Arbeitern der Firma Wocker geht hervor, daß dort ein besonderes, fast "familiäres" Verhältnis unter den Kollegen bestanden hat. Auch in Willis Interview gibt es Hinweise darauf:

"und bi Wocker hats mir eigentlich ganz gut immer gefalln.

Das war - n Familienbetrieb -

so - nit direkt n Familienbetrieb

aber einer kann n annern un - -

Spaß und Blödsinn ham mer immer gemacht un -

d_ dollsten Dinger - -

was - woanners gar nit vorkommt -

wenn irgendeiner Geburtstag hatte

oder - Führerschein gemacht hatte oder irgendw_

ham wer immer was gebaut - ne. - -

Un au au so - Betriebsvergnügen ..."

(I 102/3 - 102/14)

Willi Becker erzählt im Interview selbst nicht von den angedeuteten Erlebnissen bei Wocker, was mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen ist, daß er bereits in den Vorgesprächen zum Interview eine Fülle von Geschichten über Streiche, Späße und gemeinsame Unternehmungen mit den Kollegen bei Wocker erzählt hat. Im Interview gibt es eher indirekte Hinweise auf den besonderen Charakter des kollegialen Zusammenhangs bei Wocker (z.B. zum gemeinsamen Urlaub mit Kollegen; cf I 177/3). Außerdem muß berücksichtigt werden, daß Willi Becker wie sehr viele seiner Kollegen in unmittelbarer Nachbarschaft des Betriebs gewohnt hat (cf I 182) und daß ganze Familien bei Wocker gearbeitet haben. Auch Willi hat seine Frau dort kennengelernt.

Vor dem Hintergrund dieser Zusatzinformationen und einer gegenwärtig im Forschungsprojekt "Arbeiterbiographien" bearbeiteten Betriebsgeschichte der Firma (I6) kann davon ausgegangen werden, daß Willi Becker in seiner 25jährigen Betriebszugehörigkeit bei Wocker Erfahrungen gemacht hat, die auch seine späteren Erwartungen an einen kollegialen Zusammenhang am Arbeitsplatz entscheidend geprägt haben. Die positiven Erfahrungen bei Wocker beziehen sich dabei nicht nur auf gute, z.T. freundschaftliche Kontakte der Arbeiter untereinander, sondern auch auf kollektive Erfahrungen als *Lohnarbeiter*. Willi deutet beispielsweise kollektive Strategien an, den Akkord zu unterlaufen (cf II 74/18ff).

Wie die "Arbeitskompetenz" beinhaltet auch die Erfahrung der "Kollegialität" unterschiedliche Aspekte, die hier in zwei Gruppen differenziert werden:

- (a) soziale Beziehungen der Kollegen untereinander,
- (b) kollegiale Solidarität gegen den Arbeitgeber ("Lohnarbeiterstandpunkt").

(a) *Soziale Beziehungen.* Äußerungen wie "ich bin noch nie mit einem angeeckt" (II 15/9) oder "bin mit denen allen gut gefahrn" (II 47/6) kommen im Interview mehrfach vor und liefern deutliche Hinweise auf die hohe Bewertung eines guten Verhältnisses zu den Kollegen wie - via negationis - auch die ausführlichen Erzählungen über Streitereien und unkollegiales Verhalten an Willi Beckers gegenwärtigem Arbeitsplatz. Aus seinen Erzählungen und Berichten über den Arbeitsalltag geht hervor, daß er sich stets darum bemüht hat, fair mit seinen Kollegen umzugehen. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von Situationen, in denen er als Kontrolleur gearbeitet hat. Denn:

"... das sind au grade kine - angesehenen Leute ne.
Weil die müssen ja praktisch die Arbeiten von den annern nachgucken
und was nix is - -
mußte denen widdergeben oder -
Ausschuß machen un -
Ich hatte ja nur Erstabnahme gemacht. -
Aber ich mit - bin mit denen da allen gut gefahrn.
Die grüßen mich heut noch.
Dabi hätten se die annern Kontrolleure am liebsten immer
abgeschwartet - ne.
Warum
ich hab au kine Reklame gemacht.
Wenn mal einer was kaputtgemacht hat -
hab ich das Teil genomm
die Karte genomm -
ohne bi uns Bescheid zu sagen.
Überhaupt m Meister -
"gucken se mal hier -
is kaputt".
Oder so auf deutsch -
"Herr Lehrer ich weiß was".
Bin ich zu dem Mann gegangen
ich sag
"hör mal hier -
gucke mal.
Meß mal langsam nach - -
und dann sachste mir Bescheid
ob de das abgeben kannst".

Hat er irgendwie n Neues gemacht
hats mir wiedergebracht.
Ne - (was soll ich da) - Reklame machen -
for annere - ne? -
(...) ging alles.
Und so s hab ichs da - drüben immer gemacht."
(II 46/18 - 48/12)

Dieses Beispiel ist typisch für eine Reihe von Darstellungen (cf auch II 24f), in denen Willi Becker verdeutlicht, wie er sich gegenüber Kollegen verhält. Von besonderem Interesse ist dabei, wie er ihnen gegenüber mit seiner hohen fachlichen Kompetenz umgeht. Er beschreibt:

"Also ich war schon immer so - -
was ich weiß und kann -
und ich sehe -
wenns einer anders macht
dann sag ich dem das auch. -
Und ich bin noch nie mit einem angeeckt
also ich sachs net so
"blöder Hund was machst denn jetzt"
sondern immer
"versuchs mal so rum
das geht einfacher".
Denn manche machen ja da n Geheimnis rus
ne die - /die machen sich noch hinterher machen se -
reiben sich ins Fäustchen ((reibt sich die Hände))/
und sagen
"guck mal
was der Idiot gemacht hat".
Ne - is doch so -
der eine hat die Arbeit schon hundertmal gemacht
der anner macht se zum ersten Mal
un macht se eben falsch dann. Ne?"
(II 15/4 - 16/14)

Es wird deutlich, daß Willi Becker seine fachliche Überlegenheit nicht gegenüber anderen ausspielt. Im Gegenteil, er macht kein "Geheimnis" aus seinem Wissen und seiner Erfahrung, sondern gibt sie an andere weiter, wie folgende Geschichte belegt.

"au wo der Udo bi uns anfang bi Wocker
sag
"komm her
ich will dir das mal zeigen"
weil ich hab alls gesehn
er guckte uff de Uhr.

Da gabs soundsoviel Minuten vor
 und da mußte er n Loch rinbohrn
 plandrehen
 usdrehn
 und reiben -
 /und dann war die Zeit schon lange rum
 und da hatt er gar nix verdient ((lachend))/
 ne - (warum war so) -
 am Anfang is jeder vorsichtig ne (wie der) -
 "na komm her
 ich will dir das mal instelln
 hier so rinschießen
 mitem Bohrer durch
 einmal nachher reiben
 fertig".
 Sag
 "jetzt guck uff de Uhr.
 Jetzt haste was verdient".
 (II 16/16 - 17/19)

An einem anderen Beispiel wird noch deutlicher, daß Willi Becker seine Arbeitskompetenz nicht nur nicht "gegen" seine Kollegen, sondern unmittelbar in ihrem Interesse einsetzt. Er beschreibt, wie er durch schnelles und geschicktes Arbeiten als Kontrolleur die Ausfallzeiten für die Arbeiter an den Maschinen möglichst kurz halten oder sogar vermeiden kann.

"viele können das gar nit.
 Weißte
 die sind dann so uffgeregt -
 ich meine
 die - rufen dich ja irgendwie -
 was ich gemacht hab da drüben.
 Erstabnahme. - -
 Wenn se jetzt Irgendne Maschine umgebaut han
 und drehen s erste Teil.
 Und das muß ich eben nachmessen.
 Genau nachmessen.
 Und wenn das dann stimmt -
 dann kann ich eben ne Laufkarte abstempeln
 und auch - das Teil -
 und dann könn die fahren.
 Wenn die annern hinterher nit stimmen
 das - das geht mich eigentlich nix an. Ne?
 Die gehn sowieso nachher dann in die Kontrolle die annern. - -
 Aber die - die meisten machen dann n bißchen langsam
 und da können die ja nit - weiterarbeiten.

Die wollten dann - wollten au kin Fehler machen
 nää ich wollte ja auch kinen machen.
 Ne aber - ich hab geguckt
 da kommts drauf an -
 da alles gemessen -
 zack zack -
 au schnell -
 mä lag das halt
 und ich konnte das ja auch
 ich hab ja immer - mit so Zeug zu tun gehabt -
 Meßinstrumenten. - -
 Und ab - weiter
 konnten se weiterfahren.
 Sonst m_ hätten se ja ne Dreiviertelstunde
 oder weiß ich was -
 manche gingen dann an n Ablaufbock
 und han da geguckt
 obs läuft un
 ich mein
 das hab Ich au gemacht
 ich habs au aufem Futter gelassen
 habe gesacht
 "laßts erst druffe
 ich halt de Uhr dran" - ne -
 die wußten das schon
 wenn ich kam.
 Und dann konnten se weitermachen.
 Hatten se immer ne Stunde oder was -
 konnten se verdienen dabei. Ne?
 Weil normal dürfen se net weitermachen dann ne."
 (II 52/10 - 55/10)

Diese Schilderung ist übrigens eine der wenigen, in denen durch die Sätze "ich hab geguckt da kommts drauf an - da alles gemessen - zack zack - au schnell" der Eindruck eines "Eigenlobs" entstehen könnte. Auch der Erzähler scheint dies zu bemerken, denn er versucht, das Gesagte zu bagatellisieren, indem er fast entschuldigend hinzufügt: "mä lag das halt und ich konnte das ja auch". Hierbei bedeutet "Können" offensichtlich kein persönliches Verdienst; er führt es nicht auf seine eigenen Leistungen und Anstrengungen zurück, sondern eher auf zufällige Bedingungen: "ich hab ja immer - mit so Zeug zu tun gehabt - Meßinstrumenten". Die Erzählung ist insofern charakteristisch für Willi Beckers Selbstdarstellung, als er - wenn überhaupt - seine Fähigkeiten nur in Verbindung mit einer konkreten Situation hervorhebt, in der er gleichzeitig in irgendeiner Weise den Aspekt der "Kollegialität" thematisiert.

Bezogen auf alle Interviewpassagen, die auf "Arbeit" referieren, gewichtet Willi Becker den Aspekt der "Kollegialität" mindestens genauso hoch wie den der "Kompetenz". Er berichtet beispielsweise, daß er sich gegenüber Ausländern - im Gegensatz zu einigen seiner Kollegen - ebenso um ein faires Verhalten bemüht hat wie gegenüber Deutschen (cf II 69/6 - 70/8; 70/9 - 74/4; 74/5 - 75/5) und auch in Streßsituationen am Arbeitsplatz versucht hat, gut mit den Kollegen "zurechtzukommen":

"Und das is dann schon ma ne Belastung
dann - biste grade irgendwo
als Laufkontrolleur
du weißt ja nie -
welche Ab_
du bist ja für die ganze Halle zuständig.
Ein Mann. - -
Ne - jetzt stellen se auf einmal sechs sieben Maschinen um -
ne da hängen se alls hinner dä
und machen dich dann wild
/'los komm mit mä" ne
"das - is eilig".
Und ("näã mä könn)
mä han schon so viele Fehlstunden" ((drängend))/ ne.
Da mußte eben versuchen
daß de dann da
I: hin und her und so (.....)
mit denen - zurechtekommst.
So ich sach
"komm si ruhig -
damals weißte noch?
Warte ne halbe Stunde noch".
Erst den nächsten genommt."
(II 55/11 - 56/12)

Die zitierten Textpassagen verdeutlichen hinreichend Willis Ansprüche an sein eigenes Verhalten gegenüber Kollegen. Es gelingt ihm offensichtlich sogar in einer Rolle, die ihn strukturell in einen Interessengegensatz zu seinen Kollegen bringt (Kontrollfunktion im Interesse des Unternehmers), diesen gegenüber solidarisch zu handeln. Allerdings erwartet er umgekehrt Respekt und Fairneß der Kollegen ihm gegenüber: "Ich laß mir natürlich auch nix gefallen" (II 18/2), sagt er bestimmt und erzählt, wie er sich gegen einen ungerechtfertigten Vorwurf eines Kollegen erfolgreich wehrt (II 18/3 - 19/9). In einem anderen Vorfall geht es um die Verletzung seiner persönlichen Integrität. Er wird gleich an seinem ersten Arbeitstag bei Aufa von einem Kollegen beschuldigt, einen Bohrer gestohlen zu haben (cf I 111/12 - 113/12). Als dieser ihm nicht glaubt, reagiert Willi Becker aggressiv:

"da hab ich ihn gleich durch die Kiste gepackt
und hatten so - gleich so hergezogen.

"Das sach noch einmal
daß ich geklaut hätte
sonst hau ich dir eine auf de Prime!"
sach ich.

Un da kamen se gleich angelaufen -
au von unten der Meister - -
da hat der sich praktisch nachher entschuldigen /müssen
((lachend))/
aber - er meint

"so dürfen se das au nit machen" ne
ich sage
/"wenn der sacht
ich hätte geklaut -
kricht er eine". ((bestimmt))/
Ich sage

"und wenn ich dann gleich wieder heimgehe".

Un da ham die mich dann do - ganz in - Ruhe gelassen praktisch."
(I 113/13 - 114/7)

In dieser Situation ist offensichtlich ein Punkt erreicht, an dem Willi Becker im Rahmen seines gewöhnlich erfolgreichen Handlungsmusters - sachliche, ruhige Auseinandersetzung unter Kollegen - an Grenzen stößt. Er wählt spontan eine andere Reaktionsweise und nimmt dabei sogar in Kauf, seine Stelle zu verlieren: "und wenn ich dann gleich wieder heimgehe".

Dieses Beispiel weist bereits darauf hin, daß der für Willi zentrale Erfahrungsbereich "Kollegialität" sich weit mehr seinen intentionalen Steuerungsmöglichkeiten entzieht als der durch Kompetenz beeinflussbare Arbeitsprozeß selbst. In vielen Schilderungen von Konflikten und ärgerlichen "Kleinigkeiten" an seinem gegenwärtigen Arbeitsplatz wird deutlich, daß er häufig der "Betroffene" ist und nur partiell aktiv werden kann, um die Situation zu verändern. Es gelingt ihm nicht, durch seine Aktivitäten ein kollegiales Verhältnis in der Werkstatt herzustellen, wie er es sich vorstellt. Zu viele Faktoren (viele Kollegen, verschiedene Einzelinteressen, ein unsolidarischer Meister u.a.) liegen jenseits seiner Einflußmöglichkeiten: "je mehr Mann - je schlechter wirts" (II 6/16f).

"... hat dann auch jeder mehr Mann gekricht.
Früher war der Glasbläser alleine -
dann dann warn Zweie
und jetzt hat er ja auch schon n Lehrjungen
un das is
alles stimmt net mehr so -
wies am Anfang war.

Und warum - - -
der eine sacht - -
da_ -

se hetzen sich gegenseitig uff ne -
"hast dann gehört -
das und das hat der gesacht".

Oder genau wie jetzt - ..."

(II 20/3 - 20/16; es folgt eine Geschichte über einen aktuellen Vorfall in der Hochschule, den Willi als Beispiel für unkollegiales Verhalten und Intriganz anführt; cf II 20/15 - 22/10)

"Und das is eben -
weiß net -
sin mehrere Klübchen.

Früher ham mä immer alle ein Fest gefeiert -
und heute m_ - macht de Schreinerei n Fest
un - wir machen nächste Woche eins

in Schwarzenberg
mit unser Werkstatt - ne -
das war früher net.

Das sind alles schon so Klübchen."
(II 14/9 - 14/18)

"... weiß ich net
wie mä das überhaupt wegkriegen (da unten)
das geht g_ das geht
glaub ich
nit mehr. Nää. Hm - - -

Am Anfang wars wirklich besser. - - -
Da ham wer immer son kleenes Fest gemacht for alle -
ho - is nix mehr drinne.

I: Geht nit' mehr.

Geht nit mehr. ((kurzes resigniertes Lachen)) - -
Und der Udo hats scheinbar au schon ingesehn
der versuchts nämlich au nit mehr.

Ne geht au net. - - -"

(II 36/22 - 37/16)

Willi Becker sieht kaum noch eine Chance, die erwünschte Kollegialität herzustellen, und resigniert. Das gegenwärtige Arbeitsklima und die antizipierte Verschlechterung durch den Ausbau der Hochschule und arbeitsorganisatorische Veränderungen sind die Gründe für Willis Unzufriedenheit mit seiner aktuellen Arbeitssituation. Auch durch seine vorübergehende Tätigkeit als Vertrauensmann in der ÖTV kann er seine Einflußmöglichkeiten auf die Arbeitssituation kaum vergrößern. Wieder konstatiert er einen deutlichen Unterschied zu seinen Erfahrungen in der IG Metall bei Wocker.

"da han se alle zusammengehalten.
Da war aber auch fast jeder in der Gewerkschaft.
Aber bi uns isses doch so -
von zehn Mann
die re_ direkt mit mir arbeiten
si_ sin nur dreie drinne."
(II 7/14 - 8/4)

Die Gewerkschaft - als die Organisation kollegialer Solidarität -
enttäuscht ihn (in der Hochschule):

"... hier erfährt man ja gar nix ne.
Die kommen praktisch an -
und n rufen dich an und sagen
"in ner halben Stunde ham mä Sitzung".
Das is doch Mist sowas.
Ne warum und was se da machen wollen
das sagt auch keiner vorher
da - sitzen me zwar dabei
aber du weißt gar ni_
um was sichs handelt.
Oder kannst -
wenn de
ich meine
wenn de vorher weißt
es geht um das und das
kannst dich ja n bißchen erkundigen oder sonst was
aber da sitzte dabei wie n - Blödi praktisch
und wartst bis Schluß is
und dann gehste wieder weg ne.
Und das war schon immer so in der Schule -
is heut noch so.
Die kommen an und sagen äh äh - -
halbe Stunde vorher -
"heut Abend wolln mä" -
war jetzt au widder -
hatten se von der ÖTV
da wollten se Vertrauensleute wählen un -
vorschlagen wegen Hauptpersonalrat und Personalrat -
/halbe Stunde vorher. ((ärgerlich))/- -
Das is doch bestimmt zu machen
daß man das schon ne Woche vorher weiß. -
Und das klappt einfach net in der Schule.
Oder ich hab auch schon forn Karl auch hier gesagt -
ich sach
"Karl du kommst nur mal hierher -
wenn wieder Wahlen sind".

"Sonst liebt dich gar net blicken."
(II 8/15 - 10/16)

Bei Wocker dagegen: "wußt mä immer Bescheid praktisch. Egal was da lief." (II 11/12f) Der Informationsaustausch, eine grundlegende Voraussetzung für solidarisches Handeln, "klappt einfach nicht". Damit sind auch Willi Beckers individuelle Möglichkeiten der Einflußnahme begrenzt. Ohne die notwendigen Informationen nimmt er wie ein "Blödi" an den Gewerkschaftsversammlungen teil.

(b) *Kollegiale Solidarität gegen den Arbeitgeber* ("Lohnarbeiterstandpunkt"). In der bisherigen Interpretation ist bereits angedeutet worden, daß Willi Becker in seiner Arbeit auch das Interesse seiner Kollegen berücksichtigt oder seine Kompetenz sogar unmittelbar zu ihrem Nutzen einsetzt. In den folgenden Interviewsequenzen wird dies noch deutlicher, wobei ein Aspekt hinzukommt, der hier als "Lohnarbeiterstandpunkt" bezeichnet wird. Damit sind nicht so sehr bewußte kognitive Entscheidungen für die Wahrnehmung des "Klasseninteresses" in offenen Konfliktsituationen mit dem Unternehmer gemeint, sondern eher "selbstverständliche" Handlungsdispositionen in alltäglichen Arbeitssituationen - etwa der Konsens unter den Kollegen, nicht den Akkord zu brechen, oder das selbstverständliche Ausnutzen jeder Möglichkeit, nicht nur für sich, sondern auch für die Kollegen möglichst viel Lohn "rauszuholen".

In Willis Erzählungen über seine Tätigkeit als Laufkontrolleur wird der "Lohnarbeiterstandpunkt" besonders deutlich. Hier steht seine Arbeitsaufgabe ja unmittelbar im Interesse des Arbeitgebers. Das folgende Beispiel dokumentiert, wie Willi seine Kontrollfunktion dagegen im Interesse der Kollegen ausnutzt:

"Mehrarbeit schreiben -
könn ich da drüben auch. -
Wenn se jetzt Teile krichten
wo eben - viel -
von der Schmiede hauptsächlich
ne das eine hat die Maße
und das anner is -
statt dem Durchmesser isses eben so ne Ecke größer.
Und da muß er ja irgendwie for - Geld mehr kriegen.
Das is heute alles so knapp berechnet - -
ich sach
"dreh die Guten schon alle
und die Schlechten laß liegen".
Wo s meiste (druff is).
Eins muß ich ja irgendwo vorzeigen ne.
Wenn ich n Mehrarbeitschein - geschrieben hab.
Ich sach

"gucken se mal hier - -
 so und so" -
 "na is in Ordnung".
 Und manche
 /"du kannst mir nit erzählen
 sind drei Stück dabi". ((anherrschend))/
 Ich sach
 /"komm - heb -
 mach die einen weg -
 die Schlechtesten heb uff" ((gelassen))/ ne.
 Aber - - -
 jo die han au nit gerne gesehn
 daß ich da uffhörte."
 (II 48/14 - 49/22)

Willi Beckers Verhalten in der geschilderten Situation ist sicher nichts Außergewöhnliches. Immerhin deutet er aber an, daß andere Kontrolleure keineswegs in dieser Weise gehandelt, sondern sich mit den Interessen der Betriebsleitung identifiziert haben und nicht bereit sind, den Arbeitern die Möglichkeit zum Mehrverdienst zu geben. In einer anderen Passage des Interviews berichtet Willi, daß er sogar ausdrückliche Verbote der Unternehmensleitung überschritten hat, um das für ihn selbstverständliche und legitime Lohninteresse der Kollegen durchsetzen zu helfen.

"Mä sind sogar abends da rüber gegangen
 und hän Teile rusgeholt ussem Lager - ne.
 Han den Schrott weggemacht
 was se versaut hatten
 ich wußte wo
 ich habs net geholt
 aber ich wußte
 wo se lagen.
 Oder s war auch verboten - -
 die Karten -
 wenn jetzt der Monat zuende is - -
 was se da gemacht han -
 in der Zeit bis zum Monatsende -
 die Karten müssen se abgeben -
egal jetzt
 wie hoch se rutschen im Akkord.
 Und da kanns ihnen natürlich passieren
 daß se dann am - -
 n paar Tage später kommt einer runner
 und stoppt den ab -
 weil se so viele abgegeben han praktisch.
 Ne wenns zu viele is. Ne - -

und das wissen ja die Leute
die selber rechnen da - ne -
wissen se meist.

(Sagen)

"(du die) Scheine mußte noch n paar Tage uffheben
mußte ne neue Löhnung von machen".

Das war for mich verboten.

Und ich hab dann die Karten in n Kittel gesteckt
habs vergessen abzugeben ne. -

Also praktisch mit dem annern Monat

und dann wenn der erste oder wa_ -

Stempel druff -

in den Kasten rin - ab.

Wars forn annern Monat ne.

Und das -

die wußten genau

wo se hinne gehn mußten - ne?

Durft natürlich auch kine Reklame machen ne.

Da biste immer so -

I: so auf der (...) - Scheideweg ne?

/Ja ((lachend))/ ((lacht))"

(II 56/13 - 58/16)

Wie gesagt, die Beispiele sollen hier nicht als Beleg für außer-
gewöhnliche "Taten" eines besonders "klassenbewußten" Arbeiters inter-
pretiert werden. Sie dokumentieren vielmehr *alltägliche* Formen des
Handelns und der Wahrnehmung des Lohnarbeiterstandpunkts "im Klei-
nen". Dazu gehört beispielsweise auch das selbstverständliche Eintre-
ten für einen Kollegen, der wegen seiner mangelnden Sprachkenntnis-
se seinen Arbeitsauftrag falsch ausgeführt hat. Willi Becker trägt den
Fall den Vorgesetzten vor und setzt sich für eine Regelung der Vergä-
be von Arbeitsaufträgen ein, die den Problemen ausländischer Arbei-
ter Rechnung trägt (cf II 70/9 - 74/4).

Aber nicht nur gemeinsames Handeln mit anderen (z.B. "die Teile
aus dem Lager holen" oder die aktuelle Arbeitsniederlegung in der
Hochschule; cf II 12) oder das Eintreten für die Interessen anderer,
sondern auch die Wahrnehmung des eigenen Lohninteresses muß in
diesem Zusammenhang genannt werden. So erzählt Willi Becker bei-
spielsweise, wie er durch fachliches Können und geschickte Organisa-
tion des Arbeitsablaufs beim Drehen von Einzelteilen - gemessen an
der tatsächlichen Arbeitszeit - relativ mehr Lohn für sich erzielen
konnte (cf II 76/10 - 80/7).

Wenngleich hier der "selbstverständliche" Charakter alltäglichen
Handelns im Lohnarbeiterinteresse betont wird, bedeutet das nicht,
daß dieses "unbewußt" oder "instinktiv" begründet ist. Die folgende
Geschichte läßt erkennen, daß Willi im Konfliktfall sehr bewußt den
Lohnarbeiterstandpunkt vertritt. Er erzählt von einer Auseinanderset-

zung mit seinem Kollegen Max im Betrieb Wocker. Max ist zu dieser Zeit in der Arbeitsvorbereitung tätig und Betriebsratsvorsitzender.

"N ich war unten -
praktisch als wie als Meister for de Dreher
hm - und da hatt mä son paar Mann dabei
die warn schon ewig bi Wocker
der Werner Kolbe
der lebt heute noch in Burgdorf
die konnten halt nit mehr so.
Und ich konnte ihnen praktisch - n paar Lohnstunden uffschreiben
- ne?

Wenn se jetzt ne Maschinenreparatur hatten
oder ham ma - Transport gemacht
was geholt
oder weiß ich was - -
und da kam doch nachher der Max runner und meinte
ich würde bescheißen - -
ich würde den de Löhnung voll machen -
ich sage

"Max wenn du das meinst
is gut." -
/"Ja - wenn das nit uffhört
geh ich nachem Chef". ((barsch))/ -
Ich sage
"is gut -
mä gehn gleich ruff - -
ich geh mitte".

Ich sag
"aber eins sag ich dir vorher" - -
ich hab nämlich n Max sine Arbeit
was er - früher immer gemacht hat -
nachher so zwischendurch nur gemacht als Meister.
Und da hatte er vergessen
sine Bücher mitzunehmen -
von den ganzen Jahrn
wo hä sine Löhnung gemacht hatte. -
Uns hatte er immer gesacht -
"nit mehr wie neunzig Minuten abgeben"
(also do) fuffzig Prozent
und mir hatten aber - hundertsechzig Akkordstunden -
und der Rest war nur - Lohnstunden
Maschinenputzen oder sonstwas.
Und bi m Max wars ungefähr - - - fast annersrum.
Der hatte - hunnert Betriebsratsstunden
und den Rest so hoch abgerechnet
wies net ging.

Aber net nur einmal -
 die ganzen Jahre. -
 Also hat er doch - immer gesteuert selber sine Löhnung -
 so wie er wollte -
 ob er nun eins oder zwei Betriebsratsstunden mehr uffgeschrieben
 hat
 das kann ihm ja kinner nachweisen.
 Ich sach
 "Max aber dann nehm ich die Bücher mitte.
 Kannst dich druff verlassen.
Wenn einer beschissen hat -
 dann warst du s". - - -
 /Und das hatt ich nu vor son paar Mann gesacht die ((lachend))/ - -
 da war er natürlich sauer - ne?
 Ich sach
 "Max du kannst mich am Arsch lecken"
 ich sach
 "minen Posten kannst du kriegen". / - - ((zündet sich eine Zigarette
 an))/
 Ich sach
 "ich kann noch arbeiten. -
 Ich geh au widder an de Maschine" ne? -
 "Wenn du nachem Meier willst"
 ich sach
 "sach mir nur Bescheid.
 Ich geh nur runner
 und hol dine Bücher".
 Und miten Max
 ich mein
 mä han uns öfters gezankt
 aber miten Max kann man sich auch wieder vertragen.
 Ne der kommt dann wieder an
 /"war doch net so gemeint
 weißt doch Bescheid" ((brummig))/ ne?
 Und ich bin ja au nit nachtragend.
 Das is vergessen - ne.
 Nachher kam er (...) runner
 meinte
 /"hast ja Recht gehabt -
 aber gib mir doch mine Terminbücher". ((verschwörerisch))/
 Ich sach
 "Max - /solange du dich nit änderst -
 bleiben die bi mir. ((lachend))/
 Ich will dich nit erpressen"
 sag ich
 "aber so ungefähr is es". ((lacht laut))

Ne wenn hä
ich wollte beschissen -
dabi hab ich dem mine Stunden noch
die ich noch
weil ich brauchte ja nix abzugeben ne.
Sicher hab ich n bißchen gemogelt
ich wollte ja nit
daß der - gar kin Geld mehr krichte.
Der war au schon - ewig bi Wocker gewesen ne.
Der Werner Kolbe.
Und heute is es ja teilweise so in den Firmen -
da brauchen se dann in dem Alter auch gar nit mehr so viele zu
bringen.
/Es is ja auch gar nit möglich. ((engagiert))/
Wenn man das Alter überschitten hat irgendwie -
kann me ja net - arbeiten wie n Zwanzigjähriger
oder weiß ich was.
Aber da wollt hä -
war er böse.
Hab ich ihm=e noch gesagt
"he - Geld verdirbt n Charakter he"
Ja. - - -"
(II 41/10 - 46/13)

In dieser Situation vertritt Willi Becker offensiv, daß er "gemogelt" hat, um dem älteren Kollegen zu einem Lohn zu verhelfen, den dieser aufgrund seiner Akkordleistungen nicht mehr erzielen kann. Der Hinweis, daß man "heute in den Firmen" als älterer Arbeiter nicht mehr so viel "bringen" muß, macht deutlich, daß Willi die damalige Regelung in der Firma Wocker ablehnt und "Mogeln" als legitimes Mittel betrachtet, um einen "gerechten" Lohn zu erzielen. Daß er in dem geschilderten Konflikt durch Zufall ein Druckmittel gegenüber seinem Kollegen Max in der Hand hat, hilft ihm, seinen Standpunkt durchzusetzen. Aus der Erzählung kann jedoch geschlossen werden, daß er auch ohne diese "Unterstützung" so gehandelt hätte. Die Sicherheit, daß er "noch arbeiten kann" - im Gegensatz zu Max, der seit jahrelanger Tätigkeit in der Arbeitsvorbereitung und als Betriebsrat nicht mehr "an der Maschine" steht - ermöglicht ihm, im Zweifelsfall auch auf seinen (Vorarbeiter-)Posten zu verzichten.

Grenzen der Handlungsautonomie

Die bisherige Analyse macht plausibel, daß das zunächst relativ "einfache" Konstrukt "Selbstbewußtsein in der Arbeit" als äußerst komplexer Bezug auf Arbeit interpretiert werden muß. Die beiden Hauptdimensionen "Arbeitskompetenz" und "Kollegialität" sind in sich diffe-

ferenziert und stehen auch untereinander in vielfacher Wechselbeziehung. Erst in der biographischen Perspektive wird dabei hinreichend verständlich, wie sich Willi Beckers Kompetenzbewußtsein und die darauf beruhende relative "Handlungsautonomie" entwickeln konnten. Auch die hohe Bedeutung der Kollegialität (in Verbindung mit der Arbeitskompetenz) kann erst im Kontext der langjährigen Arbeitserfahrungen im "Familienbetrieb" Wocker angemessen verstanden werden. (Eine Einstellungserhebung beispielsweise könnte die biographische Tiefe von Aussagen über Willis gegenwärtige Arbeitssituation - Streit mit Kollegen, Kritik an der Gewerkschaft usw. - nicht aufdecken.)

Das bisher herausgearbeitete Bild von Willi Beckers Bezug zur Arbeit wäre jedoch unvollständig, ja verzerrt, wenn es mit der Betonung des relativ großen Spielraums für intentionale Handlungssteuerung abgeschlossen würde. Auch Willi Beckers "Autonomie" in der Arbeit sind eindeutig Grenzen gesetzt. Dabei soll nicht näher auf die strukturellen Zwänge und Ungleichzeitigkeiten eingegangen werden, die sich objektiv aus dem Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital ergeben. Hier kommt es auf die *subjektiv erfahrenen* Restriktionen des eigenen Handlungsspielraums an, die allerdings unmittelbarer oder mittelbarer Ausdruck des Kapitalverhältnisses sind.

Wie bereits angedeutet, berichtet Willi Becker auch von belastenden Bedingungen seines Arbeitsalltags, die jenseits seiner Einflußmöglichkeiten liegen. Am deutlichsten macht er diese Erfahrungen bei Aufa. Dort erlebt er - in unmittelbarem Kontrast zu Wocker - sehr rigide Arbeitsbedingungen, die er mit dem Militär vergleicht:

*"... da wars net so frei wie bei Wocker da -
mit der Schicht un so.*

Nit nur das - äh - -

tjaha - da muß man sich halt umstellen.

(...) bei Aufa -

also wenn einer schon bi m Barras war und so

der - war das - den Schiß da schon gewohnt

das war praktisch so -

also man durftes Mull net aufmachen

auf deutsch gesacht

groß.

Gegen Vorgesetzte besonders."

(I 108/15 - 109/6)

Obwohl Willi Becker sich auch bei Aufa durchaus selbstbewußt gegenüber Kollegen und Vorgesetzten behaupten kann (s. I 109/7 - 109/20; I 111/12 - 114/7; I 114/8 - 115/18), empfindet er doch deutlich die Begrenzung seiner Handlungsfreiheit, wie ein erneuter Vergleich mit militärischer Disziplin zeigt:

*"In der Abteilung kannt ich ja gleich einen
n Emil Werder -*

der war da wie so Gruppenführer - -
hab ich dann mit dem gesprochen
ich sach

"ja ich will -

wie läuft denn das hier so" -

"ach" sacht der - -

/"he also - wie so=e in so ner kleinen Kaserne" ((lachend))/
sacht der.

"Du kannst deine Arbeit machen
wenn de - pünktlich bist

und machst deine Arbeit
dann läuft alles -

sonst wenn de - trinkst

oder besoffen bist

oder sonst an de Arbeit (gammelst)
hast Schwierigkeiten

dann bliebst nit lange hier". Ne. - -"

(I 110/1 - 110/19)

Willi Becker erfährt also vor seiner Einstellung bei Aufa von den rigiden Arbeitsbedingungen, nimmt die Stelle aber an, da er nach dem Konkurs seiner alten Firma zunächst keine Alternative hat. Einschränkung der Disziplin, mit der er sich arrangiert ("... da ham die mich dann do - ganz in - Ruhe gelassen ..."; I 114/7), erlebt er aber die physische Belastung durch die ungewohnte Schichtarbeit und die konkreten Arbeitsplatzbedingungen:

"Aber so -

eben bis auf die Schichten ne.

Da hatt ich doch abgenomm wie n Abreißkalender. - -

Erst mal warn mä -

der Werkzeugbau war oben - neben d_ -

da war so ne Transferstraße

wo die Motors_ - so die Getriebe - blocks da machen

und das brannte auch öfters

ab und zu.

Und das machen se dann mit Gußspäne

und das - das riecht so komisch.

Wenn man dann ne Zigarette raucht -

das is s selbe als wenn man - jetzt ganz stark erkältet war

und raucht de erste Zigarette -

dann schmeckt das doch so süß - ne

I: ja ich weiß

n Raucher weiß das. ((lacht kurz))

Und so war das immer.

Da hab ich immer kalte Milch

gabs ja da im Automaten -

und die drei Schichten noch dazu
muß ich sagen.

War ich gar ni_ gewöhnt.

Immer nur eine Schicht gemacht."

(I 115/19 - 117/1)

Anders als Ernst Hellberg und Jürgen Mahnke stehen Willi Becker in dieser Situation jedoch - aufgrund seiner beruflichen Qualifikation - Möglichkeiten offen, die einschränkende Arbeitssituation wieder zu verlassen und in einen anderen Betrieb zu wechseln.

Insgesamt kann - mit Rückgriff auf die Analyse des biographischen Verlaufs (s. S. 95ff) - festgehalten werden, daß Willis Arbeitssituation strukturell "von außen" bestimmt ist, wie die der anderen Erzähler auch. Im Unterschied zu diesen hat er jedoch aufgrund seiner hohen Qualifikation wesentlich mehr Möglichkeiten, trotz des "Eingreifens" konditioneller Ereigniskonstellationen (Konkurs, Schichtarbeit, Krankheit) eine relative Handlungsautonomie im konkreten Arbeitsprozeß zu wahren und intentionale Steuerungsmöglichkeiten wiederzugewinnen (Arbeitsplatzwechsel). In diesem Sinne ist besonders sein letzter Arbeitsplatzwechsel als Versuch zu verstehen, sich eine Arbeitssituation zu schaffen, die seinen Ansprüchen und Vorstellungen weitgehend entspricht. Es ist allerdings anzunehmen, daß auch die (relative) Arbeitsplatzsicherheit in der Hochschule ein wichtiger Grund für Willi Beckers Entscheidung war - besonders wenn man seine arbeitsbiographischen Brucherfahrungen berücksichtigt (Konkurs, Krankheit). Auch in der Hochschule erlebt er jedoch zunehmend Grenzen intentionaler Handlungsmöglichkeiten. Er beschreibt seine gegenwärtige Arbeitssituation: "fast wie inner kleinen Fabrik" (I 132/9) und "... jetzt is s doch schon - fast wie ne Arbeitsstelle" (I 132/20). Auch im zweiten Interview wiederholt er:

"ich hab damals angenommen

das würde - praktisch - net viel größer werden

wies damals schon war

also nur - klein bleiben.

Und jetzt isses ja heute fast schon wie ne kleine Fabrik.

Aus dem Grunde schon.

S war ja schon mal sogar vorgesehn

daß mä au - Stempelkarten krichten wie inner Fabrik

eventuell sogar welche

die - s Lager ha_ -

also Lagerbea_

weiß ich

Verwalter -

daß mä uns dann s Material -

genau - angeben müssen

was mä verbrauchen und so weiter

also genau s selbe praktisch wie inner Fabrik.
Un - - da hätt ich - hierbleiben könn praktisch.
Denn hier hätt ich ja etwas mehr Geld verdient."
(II 1/2 - 2/3)

In dieser Situation kommt der Lohnverzicht, den Willi Becker mit der Perspektive einer besseren Arbeitssituation und eines sicheren Arbeitsplatzes gern in Kauf genommen hat, zum Tragen:

"Ne ich meine
wenn se das alle einführten -
d_ s war ja damals im Gespräch -
Stempelkarten -
ne und so weiter und so weiter
I: sicher dann wär das sehr ähnlich gewesen
dann wärs ja praktisch
gar nix - anneres gewesen
hätt ich hierbleiben können
und hätte - dreihundert Mark oder vierhundert Mark mehr gehabt -
ne?
Und auf das hab ich ja praktisch verzichtet. -
Weil ich angenommen hatte
es blieb so klein -"
(II 6/2 - 6/12)

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt seiner Biographie hat Willi kaum eine Chance für eine weitere berufliche Veränderung. Mit sechsundfünfzig Jahren würde er trotz seiner Qualifikation keinen Arbeitsplatz mehr in der Industrie finden (besonders angesichts der gegenwärtigen Arbeitsmarktlage). In der abschließend zitierten Interviewpassage, in der er seine gegenwärtige Arbeitssituation resümiert, kommt die Resignation darüber zum Ausdruck, alle Ansprüche und Erwartungen an die Arbeit nicht mehr realisieren zu können. Seine Situation bleibt unlösbar widersprüchlich.

"Das is natürlich schon - - ((zündet sich eine Zigarette an))
die sagen zwar immer -
sichere Arbeitsstelle -
teilweise stimmt das ja auch - -
und jetzt is es - n bißchen besser - -
wenn de dann -
weiß ich
nach so und soviel Jahren han se mich zum Vorarbeiter da
gemacht -
und da kricht ich dann zwölf - zwölf Prozent mehr -
aber - is immer noch nit viele - ne.
Am Anfang wollten se mich da zum - na zum Angestellten machen
ich bin ja praktisch bi uns auch Arbeiter.

Aber das hätte sich gar ni_ gelohnt
in die Gruppe
wo ich ringekommen wär -
also - da wär sowieso nix drinne gewesen.
I: Sieben oder acht
Ja. -
Ne das wär noch weniger gewesen
als wie - Facharbeiter in neun. Ne?
Und das war eben -
un das - meckern ja heute auch noch viele
die heute noch anfangen ne.
Die sehn - als erstes sehn se n sicheren Arbeitsplatz -
un das s ja auch richtig - ne -
aber dann wenn se dann widder n bißchen länger da sind
sagen se
"verdammt is doch wenig Geld" - ne.
Also man muß eben doch schon - -
eins von beiden geht - dann nur - ne.
Hm - - -
so gefällt's mir in der Schule gut
also - gegen die Arbeit ..."
(I 133/8 - 135/3)

(Es folgt eine Beschreibung der positiven Aspekte seiner konkreten Tätigkeit in der Werkstatt der Hochschule, die er zusammenfaßt:
"... Mir macht das Spaß" (I 136/2).)

2.3.1.2 Erste Zwischenbemerkung

Die thematische Analyse des "Bezugs auf Arbeit" in den beiden Interviews mit Willi Becker ist vergleichsweise umfangreich, was vor allem dadurch bedingt ist, daß der Erzähler im Vergleich zu den anderen drei Interviewpartnern mit Abstand am meisten von seiner Arbeit berichtet. Seine Erzählungen wurden auch deshalb verhältnismäßig breit dokumentiert, um die Ergiebigkeit narrativer Interviews zu demonstrieren. Dafür eignen sich die Interviews mit Willi Becker nicht nur wegen ihrer langen narrativen Sequenzen zum Thema "Arbeit", sondern auch wegen der differenzierten Darstellung der *konkreten* Aspekte der Lohnarbeit.

Willi Becker beschreibt seine Lohnarbeit vor allem unter zwei Gesichtspunkten: als konkrete stoffliche Tätigkeit und als sozialen Zusammenhang ("Kollegialität"). Beide Erfahrungsdimensionen repräsentieren "Arbeit" gewissermaßen aus der Binnenperspektive des *Arbeitsprozesses* und der *sozialen Arbeitssituation*. Die abstrakte Seite der Arbeit - Arbeit als Lohnarbeit - wird in Willis Darstellungen nicht

losgelöst, sondern in Verbindung mit der konkreten Seite der Lohnarbeit thematisiert. Dementsprechend ist auch in der Interpretation nicht zwischen diesen beiden "Seiten" unterschieden worden; die Beschreibungskategorien orientieren sich an der Darstellungslogik des Erzählers und nicht an theoretischen Konzepten (etwa an der von SCHUMANN u.a. vorgenommenen Unterscheidung von "Arbeitskraft"- und "Subjektperspektive"; s.o.).

In den folgenden Interviews wird die Lohnarbeit sehr viel weniger als konkreter Arbeitsprozeß oder als Situation am Arbeitsplatz thematisiert. Eine *Binnendifferenzierung* der Lohnarbeitserfahrung wie in der Analyse von Willis Interviews ist kaum möglich. Die Interpretationskategorien folgen einer anderen "Logik" - wiederum der des jeweiligen Erzählers - und sind mit den oben gewählten nicht unmittelbar kompatibel. In der Abschlusdiskussion wird dieses Problem aufgegriffen.

2.3.1.3 Ernst Hellberg

Anhand des Verlaufsprotokolls zu dem Interview mit Ernst Hellberg ergibt sich zunächst eine deutliche Unterscheidung zwischen zwei Bereichen der Arbeitserfahrung: *Lohnarbeit* und *"Eigenarbeit"*. Unterscheidungskriterium ist zunächst die zeitliche und räumliche Trennung beider Arbeitsbereiche, die auch in der narrativen Darstellung reproduziert wird. In welcher Beziehung beide Bereiche zueinander stehen, wird weiter unten diskutiert (Transfer von Fähigkeiten und Ansprüchen, kompensatorische Wechselwirkung u.a.).

Lohnarbeit

Ernst Hellberg hat im Laufe seiner Biographie verschiedene ungelernete und angelernte Tätigkeiten ausgeübt, davon mit Abstand am längsten, mehr als 25 Jahre, die Schichtarbeit im Stahlwerk Stalcon. Anders als Willi Becker hat er keinen Beruf gelernt. Es gibt auch keinen Hinweis in seiner Erzählung, daß er nach seiner Schulentlassung einen Berufswunsch geäußert hat.

"Ja - denn war -
wie ich ausse Schule gekommen bin -
ja denn wars - mit der -
hab ich glaub ich auch schon gesagt -
mit der Lehrstelle n bißchen schlecht -
un mit der Torfgeschichte ging das damals grade so -
da konnten wir Gel_ -
viel Geld mit machen

da sagte mein Vadder -
"och - bleib mal erstmals zuhause -
da könn wir erst mal ordentlich TORF graben".
Da wurd ich ja auch schon bißchen kräftiger -
und da konnte ich auch schon mehr mit helfen - -
un so bin ich denn erst mal - zuhause geblieben -
ohne was zu lernen -
in dieser kleinen Landwirtschaft -
mit - hauptsächlich Torfgraben. - -"
(9/12 - 9/28)

Der Vater bestimmt, daß Ernst zuhause mithilft, was er schon während der Schulzeit tun mußte. Die Schulentlassung bedeutet für Ernst Hellberg also zunächst keine wesentliche Veränderung. Er hat keine Möglichkeit, neue Qualifikationen zu erwerben - im Gegenteil, der "Freiraum" zu lernen, den die Schule, wie begrenzt auch immer (cf 1/21ff; 2/12 - 3/20), geboten hat, entfällt.

Die Arbeit des Torfgrabens, die Ernst Hellberg detailliert beschreibt (4/22 - 6/17), ist keine Lohnarbeit. Ernst hilft in der kleinen elterlichen Landwirtschaft im Moor mit. Er betont mehrfach die schwere körperliche Arbeit, die damit verbunden ist:

"Denn wurden so ne SODEN gestochen -
und=e da muß ich die schon mit auffangen -
un meine Mutter hat die denn weggeschoben -
weil das Schieben nochen bißchen schwer war für mich."
(5/10 - 5/13)

Nicht nur für das Kind ist die körperliche Anstrengung erheblich. Auch als Ernst Hellberg mit neunzehn Jahren - er arbeitet bereits in einer Torffabrik - in den Torfabbau "versetzt" werden soll, sind ihm die Belastungen zu groß:

"denn sollt ich mit im MOOR rein -
Torf mit graben damals schon -
und das hat mir aber nich so zugesagt -
das war auch alles schwere Arbeit - -
das konnt ich damals noch gar nicht -
mit neunzehn -
diesen Weißtorf -
der wurde da noch -
noch mit Hand von Hand gegraben -
sollten wir denn -
sollt ich damals auch schon machen -
äh mit graben da - -
un denn hab ich gesacht
"ach das is mir zu schwer -
i(...) muß sehen -

daß ich irgendwie ne andere Arbeitsstelle - bekomme". - -"
(16/23 - 17/11)

Nicht nur die harte Arbeit, sondern die gleichzeitige völlige finanzielle Abhängigkeit von den Eltern nimmt Ernst Hellberg jeden persönlichen Handlungsspielraum.

"und denn - wurde man auch älter - -
GELD - kriegte man zuhause nicht viel -
das war auch immer knapp -
meine - wir hatten wohl Geld -
aber mein Vadder -
der war auch n bißchen geizig -
war sparsam - ja geizig schon -
ja - der hatte sich auch vorgenommen ein Haus zu bauen noch da -
ja wir hatten son kleines Haus da -
aber das war son (...) Fachwerkhaus -
das stand aufem Moor -
und er hatte noch son Grundstück -
da war der Torf schon weggegraben -
da war denn Sandboden -
und da hat er sich denn vorgenommen -
ja - da noch ein massives Haus hinzusetzen.
Und so wurde das Geld immer zusammengehalten -
und wir - bekamen auch fast kein Geld. - -
Und da wurde man ja auch älter -
man wollte auch mal ausgehen
und wollt man sich auch was etwas kaufen -
und zuhause - war ja nicht -
kriegte man nicht so viel. - -"
(10/3 - 10/25)

So ist ein zentrales Motiv für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, "selber irgendwie Arbeit zu bekommen - in einer Fabrik - und ... selber Geld zu verdienen" (11/2ff). Ernst Hellberg arbeitet zunächst zwei Jahre in einer Torffabrik, wo er bereits Nachtschichten machen muß, später bei verschiedenen Baufirmen in Langstadt, der nächstgelegenen Großstadt. Über die konkreten Tätigkeiten, die er - als Ungelernter - ausführen muß, berichtet Ernst nichts. Die ersten Jahre seiner Lohnarbeitserfahrung (bis er bei Stalcon anfängt und heiratet) thematisiert er unter zwei Aspekten:

- (a) hinsichtlich des Lohns, der ihm finanzielle Unabhängigkeit von den Eltern ermöglichen soll, und
- (b) bezüglich der Belastung durch die Schichtarbeit.

(a) Lohn. Der Lohn, den Ernst Hellberg zunächst bekommt, ist nicht hoch, aber er ist selber verdientes Geld. Obwohl er - wie er mehrfach betont - fast alles zuhause abgeben muß, kann er sich immerhin

"mal n Teil kaufen" (12/12). Er kann auch den Führerschein machen und ein Motorrad anschaffen, das er für die täglichen Fahrten zur Arbeit nach Langstadt benötigt (cf 23/2ff).

"... allzu viel wurde auch nicht verdient -
aber - wir ham da erst mal -
aber jedenfalls hatt ich selber was.
Aber das war auch alles nicht das Richtige -
mein Vadder -
wir mußten denn zuhause noch immer - teilweise alles abgeben.
Man war auch noch so blöde
und hat das gemacht -
weil man noch (...)
ja - Kostgeld zahlen - und so -
die warn alle hinter (...) -
die hatten früher auch wenig - nicht viel Geld gehabt -
und so - und nun warn eben die Kinder -
und je mehr dann gearbeitet haben -
je mehr kam denn ja rein -
und die ham uns immer das Geld aus der Tasche gezogen - dann
noch. - -

Konnten uns wohl mal n Teil kaufen -
aber wenn wir uns schon mal ne Jacke mehr gekauft haben -
dann sagten sie

"ach schon wieder ne Jacke -
das tut ja wohl nich nötig" - und so ne -
"ihr habt ja erst eine gekauft".

Oder n Paar Schuhe - und so.

Er war früher auch mit -

hat er immer gesagt -

/"ja ich bin mit ein paar Schuh" -

er snackt auch nur plattdeutsch -

"met een Paar Schoe utkommen - min Leven -

ik bruk ok nit so vel" ((lachend))/ -

aber wir warn denn ja schon etwas anspruchsvoller -

wo wir auch schon etwas -

vielleicht auch etwas mehr Geld -

er hat früher wenig Geld verdient.

Hat früher auch dann noch zwischendurch -

da war auch noch ne Glashütte in Neuberg -

hat mein Vadder denn gearbeitet -

hat er wenig verdient gehabt. - -

Und wir ham jetzt schon etwas mehr verdient -

dann aber - meinte er denn immer -

/er müßte dann noch was davon abhaben ((lachend))/ -

müßten was zuhause abgeben."

(11/20 - 13/12)

Die Forderungen des Vaters resultieren nicht nur aus "Geiz", sondern beruhen auf Erfahrungen der eigenen Sozialisation unter äußerst beschränkten sozioökonomischen Bedingungen. Es gibt aber offensichtlich keine Vermittlungsebene zwischen der Sichtweise des Vaters und Ernst Hellbergs Bedürfnissen und Ansprüchen. Zudem ist die finanzielle Lage der Eltern nach wie vor eingeschränkt und durch den Hausbau zusätzlich belastet. Ernsts Hoffnung, mit Hilfe des eigenen Lohns vom Vater unabhängig zu werden, läßt sich nicht realisieren - auch nicht, als er in Langstadt etwas mehr verdient:

"... es hat uns doch nich viel genützt - das Geld -
erst mal warn wir noch jung da -
ham wir auch vielleicht etwas mehr ausgegeben. - -
Oder - wenn wir mehr verdient haben -
hat Vadder gesagt -
"ja - ihr müßt auch n bißchen mehr Kostgeld" -
und er hat -
er hat immer zugesehen -
daß er uns das Geld noch - ausser Tasche gezogen hat.
Und wir warn auch noch so gut -
oder vielleicht auch so dumm
und ham es damals abgegeben. - -"

(19/7 - 19/19; wenn Ernst von "wir" spricht, meint er im vorliegenden Kontext seinen Bruder und sich. Der Bruder ist in einer ganz ähnlichen Situation wie er.)

Die Situation dauert an, bis Ernst heiratet:

"Wir hatten kein Geld -
zuhause noch nich.
Ich hatte alles abgegeben -
und b_ - auf einmal mußten -
wir mußten allerdings heiraten damals. - -

...
/bums - auf einmal hieß es -
"ja wir müssen heiraten".

Kein Geld -
Geld abgegeben -
noch immer zuhause -
ja was nun? ((lachend))/"
(26/7 - 26/23)

Die begrenzten ökonomischen Möglichkeiten der Eltern und Ernst Hellbergs Wunsch, über eigenes Geld zu verfügen - und sei es auch nur über einen geringen Teil des verdienten Lohns - lassen offensichtlich keine Orientierung auf Arbeitsinhalte entstehen. Ohne Qualifikationsmöglichkeiten und eigene berufliche Perspektiven kann Ernst - inzwischen Anfang zwanzig - seine Entscheidungen für einen bestimm-

ten Arbeitsplatz nicht an der konkreten Arbeitstätigkeit orientieren. Er ist körperliche Arbeit gewohnt, seine Ansprüche an Arbeit sind weitgehend auf den Lohn reduziert.

"Da wir keinen Beruf hatten -
mein Bruder hatte auch kein Beruf -

...

... so sind wir denn zusammen -
wir beiden - denn - nach Langstadt gegangen -
bei den Baufirmen.

Bei dieser - -

erst bei so ner Ofenbaufirma -
äh die ham damals die Öfen bei Stalcon gebaut -
un mehrere Gleisbaufirmen -
das war -

(wo) gerade -

wo man da am meisten verdienen konnte -
ham wir denn öfters gewechselt.

Ja die eine Firma zahlt denn bißchen mehr - und so -
denn sind wir natürlich da hingegangen
wo wir n paar Pfennige mehr kriegten -
n Groschen schon damals - war das ne -
sind wer natürlich zur andern Firma gegangen -
weil da die Möglichkeiten auch da waren -
und - wir wollten ja auch Geld verdienen."

(18/9 - 19/6)

Ernst sieht seine begrenzten Möglichkeiten, ohne berufliche Qualifikation Arbeit zu finden, realistisch: nicht nur, daß er keine Ansprüche an die Art der Tätigkeit stellen kann, sondern auch die Bedrohung, je nach Lage auf dem Arbeitsmarkt wieder arbeitslos zu werden. Deshalb nimmt er, als sich die Gelegenheit bietet, eine feste Stelle bei Stalcon an. Die folgende Passage verdeutlicht, daß er sich damit zugleich endgültig mit seinem Status als Ungelernter abgefunden hat.

"... ich hab mir damals gesacht

"man hat nichts ge_ -

ich hab nichts gelernt" -

das ham wir irgendwie verpaßt -

da ham meine Eltern auch etwas Schuld gehabt

und jetzt muß ich irgendwie in einen Großbetrieb rein - -

um da n bißchen weiterzukommen -

un da was=e -

einen festen Arbeitsplatz zu kriegen ne.

Und das war die größte Chance in einem neuen Betrieb -
der jetzt neu angesiedelt wurde.

Bin allerdings aber da - gleich an diese Tieföfen

wo ich heute noch bin.
Bin damals schon gleich an diesen Arbeitsplatz gekommen.
Und ich bin da auch geblieben.
Hab da nich -
im Betrieb nicht mehr gewechselt.
Weil das immer n bißchen schwierig is=e -
die wolln das nich so gerne
wo man einmal angelernt is -
sagen die
"ja der is da" -
lassen einen da nich so schnell da wieder laufen - ne."
(89/18 - 90/21)

Die einzige Chance, doch noch eine fachliche Qualifikation zu erlangen und damit möglicherweise auch einen inhaltlichen, (quasi-)beruflichen Bezug zur Arbeit zu entwickeln, auf jeden Fall aber finanziell "weiterzukommen", verpaßt Ernst. Er berichtet, daß er von einer Umschulungsmöglichkeit, die Stalcon vor Inbetriebnahme des Langstädter Werks geboten habe, zu spät erfährt (21/22 - 22/13). Rückblickend bedauert er die entgangene Chance, die er damals als solche nicht erkannt hat:

"wenn man rechtzeitig das gewußt hätte -
hab ich damals aber noch gar nicht so übersehen -
denn wär ich vielleicht da bißchen weitergekommen schon -
weil ich - bei uns da einen von diesen Umschülern -
kam einer auf jede Schicht -
und die warn natürlich erst immer oben an - ne.
Und das warn auch damals noch alles junge Leute -
und die sind heut auch noch da.
Und so sitzt man da - fest.
Also ich bin da wohl Vorarbeiter -
oder erster Ofenmann
wie sich das da schimpft.
Aber weiter is da nich zu kommen -
weil der andre is Meister
und der is noch jung
und der bleibt immer - noch vor mir ne.
Wenn ich vielleicht nachen andern Betrieb gegangen wär -
was ich heute eher -
das hab ich damals aber noch nich so gesehen -
weil ich noch gar nicht den Überblick hatte
und noch gar nicht wußte -
wie das überhaupt alles funktioniert -
wenn ich in ein andern Betrieb gegangen wäre -
wo vielleicht mehr -
wäre ich vielleicht schon heute auch Meister gewesen -

ich weiß es nicht -
aber hätte gut angehen können ne -
wo die Möglichkeit größer gewesen wär. - -"
(90/24 - 91/26)

Somit ist Ernst Hellbergs Arbeitssituation im Alter von einundzwanzig Jahren - als er zu Stalcon kommt - im Grunde festgelegt. Er fährt fort:

"So bin ich immer -
von Anfang an an diese Öfen gleich gekommen -
Tieföfen -
und ich bin da - die ganzen -
bald fünfundzwanzig Jahre jetzt -
in der Firma auf dem gleichen Arbeitsplatz."
(92/1 - 92/6)

Dies bedeutet nicht nur, daß sich sein Arbeitsplatz an den Tieföfen in den folgenden 25 Jahren nicht mehr wesentlich verändert, sondern vor allem auch eine Festschreibung seiner Beziehung zur Lohnarbeit. Sie bleibt für ihn in erster Linie "Verdienstquelle". Sie stellt keinen Handlungsrahmen dar, in dem persönliche Fähigkeiten und soziale Beziehungen entwickelt werden können; sie hat nicht den zentralen Stellenwert für die persönliche Identität wie in Willi Beckers Biographie.

(b) *Belastung durch die Schichtarbeit.* Gleich zu Beginn seiner Erwerbstätigkeit erfährt Ernst Hellberg die Belastungen der Schichtarbeit. Seine Arbeit in der Torfstreifefabrik charakterisiert er: "... das war auch eine schwere Arbeit da -" (11/19).

"da muß ich auch nachts arbeiten -
da fing das schon an -
daß ich schon - Nachtschicht mitgemacht habe.

...

... im zweiten Jahr -
dann - fing es da schon an -
daß ich da schon -
mit - achtzehn war ich da wohl -
oder - vierundfünfzig -
ja neunzehn so -
hab ich schon Schichtarbeit da -
da mußten wir schon nachts arbeiten.
Das war aber -
erst war das ziemlich schwer -
weil wir da nachts auch immer ordentlich arbeiten mußten.
Und da warn keine Pausen -
nur so kleine Frühstückspausen -

und das -
und sonst mußten wir nachts da voll durcharbeiten -
ich glaub nur bis zwei -
wenn ich noch richtig weiß -
ham wir da allerdings nur gearbeitet."
(13/18 - 14/14)

Was in dieser Erzählsequenz als inhaltliche Redundanz erscheinen mag, ist Ausdruck dafür, daß Ernst die Nachtarbeit als ungeheure Belastung erlebt. Dies wird erst in der vollen Bedeutung verständlich, wenn man die zusätzliche Arbeit berücksichtigt, die Ernst "neben" den ohnehin physisch sehr belastenden Nachtschichten leisten muß. Er berichtet:

"Denn war ich am Tage wieder zuhause -
und dann -
ja zuhause dann -
wenn wir zuhause warn -
denn hieß es immer
"jetzt müssen wir aber das und das noch machen -
wir müssen noch irgendwas machen -
oder müssen noch Torf graben" - und so.
Dann mußten wir zuhause schon mithelfen -
und=e - damit wir ordentlich Torf zusammenkriegten -
den wir verkaufen konnten.
Ja - und denn sind wir auch um die Zeit -
vierundfünfzig fing es auch an -
dann ham dann neues Haus gebaut.
Bei meinen Eltern.
Da ham wir natürlich auch tüchtig mitgeholfen -
...
Urlaub - kannten wir auch nicht ja -
wenn irgendwas war -
dann sagte mein Vadder -
"nehmt man Urlaub -
damit wir ordentlich was -
dann seid ihr zuhause" -
mein Bruder denn auch teilweise mit - -
"denn können wir ordentlich" -
denn ham wir n paar Maurer gehabt -
denn ham wir Urlaub genommen -
und denn hat es auch was geschafft."
(14/15 - 15/19)

Noch härter als die körperliche Belastung ist für Ernst Hellberg die zeitliche Einschränkung durch den Schichtrhythmus. Er betont mehrfach, daß er besonders als junger Mann darunter gelitten habe. Die Schichtarbeit setzt seinen jugendlichen Interessen (Ausgehen, so-

ziale Kontakte, Freundin) enge Grenzen. Als besonders "schwierig" erlebt er die Zeit, in der er seine spätere Frau kennengelernt hat und schon bei Stalcon beschäftigt ist. Wieder schildert er das Problem unter vielfacher Wiederholung stereotyper Wendungen.

"In der Zwischenzeit - war ich auch schon neunzehn -
hab ich denn auch meine Frau kennengelernt. - - -
Wie ich denn in Langstadt war da -
das war aber erst schwierig. -"
(20/12ff)

"Da war es aber schwierig -
war ich auch schon - bei der Firma Stalcon - direkt angefangen."
(21/16f)

"Ja - und nun ging das mit der Schichtarbeit los. - -
Das war ja ein Großbetrieb -
und im Großbetrieb wird rund um die Uhr gearbeitet. -
Da mußten wir schon gleich Schicht - und vor allen Dingen auch
sonntags arbeiten -
und das war sehr schwierig -
weil man da noch - jugendlich war -
und denn schon ne Freundin hatte -
und die sonntags -
und das war ein großes Problem.
Die wollte denn sonntags ausgehen -
kann man auch verstehen -
und ich wollte auch gerne ausgehn -
ja - und denn mußten wir sonnabends sonntags arbeiten - dann
schon.
Spätschicht - Nachtschicht und so. - -

...
und denn hatte ich mir selber - n Führerschein gemacht -
Klasse eins erst mal -
weil - n Auto krichste sowieso noch nicht -
hab ich mir auch erst mal n Motorrad gekauft - -

...
((Es folgt ein kurzer Bericht über die Zeit, als er noch kein Motor-
rad hatte und umständliche, lange Zugfahrten mit der Kleinbahn
auf sich nehmen mußte, um an den Arbeitsplatz zu kommen.))

...
Aber es war trotzdem nich das Richtige -
mit Schichtarbeit - und Freundin damals -
die noch jung war -
und ich selber auch noch jung war -
war sehr schwer -
das zu vereinbaren zusammen. - -
Das war schwierig -

aber wir hams doch irgendwie durchgestanden - -
 daß wir -
 (...) Krisen gab es ma paar Mal -
 /wo wir son bißchen -
 ach jetzt hats doch wohl -
 meine Frau die wollt denn auch nich mehr -
 das is - du -
 will den Sonntag nich zuhause bleiben -
 s war ja auch -
 war ja auch schlecht damals ne -
 wenn man jung is -
 is is das Schichtarbeitproblem -
 is ein großes -
 also da wenn man jugendlich -
 wenn man verheiratet ist -
 dann - geht das.
 Dann kann man eher -
 dann kann man sich drauf einstellen.
 Aber so wie man jung is -
 und man möchte -
 und man will ja ausgehen -
 wenn man jung ist -
 und=e - da kann man auch vom andern -
 vom Partner da nich verlangen -
 daß der denn zuhause bleibt -
 weil der Freund denn damals arbeiten -
 irgendwie Nachtschicht hatte - oder Spätschicht hatte - und so -
 das hab ich auch alles eingesehn -
 aber wir ham uns denn doch zusammengerauft irgendwie.
 ((abgehackt, teilweise hastig))/
 Hab ich mir denn Motorrad gekauft -
 und denn bin ich auch -
 konnt ich schon öfters mal -
 wir hatten denn auch inner Woche frei -
 aber inner Woche war das immer schlecht -
 sie hat denn auch gearbeitet -
 das Haupt - im Leben - spielt sich ja doch mehr zum Wochenende
 ab."

(22/14 - 25/17)

Die vielfache Wiederholung ähnlicher Sätze (die man zusammenfas-
 sen könnte zu: "als ich jung war, war es sehr schwer, Schichtarbeit
 und Freundin miteinander zu vereinbaren") kann gleichsam als verbale
 Dokumentation des angesprochenen Problems interpretiert werden:
 Die Wiederholungen im Text spiegeln den sich allwöchentlich wieder-
 holenden Konflikt wider, wegen der Schichtarbeit keine Zeit für die
 Freundin zu haben, die man "halten" will. Ernst Hellberg erzählt

nichts von gemeinsamen Aktivitäten mit seiner Freundin oder "dem Leben", das sich "ja doch mehr zum Wochenende abspielt" - genauegenommen nur alle vier Wochen, wenn er keine Schicht hat. Die Beziehung zu seiner Freundin ist durch das Schichtarbeitproblem und die Anstrengungen, "das irgendwie durchzustehen", dominiert. Es gibt "Krisen", und die Beziehung droht zu zerbrechen ("meine Frau, die wollte denn auch nicht mehr"). Doch dann müssen Ernst Hellberg und seine Freundin heiraten.

"... da ging es bergauf"

Mit der Heirat verändert sich für Ernst Hellberg auch der Stellenwert seiner Arbeit. Er kann seinen Lohn erstmals für sich behalten. Dennoch ist es "erst noch ganz flau noch mitem Geld" (32/26).

*"Geld war ja noch ganz knapp da am Anfang -
wie wir geheiratet haben -
hatten wir fast nichts"
(32/21ff)*

Erst allmählich bessert sich die finanzielle Situation der Familie (auch durch einen "Zuverdienst" von Frau Hellberg). Ernst kann sich ein Auto kaufen, was die weiten Fahrten zu seinem Arbeitsplatz wesentlich erleichtert. Er und seine Frau beginnen zu sparen (Bausparvertrag; cf 39/9ff, 42/25 - 46/11). Drei Jahre nach der Heirat mieten sie ihre erste eigene Wohnung (vorher haben sie im Haus seiner Eltern gewohnt), nach weiteren vier Jahren können sie ein Haus kaufen. Auch danach spart Ernst regelmäßig einen Teil seines Lohns, was ihm ermöglicht, zehn Jahre später ein neues Haus für seine inzwischen sechsköpfige Familie zu bauen. Der Grund für die jeweiligen Veränderungen der familiären Wohnsituation steht - neben der Vergrößerung der Familie - in unmittelbarem Zusammenhang mit Ernst Hellbergs Arbeit im Stahlwerk: die ungünstigen Wohnbedingungen beeinträchtigen seine Regenerationsmöglichkeiten, besonders den durch die Schichtarbeit notwendigen Schlaf am Tage.

Das Schlafproblem ist der einzige Aspekt seiner Lohnarbeit, den Ernst Hellberg in dem Abschnitt seiner biographischen Erzählung thematisiert, der sich auf die Zeit seit der Familiengründung bzw. dem Umzug in die erste eigene Wohnung bezieht. (Erst in der Nachfragephase des Interviews nennt er auch andere Aspekte.) Das in der Zeit vor der Heirat akute Problem, den Schichtrythmus mit den Bedürfnissen seiner (späteren) Frau zu vereinbaren, betrachtet Ernst mit der Eheschließung als weitgehend gelöst:

*"wenn man verheiratet ist -
dann - geht das.
Dann kann man eher -*

dann kann man sich drauf einstellen."
(24/23ff)

Ernst Hellbergs ursprünglicher Plan, die Schichtarbeit wieder aufzugeben, läßt sich nach der Heirat nicht mehr realisieren, da er auf den festen Arbeitsplatz bei Stalcon angewiesen ist, um Frau und Tochter ernähren zu können. Aus der folgenden Interviewpassage geht hervor, daß sich das Ehepaar auf den Schichtrhythmus "eingestellt" hat, wie Ernst in obigem Zitat andeutet.

"wie ich da angefangen bin - -
da hab ich schon mal gesucht -
vor allem wo meine Frau da -
wo ich noch nich verheiratet war -
wos sehr schwer war -
als Junggeselle - Schichtarbeit zu machen -
hab ich immer gesucht
"hier bleibste nich lange -
da hörste bald wieder auf" -
diese Schichtarbeit
und sonntags arbeiten und so -
aber oft kommt es anders -
wie man sich vorgestellt hat ne -
und da sieht man -
so seh ich das bei mir auch - -
am Anfang hab ich gedacht
"ach - erst ma vielleicht ein Jahr
um zu sehen ma
und denn" -
aber denn ham wir geheiratet
und meine Frau -
die kennt auch gar nichts anderes -
die ist so von Anfang an -
mit Schichtarbeit sind wir zusammen groß geworden -
und zusammen -
das hat sich ganz gut eingespielt -
wenn man verheiratet is -
denn (lernt) man ja sowieso -
denn geht man eben dann aus -
wenn man frei hat
und alles -
wir ham alle vier Wochen nur einmal n Sonntag frei - -
und dann spielt sich eben das ganze Leben -
also diese -
dies Ausgehen und auch Geburtstage und so -
das spielt sich alles dann alle vier Wochen nur - mal ab.
Da wird das schon -

äh wird gesacht
"wann hast du frei?"
Dann eben -
wenn dann der freie Tag is -
äh der freie Sonntag in vier Wochen -
oder Sonnabend dann mal"
(92/12 - 93/28)

Allerdings sieht Ernst, daß seine "Frau auch viel - mit einstecken" muß (94/25f):

Das "kulturelle - äh Geschehen -
und den ganzen äh -
was man sonst so hat -
so sonnabends - sonntags
irgendwie Vereine und so beitreten und so -
das fällt alles flach.
Das kann man nich irgendwie -
das kann man mit der Schichtarbeit nich vereinbaren.
Denn hat man Spätschicht -
und wenn dann mal was is -
und dann muß man zur Spätschicht
ja denn kann man wieder nich mitmachen.
War auch schon mal im Gesangsverein drin hier -
aber dann hat man Nachtschicht
oder man hat wieder Frühschicht -
denn muß man morgens halb fünf auf
denn kann man abends auch nichts mehr unternehmen -
noch lange aufbleiben und so -
da muß man alles bißchen zurückstecken"
(94/5 - 94/23)

Dieses "Zurückstecken" beinhaltet nicht nur den Verzicht auf individuelle Freizeitaktivitäten, sondern auch einen weitgehenden Verzicht auf die Teilnahme an Ereignissen und Kommunikationsbereichen der dörflichen Lebenswelt. Ernst verdeutlicht dies am Problem der Teilnahme an Dorffesten. Wenn er wegen der Schicht erst spät am Abend zu einem Fest dazukommen kann, "dann ist das meistens schon gelaufen ... Dann kommt man nich mehr so da rein ..." (96/3f). Um an einem Fest teilnehmen zu können, müßte er Urlaub nehmen, der aber bereits am Jahresanfang festgelegt werden muß. Ernst beschreibt die damit verbundenen Probleme:

"Und dann weiß man -
manchmal denkt man gar nich dran -
"ach was is denn überhaupt?" -
Denn sacht man -
denn meldet man den Urlaub irgendwie an -

und denn auf einmal -
"ach"
hat man das denn vergessen.
Oder ein anderer is denn schon da
und weil nur immer zwei Mann nur in Urlaub können -
is das wirklich ein Problem.
Da mal äh - -
wenn mal sowas is -
was man gerne mitmachen möchte
da reinzukommen dann.
Das is eben -
und sonst - is denn
wenn man normal arbeitet -
und is denn -
am Wochenende hat man frei
denn kann man alles mitmachen.
Das könn wir leider nicht.
Das is ein großer Nachteil der Schichtarbeit."
(96/25 - 97/21)

Die Hauptbelastung durch die Schichtarbeit sieht Ernst Hellberg allerdings in der körperlichen Beanspruchung (besonders Schlafstörungen). Er schildert sehr anschaulich das Problem, in der äußerst beengten und unruhigen ersten eigenen Wohnung, die über einer Schlachtereirei liegt, den notwendigen Schlaf zu finden.

"... es warn bißchen unruhig da - in dem Haus -
wo wir -
weil das alles -
die Schlachtereirei war da mit dran -
und wir warn alle - auf ein Flur - -

...
Schichtarbeit war immer so -
das ging ja immer weiter -
mußte am Tage auch schlafen - -
und dann war an diesen - -
diese Kammer da -
wo ich -
wo wir da gewohnt -
die warn im großen Flur -
war son großer Flur -
und daran war auch die Klingel - -
wenn jemand inner Schlachtereirei reinkam - -
dann ging diese Klingel -
wenn die Tür. - -
Un da kann man sich vorstellen -
wenn man am Tage schlafen muß - ne - -

weil ich ja Nachtschicht auch hatte -
das war sehr ungünstig. - -

...

... der Schlaf fehlte irgendwie. - -
Bei Nachtschicht -
vor allem weil da die olle Klingel dann immer ging -
ab und zu kam mal einer - ne -
(...) und die konnte ja auch nicht -
diese - die Verkäuferin -
die Tochter von dem - Besitzer da -

...

die konnt ja nich immer im Laden sitzen
und warten bis da jemand -
die mußte auch -
wir ham schon mal -
ab und zu -
wenn so sonnabends -
die Klingel abgestellt -
wenn sie mehr da drin warn

...

sonst muß die ja immer ((hustet)) an sein - -
damit die denn auch hörte
wenn jemand kam - ne.
Un das war für mich - ungünstig eigentlich - -
Schichtarbeit war das ziemlich unruhig.
Aber da war ich ja noch wesentlich jünger - in der Zeit -
da ging es schon mal etwas eher noch ne. - -
Ich hab das auch noch nich so gemerkt.
Diese Schlaflosigkeit -
die heute mich sehr zu schaffen macht. - -
Aber damals - ging es noch etwas besser. - -
So ham wir da - -
na vier Jahre - -
ham wir das da ausgehalten. - - -
Vier Jahre -"
(46/12 - 48/28)

Solange Ernst Hellberg noch jünger ist, "hält" er diese Belastung "aus". Er hat allerdings auch kaum eine Alternative. Die Miete der Wohnung ist äußerst niedrig. Ein möglicher Umzug in eine bessere, aber teurere Wohnung würde bedeuten, daß Ernst seine Bausparpläne aufgeben müßte. So erträgt er die Schlafprobleme vier Jahre lang, bis er sich ein Haus kaufen kann. Auch dort läßt sich das Schlafproblem jedoch nicht - wie erhofft - lösen. Das Schlafzimmer ist ungünstig gelegen, und Ernst wird durch Kinder aus der Nachbarschaft und seine eigenen vier erheblich gestört. Wiederum stellt er die belastende Situation plastisch dar:

"Wenn die Schichtarbeit auch - -
äh einen zuletzt irgendwie nerven tut -
vor allen Dingen hier -
wo die Kinder nun mehr wurden -
wir krichten ja nun -
hatten ja nun vier Kinder -
die warn klein - noch alle - -
die größeren warn schon bißchen -
aber die warn ja auch immer noch zuhause
und ham auch allerhand Krach gemacht - -
und=e - dann hatten wir auch das Schlafzimmer oben - im Hause -
da wo wirs ausgebaut hatten -
oben hatten wir Schlafzimmer - -
und vorne der Flur war gleich so -
da war kein Windfang - nichts -
das ging gleich vom Flur -
wenn man reinkam
kam man gleich aufen Flur
und denn ging gleich die Treppe nach oben -
und oben war das Schlafzimmer dann -
und wenn ich denn am Tage geschlafen habe -
(wenn ich) Nachtschicht hatte -
nach hinten -
aufen Hof -
die Fenster warn nach hinten -
nachen Hof raus -
spielten die Kinder denn -
Nachbar - hatten auch Kinder -
das war -
konnte man gut hören -
und so war das /sehr schlecht ((gedehnt))/
...

vor allen Dingen bei Nachtschicht -
wenn ich am Tage schlafen mußte -
wars sehr unruhig. - -
Erst ma wenn jemand vorne klingelte
und da inne Tür reinkam -
und dann hört ich gleich so -
kam gleich dies Gespräch -
kam gleich nach oben -
weil alles offen war - -
auch nach hinten -
ich konnte -
das war unterm Dach sehr warm immer im Sommer -
mußt ich das Fenster -
hab ich denn aufgehabt -

weil ich -
 mir das sonst zu warm war -
 denn hab ich immer den -
 weil die Kinder - am Hof gespielt haben - -
 und so kam denn der Schall immer gleich vom Hof so in mein
 Schlafzimmerfenster rein. - -
 Ja das wurde da schon -
 um diese Zeit wurde das schon schlechter mit meinem Schlafen am
 Tage -
 wenn ich Nachtschicht gehabt hatte. - - -"
 (67/1 - 68/30)

Die geschilderte Belastung erträgt Ernst Hellberg fünfzehn (!) Jahre lang, bis er mit dem selbstgebauten neuen Haus endlich die erforderlichen räumlichen Bedingungen für einen störungsfreien Schlaf geschaffen hat.

"Und der wichtigste Grund - war für mich
 daß wir gebaut haben
 daß wir das Schlafzimmer nach unten gelegt haben -
 Rolläden - Rolläden ham wir hier -
 vorm neuen Haus
 wir ham Isolierverglasung -
 und is doch wesentlich ruhiger geworden hier
 als im alten Haus. - -
 Und das Schlafzimmer is ganz nach hinten gelegt jetzt -
 vonner Straße -
 weil wir hier auch ziemlich anner Hauptstraße wohnen.
 Und=e - - nun bin ich doch wesentlich -
 schlaf ich wesentlich ruhiger -
 wie im alten Haus."
 (82/19 - 83/5)

Angesichts der jahrelangen leidvollen Erfahrungen und Ernsts beharrlichem Arbeiten an einer Lösung des Problems (Umbau des alten und Neubau des zweiten Hauses) erscheint es wie eine "Ironie des Schicksals", daß Ernst, nachdem er sein Ziel erreicht hat, immer noch unter Schlafstörungen leidet. Der jahrelange physiologische Streß und die mit dem Alterwerden abnehmende Belastbarkeit seines Körpers haben dazu geführt, daß "das Schlafen schwieriger wird" (98/4). Ernst beschreibt detailliert, wie sich die Schlafstörungen auf seine physische und psychische Verfassung am Arbeitsplatz auswirken.

"Früher hab ich das nich so - -
 /ja da ging es -
 da ham wer mol ((fällt ins Plattdeutsche))/ -
 da konnte man das auch wohl besser muddeln -
 oder weiß ich auch nich -

wie das (...) -
da hab ich das nich so empfunden.
Aber heute is es echt ein Problem -
wenn man am Tage nich richtig geschlafen hat -
wir ham keine körperliche Arbeit -
äh bei der Firma.
Ich sitze da nur aufem Stuhl.
Am Schreibtisch -
bei Stalcon.
Aber is doch schon ne echte Belastung
wenn man nachts wach sein muß
und hat - man hat am Tage nich geschlafen.
Dann is die Nacht schon -
die wir die acht Stunden -
die wir da arbeiten
die werden schon ganz schön lang.
Oder man hat gut geschlafen -
dann - kann man das besser verkraften
diese acht Stunden zu arbeiten -
als wenn man -
vor allem die ersten -
wenn ich inne Nachtschicht gehe -
ich -
wir fangen immer freitags abends an -
dann schläft man am Tage -
steht man morgens auf -
und die erste Nacht -
die wird - ganz schwer.
Is man den ganzen Tag auf -
vorschlafen kann ich auch nich so richtig -
da hat man hier noch was zu tun -
wenn man n Garten hat -
und - Haus hat
man hat immer noch
man is ja -
man wird ja nie richtig fertig
wird immer noch
immer noch irgendwas zu tun ne.
Und=e man hat denn am Tage
vielleicht n bißchen mehr getan noch
und dann is die erste Nacht eine sehr schwere Nacht -
und das - nervt auch irgendwie.
Bin auch - -
erst man Schlafstörungen sind schwieriger -
also - das Schlafen is schlechter geworden".
(98/5 - 99/28)

Ernst Hellberg berichtet von einer "nervösen Magengeschichte", unter der er leidet (100/1 - 100/10), und beschreibt den Zustand seiner "Nervosität":

"wenn ich nervös bin -
werd ich ganz ruhig.
Werd nich - nich=e irgendwie -
daß ich das aus mir herausbringe
daß ich /nervös -
wenn ich unruhig -
also (...) ich ((sehr undeutlich))/
meine Frau merkt das sofort
wenn ich nervös bin
bin ich ganz ruhig.
Denn hab -
fällt mir das Sprechen -
hab ich keine Lust zu sprechen dann ne -
dann bin ich irgendwie -
schluck ich das mehr in mir herein.
Und das=e is aber nich - selber nich so gut -
und das schlägt auch wohl aufen Magen.
Schätz ich.

...

aber ich kann es nich -
kann nich so -
manche können ja das
wenn se nervös sind -
können irgendwie - das nach draußen bringen.
Das kann ich aber nicht nich.
Freß das mehr - in mir herein.
Das is vielleicht n Nachteil
aber - jeder Mensch is eben anders
der kann -
jeder kann es nich so
wie er es gerne -
und die Nervosität - die nimmt auch zu."
(100/13 - 101/23)

Ernst schildert seine "Nervosität" und die Magenbeschwerden als psychosomatischen Zusammenhang und benennt verschiedene bedingende Faktoren. Neben der Unfähigkeit, über Probleme zu sprechen und seine Nervosität "nach draußen zu bringen" führt er wieder die Schlafstörungen, aber auch die Sorgen um seinen kranken Sohn an:

"Das hängt aber auch mit der Schlaf_ -
wenn man am Tage nich richtig -
oder auch nachts -
ich schlaf ja jetzt nachts auch nich so.

Un das merk ich sofort
wenn ich nich richtig geschlafen hab
dann bin ich doch irgendwie nervöser.
Im Bett werd ich schon nervös -
wenn ich dann -
wenn man länger wach liegt ne
und=e kriegt den Schlaf nich
und möchte gerne schlafen.
Und das=e is alles mitentscheidend. - -
Die Kinder vielleicht auch -
das kranke Kind -
alles was da noch dazukommt -"
(101/24 - 102/12)

Aufgrund der Beschreibung seines Arbeitsplatzes, die Ernst auf Nachfrage der Interviewerin gibt, ist anzunehmen, daß auch die psychische Belastung in der Arbeit selbst für die Magenbeschwerden verantwortlich ist.

"I: ... Sie sagten -
Sie sind fünfundzwanzig Jahre oder fast fünfundzwanzig Jahre am gleichen Arbeitsplatz.
Hat sich die Arbeit im Laufe der Zeit dort verändert?
Oder ist es im wesentlichen die gleiche Arbeit geblieben?
Im wesentlichen ist es die gleiche Arbeit geblieben.
Nur die Hektik und so
das is wohl alles etwas - schlimmer geworden. - -
Wir ham - das umgestellt auf Sichtgeräte
wo ich aber nich so direkt - mit zu tun habe.
...
... früher wars etwas ruhiger noch gewesen - - -
man kann sagen
etwas unruhiger is es schon geworden.
Etwas hektiker.
Und etwas mehr Streß -
was man heute so schön sagt
und das -
vielleicht kommt es aber auch dadurch
weil ich nich mehr so viel schlafe
und nich mehr son guten Schlaf habe -
daß ich das vielleicht so empfinde.
Sonst is die Arbeit eigentlich gleich geblieben.
Das hat sich nich viel verändert.
Das is immer der gleiche Törn.
Das is mal n bißchen mehr
mal n bißchen weniger ne.
Das is -

wir sind nicht direkt -
das is keine gleichmäßige Arbeit
das is immer -
wir sind abhängig vom - Stahlwerk -
dem Arbeitsfluß des Stahlwerks -
und des Hochofens.
Wenn der mal - -
den Arbeits -
diesen Eisenfluß
sacht man dazu ne.
Wie der -
wie das Eisen -
wenn der Hochofen mal n bißchen streikt
daß nicht so viel Roheisen gebracht wird -
denn ham wirs auch.
Da ham -
kriegten wir weniger -
dann is die Arbeit etwas weniger.
Und is das alles=e voll drin -
daß es -

...
der Hochofen ...
voll Eisen bringt
und auch das Stahlwerk voll zu tun hat
denn ham wir auch voll zu tun.
Das is -
davon sind wir abhängig
und das is für uns mitentscheidend.
Wir ne - wir ham keine Bevorratung -
daß wir immer sagen
"so wir können" -
wir sind abhängig von dem Eisenfluß ne.
Was da kommt -
das müssen wir abnehmen ..."
(102/15 - 105/2)

Zwei Momente seiner Arbeitssituation betont Ernst Hellberg besonders: die zunehmende "Hektik" und die Abhängigkeit vom "Arbeitsfluß" oder "Eisenfluß" des Stahlwerks. In seiner Arbeit ist er unregelmäßig auftretenden Situationen hoher psychischer Belastung ("Hektik", "Streß") ausgesetzt, die er selber in keiner Weise steuern oder kontrollieren kann. Es kommt zu einer hohen Diskrepanz zwischen (psychischer) Beanspruchung und Handlungskontrolle (cf dazu etwa FRESE 1977, 1978, 1979). Ganz anders als Willi Becker hat Ernst Hellberg keine Möglichkeit, seinen Arbeitsprozeß "autonom" zu gestalten. Auch seine Arbeitsaufgabe ist nicht mit der komplexen Tätigkeit des Facharbeiters Willi zu vergleichen. Ernst arbeitet an einem Steu-

erstand für die Tieföfen im Warmwalzwerk. Nach einer ausführlichen Darstellung der Produktionsphasen, die vor der Bearbeitung der Stahlblöcke in den Tieföfen liegen (105/20 - 107/16) beschreibt er seine Aufgabe folgendermaßen:

"und wenn die gewalzt werden sollen - diese Stahlblöcke -
dann brauchen die -
wir heizen hier auf eintausenddreihundertundfünfundzwanzig Grad
auf.

Müssen die wieder warm - aufgeheizt werden. - -
Und=e dann kommen die bei uns in den Tieföfen rein
und werden da wieder aufgeheizt.

Und diese -
jeder Block hat eine Nummer -
und auch in den Öfen sind bestimmte Plätze
wo die reinkommen -
und das muß alles genau festgehalten werden -
und alles geplant werden -
damit genau nachher bei der Walzung -
und da wird ein Programm erstellt.

Die Nachfolgenden an der Straße - an der Blockstraße - wissen
welcher Block und welche Bramme da kommt.

Und denn wird das im Ofen genau nummeriert
und da wird es auch genau nach Plan eingesetzt in den Ofen.

Und diese Aufteilung die mach ich -
in diesem Steuerstand.

Und denn wird das da eingesetzt -
werden die da aufgeheizt
und dann hab ich eine Sprechanlage -
und wenn die jetzt walzbereit sind -
die werden auf dreizehn -

/hab ich
glaub ich
gesacht -

tausenddreihundertfünfundzwanzig Grad aufgeheizt ((undeutlich und
schnell))/
nach ner bestimmten Zeit -

nach acht Stunden -
oder zehn Stunden so ungefähr - im Schnitt -
kommen die wieder aus den Tieföfen raus -
denn wern die wieder rausgezogen - mitem Kran -
und=e dann muß ich alle Steuerstände an der Blockstraße
verständigen

welcher Ofen kommt - äh und welche -
wenn das nachem Programm geht -
alles programmäßig läuft -
denn hab ich es verhältnismäßig ruhig.

Kommt aber mal was außer der Reihe ...
 dann muß ich jeden einzelnen Bescheid sagen -
 daß was außer de_ - außer der Reihe gezogen wird ne.
 Und das is alles meine Aufgabe.
 Un denn hab ich zwei Telefons
 da bei mir im Steuerstand
 eine Sprechanlage und=e - -
 wie gesacht -
 wenn alles normal läuft -
 dann is es - einigermäßen ruhig."
 (107/17 - 109/19)

Der Arbeitsablauf richtet sich "genau nach Plan", nach einem "Programm", das (von anderen) "erstellt wird" und auf das Ernst Hellberg keinen Einfluß hat. Er muß den Programmablauf verfolgen, kontrollieren und die anderen Steuerstände informieren, "welcher Ofen kommt". Die Arbeit beansprucht permanente Konzentration und Ausführung vorgegebener Aufgaben, d.h. ein "Checken" der durch den "Eisenfluß" bestimmten Programmpunkte. "Persönlich" in den Produktionsprozeß "eingreifen" muß Ernst nur, wenn etwas "außer der Reihe" kommt. Dann muß er schnell reagieren, die Informationen zwischen den Steuerständen koordinieren, auf Anfragen antworten. In dieser Situation ist erhöhte Konzentration gefordert, die von der psychischen Disposition der Person Ernst abhängig ist.

"Aber oft is es so -
 wenn was verkehrt kommt -
 denn kommt noch mal -
 denn kommt das dazu -
 denn fragt einer -
 von der Ofenbühne können die bei mir im Steuerstand nachfragen
 oder von der Straße komm bei mir -
 fragen bei mir an -
 und so komm denn alle zusammen -
 und denn is es ziemlich hektisch und unruhig.
 /Und das is denn die Sache -
 und wenn man denn nich geschlafen -
 und denn noch immer Nachtschicht -
 man hat sich nich richtig ausgeschlafen ((schneller))/
 und is sowieso n bißchen - nervös
 und das das sind denn Sachen -
 die einem sehr zu schaffen machen."
 (109/20 - 110/9)

Ernsts Arbeitsaufgabe erfordert also - anders als die eines Facharbeiters - vorwiegend unspezifische, nicht auf den Inhalt des Produktionsprozesses bezogene Fähigkeiten (Konzentration, Reaktionsfähigkeit, Zuverlässigkeit usw.). Ernst "produziert" nichts, er hat kaum ei-

nen stofflichen Bezug zur Arbeit. Seine persönlichen Fähigkeiten sind (mit Ausnahme der genannten) nicht gefragt. Sein Handlungsspielraum ist stark eingeschränkt, durch das vorgegebene "Programm" festgelegt. Seine Tätigkeit selbst besteht aus relativ wenigen Einzelhandlungen.

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum Ernst Hellberg nicht - wie beispielsweise Willi Becker - spontan von seiner Arbeit bei Stalcon erzählt: 'es gibt nichts zu erzählen'. Er arbeitet "routinemäßig". Das Ereignis, das die Routine durchbricht - "wenn mal was außer der Reihe kommt" -, ist im Grunde das einzige, von dem Ernst erzählen kann. Er wiederholt die Darstellung eines solchen "Zwischenfalls" dann auch unmittelbar hintereinander:

"Sonst - wenn alles normal läuft -
denn - und ich bin jetzt fünfundzwanzig Jahre bald da -
also - - bin da routinemäßig -
kann mich nichts ausse Ruhe bringen -
kann mir auch nichts -
kann mir auch keiner -
irgendwie durch die langjährige Erfahrung -
irgendwie durcheinanderbringen -
aber es kommt doch schon mal vor -
wenn nun mal das Eis_ ausser Reihe kommt -
und jeder fragt denn
"was is da los?
Welcher Block kommt jetzt?" -
Oder "melde dich mal eben"
und denn ruft der eine dies
und der andere das -
und wenn man das alles so verkraften soll -
denn komm noch welche rein -
das is ja nich so -
daß man da abgeschlossen is -
daß ein Durchgang -
komm da rein -
"Mensch - das is doch irgendwas falsch" - und so -
das kommt alles bei mir zusammen.
Un der Mann -
den Posten
den ich hab -
der muß dann jeden verständigen -
und das is dann sehr nervenaufreibend ne.
Aber sonst - kann ich mich arbeitsmäßig nich beklagen -
weil ich körperlich überhaupt keine Anstrengungen habe.

[I: Dann ist das in erster Linie psychische
psychische Belastungen

I: Belastungen und Anstrengungen - hm

ja genau.

Das ist der Hauptpunkt."

(110/10 - 111/16)

Die zitierten Interviewpassagen belegen, daß die Lohnarbeit für Ernst in erster Linie eine Belastung darstellt und kaum positive Identifikationsmöglichkeiten bietet. Er verrichtet eine "inhaltsleere" Arbeit, in der partialisierte Handlungen und einseitige Leistungen gefordert sind. In der Arbeit selbst erwirbt er keine neuen Fähigkeiten (s. Willi Becker). In der von SEVE vorgeschlagenen Systematik könnte man seine Arbeit der "abstrakten Aktivität der Abteilung II" zuordnen (s. S.38). Ernsts Leistungsfähigkeit (einschließlich basaler physiologischer Leistungen) wird vernutzt, ohne daß er einen "Nutzen" davon hat - mit Ausnahme des Lohns. Angesichts seiner biographischen Erfahrungen mit Lohnarbeit und der objektiven Bedingungen seines Arbeitsplatzes wäre es problematisch, seine eindeutige Bewertung der Arbeit als "Verdienstquelle" mit einer (innerpsychischen) "instrumentellen" Arbeitsorientierung erklären zu wollen.

Verdeutlicht man sich abschließend die von Ernst geschilderte Belastung durch die Schichtarbeit, so erscheint es zunächst kaum verständlich, daß er ihr auch einen positiven Aspekt abgewinnen kann. Er weist auf einen "Zeitgewinn" durch die Schichtarbeit, besonders durch die Nachtschichten, hin:

*"weil ich durch Schichtarbeit morgens oft zuhause bin -
auch bei Nachtschicht -
man hat doch -
man ist irgendwie öfters zuhause -
als wenn man nur am Tage arbeiten würde. - -*

...

man kann der Frau etwas mehr helfen -"
(66/19 - 66/28)

Dies formuliert Ernst unter Bezugnahme auf eine akute Krankheit seiner Frau. An anderer Stelle sagt er:

*"Durch die Schichtarbeit -
weil ich ja Schichtarbeit -
auch sonntags arbeite -
hatt ich denn inner Woche frei -
so hab ich immer - immer gearbeitet.*

...

*weil ich inner Woche - meine freien Tage hab -
denn konnt ich was machen -"*
(61/6 - 61/15)

Wenn Ernst Hellberg den Nutzen der "arbeitsfreien" (= von Erwerbsarbeit freien) Zeit darin sieht, *arbeiten* zu können, so meint er damit offensichtlich eine ganz andere "Arbeit".

"Eigenarbeit"

In verschiedenen Erzählungen beschreibt Ernst Hellberg seine Arbeit an Haus und Garten, die seine Zeit außerhalb der Lohnarbeit nahezu vollständig in Anspruch nimmt. Da es sich dabei nicht um eine tauschwertorientierte Arbeit handelt, sondern um eine Tätigkeit, die ausschließlich Gebrauchswerte für den eigenen Bedarf schafft, wird diese hier mit dem Begriff "Eigenarbeit" bezeichnet.

Zur Arbeit an seinem ersten Haus, das zum Zeitpunkt des Kaufs "erst ganz wüst" (57/13) aussieht, sagt Ernst: "... so ham wir immer voll zu tun gehabt. Wir warn immer voll in Arbeit." (56/26f) Er erzählt:

"nun wollten wir ja auch daraus was machen -
wollten darin wohnen -
so gut - und so schön -
wie wir uns das vorgestellt haben -
haben wir das denn da ausgebaut - - -
und ham dann hinten -
im Garten -
war alles -
warn großer Garten -
da warn zweitausend Quadratmeter Land - -
Grundstück warn dabei -
bei dem Haus ne.
Und das war n großer Garten -
ja das war alles - verkommen -
da war nichts mehr -
da war alles nur altes Gras -
da mußten wir denn - Rasen mähen -
da ham wer uns was umgegraben -
damit wir -
wir kam ja beide von der Landwirtschaft -
wir ham denn Kartoffeln gepflanzt -
Gemüse angebaut und so -
Erdbeeren vor allen Dingen -
das war unser Wichtigstes -
wir kamen aussem Moor -
da gab es keine Erdbeeren ne -
da konnten wir schlecht Erdbeeren (pflanzen) -
hier - konnten wir selber Erdbeeren anpflanzen.
Das war für uns das Allerwichtigste auch mit -
daß wir jetzt selber Erdbeeren ernten konnten ne. - -
Die wuchsen hier auch gut -
und da - hatten wir beide viel Spaß dran. - -
Und so ham wir das denn da alles - -
mit der Zeit -

Schwiegervatter sachte damals noch
 "och bis ihr da fertig seid -
 da habt ihr noch vier - fünf Jahre zu tun" -
 da sacht meine Frau
 "ach so lange wolln wir da nich bei sein".
 Aber es hat tatsächlich so lange gedauert. - -
 Bis wir alles son bißchen im Griff hatten -
 sind einige Jahre draufgegangen.
 Bis wir alles fertich hatten - ne.
 Und immer gearbeitet.
 Durch die Schichtarbeit -
 weil ich ja Schichtarbeit -
 auch sonntags arbeite -
 hatt ich denn inner Woche frei -
 so hab ich immer - immer gearbeitet. Ne.
 Wenn -
 weil ich inner Woche - meine freien Tage hab -
 denn konnt ich was machen -
 denn ham wir gegraben -
 oder ge_ - na gemauert - hab ich auch schon da etwas -
 sogar Garagen -
 ham wir uns zwei Garagen -
 die hab ich selber gemauert - da schon. - -"
 (59/21 - 61/21)

An dieser Passage werden bereits zentrale Unterschiede der Arbeit an Haus und Garten gegenüber der Lohnarbeit erkennbar. In seiner "privaten" Arbeit kann Ernst Hellberg nach seinen Vorstellungen handeln. Er verfolgt ein selbstgesetztes Ziel. Die Arbeit ist konkret. Er schafft mit seinen Händen sinnlich wahrnehmbare Ergebnisse, die nicht nur unmittelbaren Gebrauchswert für ihn und seine Familie haben (Kartoffeln, Gemüse), sondern sogar eine Art "Luxus" (Erdbeeren) darstellen. Das Beispiel mit den Erdbeeren verdeutlicht die Freude und den Stolz in bezug auf die eigene Arbeit. Anders als in der Industriearbeit hat Ernst bezüglich der landwirtschaftlichen Arbeit das Gefühl einer besonderen persönlichen Kompetenz. In dieser Hinsicht geht er - durchaus ähnlich wie Willi Becker - "selbstverständlich" mit seinem Können um: "wir kamen ja beide von der Landwirtschaft".

Diese Aussage läßt erkennen, daß Ernst zur landwirtschaftlichen Arbeit - anders als zur industriellen Lohnarbeit - ein unmittelbares, ursprüngliches Verhältnis hat, das nicht nur aus seiner eigenen Biographie resultiert, sondern auch aus der Tradition seiner Familie. Seine Arbeit am Haus und auf dem dazugehörigen Land kann auch als eine (Rest-)Form der Teilnahme am ländlichen Lebens- und Produktionszusammenhang interpretiert werden.

Ein weiterer Unterschied zu den Berichten über seine Arbeit bei Stalco ist der hohe Detaillierungsgrad seiner Erzählungen über die

"Eigenarbeit", besonders die Arbeit am Haus. Dies belegt exemplarisch die folgende Passage:

"aufem Flur dann -
hab ich - hab ich das erste Mal gemauert -
einen Eingang gemauert und ne Treppe -
damit wir von da in den Keller konnten ne.
Und ne Tür vorgemacht -
das war sicherer -
vor allen Dingen für die Kinder damals - ne. - -
...
und dann ham wir auch die Garagen gemauert -
da -
weiß ich noch -
da lief -
standen hier draußen noch die ganzen Steine und das -
und - aufem Hof ham wir denn Steine da hingestellt für die
Garage -
und da war auch alles gefährliche Sache noch -
da warn die Kinder dann klein gewesen ne -
mußten wir da immer aufpassen -
und denn ham wir aber -
hab ich selber denn die Garagen da - -
selber gemauert.
...
aber - das große Grundstück -
das blieb immer -
diese zweitausend Quadratmeter - -
da hatten wir viel Arbeit mit. - -
Da muß ich immer -
ein großes Stück hatten wir zu Rasen gemacht -
mußt ich immer Rasen mähen. - -
Und das -
mochten auch immer gerne das bißchen ordentlich haben -
weil das direkt hier anner Straße liegt - das Grundstück -
sollte auch nich alles so verkommen sein - aussehen -
und so mußten wir immer -
immer arbeiten -
immer arbeiten -
damit wir alles - einigermaßen in Ordnung - hatten."
(62/24 - 64/13)

Die beschriebene Arbeit ist vielfältig (mauern, Tür bauen, graben, pflanzen, mähen usw.) und umfaßt ganzheitliche Tätigkeiten, die Herstellung von Produkten von Anfang bis Ende. Dabei ist immer ein direkter Bezug zu den Bedürfnissen und Notwendigkeiten des Lebens in der Familie erkennbar (Kinder, Nahrung, Wohnung). Die Arbeit hat unmittelbaren Gebrauchswertcharakter.

Ernst deutet auch Ansprüche an die *Qualität* seiner Arbeit an ("mochten auch immer gerne das bißchen ordentlich haben"), die - gerade bezüglich der Gartenarbeit - auch am sozialen Vergleich zu den Nachbarn und den Erwartungen der dörflichen Öffentlichkeit orientiert sind. Die erzielten Erfolge rechtfertigen, daß Ernst und seine Frau "immer arbeiten, immer arbeiten" müssen.

Ein weiterer Aspekt ist für die "Eigenarbeit" nicht unbedeutend: Ernst arbeitet zusammen mit seiner Frau. Besonders beim Bau des zweiten Hauses wird deutlich, daß er nicht von seiner individuellen, sondern der *gemeinsamen* Leistung erzählt. Die folgende Interviewpassage wird hier in ganzer Länge wiedergegeben, um die Lebendigkeit und den hohen Detaillierungsgrad der Erzählung - im Vergleich zu den eher "stereotypen" Berichten über die Schichtarbeit - zu dokumentieren.

"und - im Mai dann denn ham wer -
weiß ich noch -
ein Tach - vor - -
wann war das Ostern?
Oder was -
sin wir angefangen auszu -
oder ersten Mai -
ja das stimmt -
sind wir hier angefangen auszuschachten.
Son großen Bagger hiergehabt -
ham wir dann erst ma alles unterkellert.
Wir wollten denn auch -
ham wer gesacht -
"da ham wir kein Keller" -
im alten Haus hatten wir nur n kleinen Keller -
"wenn schon - denn wolln wir alles unterkellern.
Machen wer s ganze Haus".
Ja - und dann hatten wer den Keller raus - -
"wer mauert uns jetzt das Haus -
den Keller erst mal?" - -
Da konnten wir aber nich so richtig Leute kriegen -
und da hab ich gesacht
"ach - wir versuchen es mal -
selbst zu machen -
was wir selbst machen können". - -
Hatte ich hier auf der Nachbarschaft einen Maurer -
der hat mir denn erst mal so gezeigt -
wie man die Ecken und das -
erst mal das aus(...)
und dann ham wer die Sohle gegossen -
das ham wer auch selbst gemacht - -
Kellersohle -

denn ham wir schon die - Rohre da reingelegt -
das ham meine Frau und ich gemacht -
alles -
den Abfluß unter die Sohle gemacht -
alles in (...)
und alles hundertprozentig - -"
(73/12 - 74/23)

Ernst erzählt hier, wie er mauern lernt, Rohre verlegt und alles selbst und "hundertprozentig" macht. In der konkreten Arbeit erwirbt er neue, sehr komplexe und vielfältige Fähigkeiten - wie auch seine Frau, die die Planung des Hauses selbständig durchführt.

"meine Frau hieß hier nachher nur noch der Architekt - -
weil sie alles geplant hat -
sie hat auch die Zeichnungen -
das alles selbst geplant.

I: Den ganzen Entwurf?

Den ganzen Entwurf hat sie gemacht -
so - also vorgezeichnet ne.

Der Zeichner hat das nur noch abgezeichnet.

[I: (...) Statik und so

Statik - aber alles andere
aber vorge_ - vorgefertigt ham wir alles
und hauptsächlich sie -
hat sie das so entworfen.

So nach unsern -
davon ham wir auch noch -
erst mal auch -
damit wir da die - die Schlafzimmer -
und daß wir da weg -
aber auch so nach unsern Vorstellungen -
wie ich vorhin schon sagte -
wie wir das uns vorgestellt hatten ne.

Ham wir so selbst entworfen -
den ganzen Bau."

(74/24 - 75/16)

Nicht nur der Stolz auf die Leistung (besonders die seiner Frau) kommt hier zum Ausdruck, sondern vor allem auch die hohe Bedeutung der Autonomie in der Arbeitsplanung. In der nachfolgenden Passage erzählt Ernst von der schrittweisen Realisierung des Plans.

"na un denn sind wir angefangen zu mauern. - -
Die Ecken - hat der Maurer uns ang(...)
erst ma (...) -
Und denn aufem Pflingsten
(wie wer schon mal)

ham wer denn hier -
morgens schon -
rechtzeitig in aller Frühe -
vier Uhr sind wir schon angefangen Steine runterzulassen
und dann (...) -
und so hab ich den ganzen Keller erst ma -
ham wir selbst gemauert.
Meine Frau hat Steine und Kalk und so
und ich hab denn selbst die ganzen Maurerarbeiten
ohne ohne handwerkliche -
also ohne Vorbedingungen -
ja - also - ich hab ja sonst -
Garage -
ja das war das einzige
was ich gemauert habe -
aber sonst - überhaupt noch nich gemauert ne.
Ham wer den ganzen -
und da gingen Steine rein -
und denn war das dieser Sommer -
ja - dicken Wände alles -
die wurden ja -
weiß nich mehr wie -
sechsenddreißiger Wände -
da gingen unheimlich viel Steine rein -
alles diese Kalksandsteine -
und da war - ((schluckt))
war das sechsendsiebzig grade son ganz heißen Sommer - -
da ham wir inne Hitze hier unten gestanden -
also das blendete -
durch diese weißen Steine -
man konnte zuletzt nichts mehr sehen.
Da sind wir denn schon morgens ganz früh angefangen -
und abends noch -
wenn die Sonne n bißchen weg war.
Am Tage konnte man gar nicht mehr -
man wurde richtig -
also blind irgendwie -
durch diese weißen (...) -
die Steine warn ja schneeweiß ne -
und denn die Hitze da - im Keller -
die stand ja darin ne.
Das war ein Jahr -
ein ganz schlechtes -
warn schöner Sommer -
aber für uns wars ein - schwieriges
...

Denn ham wir die Keller_ -
 ham wir alles selbst gemauert -
 ham die Kellerdecke - -
 ham wer die Betondecke -
 ham wer alles selbst eingeschalt -
 selbst gegossen - -
 I: Wahnsinn
 alles selbst gemacht in (einem)
 wir beide -
 und denn ham wer ma paar -
 ham uns paar Nachbarn und so geholffen mal ne -
 aber - im großen und ganzen ham wir alles selbst gemacht. - -
 Und dann ja - denn wollten wir oben weiter -
 ach - das wollten wir eigentlich nich selbst machen -
 hatten wir gar nich vorgehabt -
 wir wollten das machen lassen.
 Aber - denn krichten wir auch nich so recht Leute -
 ham wer gesacht
 "ach wer fangen an". - -
 Denn ham wer hier auch alles -
 denn ham wer die erste Etage auch alles selbst gemacht. - -
 Die Steine hochgeschmissen ja -
 unter -
 hier noch nich -
 hier unten noch nich -
 da ging das noch so (einfach) mit Yton -
 dann die Außenwände -
 die Innenwände mit Yton -
 noch alles selbst gemacht -
 das (br_) ging auch schneller da -
 - außen umzu
 - I: unheimlich groß nicht?
 Und die sind groß - -
 das brachte auch was -
 das macht -
 hat das auch Spaß gemacht -
 da konnte man sehen
 daß es weiterging ne - -
 dann kam wieder die Decke -
 ham wer wieder selbst eingeschalt -
 alles mit den Architekten hier ((deutet auf seine Frau)) -
 der genau alles
 das hat sogar -
 hier ham wer noch son Träger -
 das hat sogar der Bauunternehmer -
 der hat das nich gesehn -

das hat sie festgestellt -
daß der Träger falsch war -
daß der viel zu hoch lag. - -
Ne - sie war immer eisern dabei
und hat das aus_ -
denn ham wer das sogar niedriger gesetzt -
diesen großen Träger -
war das gewesen ne -
der war sechs Meter lang
oder wie lang war der noch
der war unheimlich schwer da -
mußten wir noch wieder runtersetzen -
weil der zu hoch war. - -
Ham wer die Decke auch eingeschalt selber -
wir wolltens machen lassen -
aber der Bauunternehmer da - der hatte grade keine Zeit -
ham wer gesucht
"machen wer selber".

Alles.

Un Beton ham wer auch selber -
nur Eisen - das Eisen und das - hat er natürlich -
das mußte der Bauunternehmer ja richtig abnehmen -
daß es - alles auch hundertprozentig darinlag -
aber Beton und das ham wer alles selbst gemacht
in eigener (Regie).

Ja und so ham wir das Jahr neunzehnhundertsechundsiebzig -
siebenundsiebzig -
ham wir anderthalb Jahre dies Haus gebaut hier -
das wir hier jetzt haben. - -"
(75/17 - 80/10)

Ernst schildert anschaulich die mühsame, harte körperliche Arbeit in der sommerlichen Hitze, bei der seine Frau "eisern dabei" ist. Wieder kommt der Stolz auf die in der Arbeit erworbene Kompetenz zum Ausdruck (die Frau entdeckt einen Fehler, der nicht einmal dem Fachmann aufgefallen ist). Der "Lohn" der Arbeit ist nicht nur das fertige Haus, sondern auch der begründete Stolz, "alles selbst" gemacht zu haben, und das daraus gewonnene *Selbstbewußtsein*: "und so ham wir hier uns ein neues Haus in eigener Regie aufgebaut" (83/25). Im folgenden Textabschnitt wird deutlich, daß nicht nur das Ergebnis der Arbeit, sondern der Arbeitsprozeß selbst befriedigt und "entlohnt". Trotz der doppelten Arbeitsbelastung geht es Ernst und seiner Frau körperlich und psychisch gut. Die Arbeit hat sie "hochgerissen".

"Und alles neben der Arbeit.

Ich hab Schichtarbeit -
nur inner Urlaubszeit - und so

hab ich denn Urlaub genommen
 und neben Schichtarbeit die Arbeit weitergemacht. - -
 Ja - das war ein ganz hart_
 warn anderthalb -
 aber es hat Spaß -
 /irgendwie hat es Spaß gemacht
 wenn man sieht -
 daß es schön wird -
 daß es irgendwie -
 daß es weitergeht - -
 und=e - - denn hat man auch seine Freude irgendwie daran. ((etwas
 getragen))/
 Jedenfalls -
 ja nich einfach -
 aber irgendwie sind wir da -
 wir ham -
 uns hat nichts gefehlt -
 eigentlich nich.
 Auch meine Frau nich -
 die is sonst immer - immer n bißchen -
 aber da ging das alles -
 das ging so als - -
 ja - irgendwie ob die Arbeit uns hochgerissen hat - oder
 wir wissens selber auch nich -
 jedenfalls uns -
 wir sind nich krank gewesen -
 uns fehlte gar nichts. - -
 Ich hatte vorher immer Magen_ -
 miten Magengesch_ -
 viel miten Magen zu tun -
 alles weg da.
 Woher das gekommen is -
 wir wissens selber nich.
 Ob es die Arbeit gemacht hat?
 Oder - ich weiß es nich.
 Jedenfalls - nich einmal krank gewesen -
 die ganze Zeit nich -
 gar nichts. - -"
 (80/11 - 81/26)

Der Hausbau bedeutet nicht einfach eine quantitative Verdoppe-
 lung der Arbeitsbelastung. Schon die Tatsache, daß Ernst neben der
 anstrengenden Schichtarbeit *überhaupt in der Lage ist*, das Haus in so
 kurzer Zeit zu bauen, läßt darauf schließen, daß diese "Eigenarbeit"
qualitativ von der Lohnarbeit unterschieden ist. Der Hinweis auf die
 körperliche und psychische Gesundheit zur Zeit des Hausbaus läßt ver-
 muten, daß nicht allein die konkreten Merkmale der "Eigenarbeit",

sondern vor allem ihre Funktion im "psychischen Haushalt", in der "Ökonomie der Persönlichkeit" (SEVE), diese andere Qualität ausmacht.

Die Merkmale der "Eigenarbeit" lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Arbeit ist an den persönlichen Bedürfnissen und Vorstellungen orientiert (Gebrauchswertcharakter). Ernst Hellberg entwickelt den übergeordneten Handlungsplan (Entwurf des Hauses, Umbauvorstellungen, Anlage des Gartens usw.) "autonom". Auch die Durchführung des Plans erfolgt "in eigener Regie" - in enger Kooperation mit seiner Frau.

Die einzelnen Arbeitsprozesse sind ganzheitlich und komplex. Ernst erwirbt neue, sehr vielfältige Fähigkeiten in der Arbeit. Er erweitert seine Handlungskompetenz erheblich und gewinnt an Selbstbewußtsein. Der breite Raum, den die Erzählungen über die "Eigenarbeit" im Rahmen der gesamten Lebensgeschichte einnehmen, läßt darauf schließen, daß diese einen zentralen Stellenwert für Ernsts (biographische) Identität hat.

Vergleichbares läßt sich für die *Lohnarbeit* nicht feststellen. Sie ist geradezu gegenläufig charakterisiert: keine Autonomie in der Planung und Ausführung der Arbeit; keine Lernmöglichkeiten, sondern Vernutzung von Fähigkeiten; partialisierte Handlungen; kein persönlicher Bezug zu den Arbeitsinhalten; Tauschwertcharakter (s.o.). Die konkrete Tätigkeit bei Stalcon beinhaltet offensichtlich keine Ansatzpunkte für die Ausbildung von persönlicher Identität und Selbstbewußtsein. Sie ist einschränkend und belastend, nur durch die Notwendigkeit der materiellen Existenzsicherung legitimiert.

"Arbeit als Ausgleich zur Arbeit"

Es ist nun zu fragen, welche Beziehung zwischen den beiden, zunächst getrennt diskutierten Arbeitsbereichen besteht. Einen ersten Hinweis, daß beide Arbeitsbereiche auch in der subjektiven Sichtweise Ernst Hellbergs deutlich unterschieden sind, gibt bereits die Darstellungsweise im Interview. Während Ernst von seiner Arbeit in Haus und Garten sehr detailliert und lebendig *erzählt*, thematisiert er die konkrete Tätigkeit bei Stalcon von sich aus überhaupt nicht. Erst auf Nachfrage der Interviewerin berichtet er darüber. Er beschreibt zwar ausführlich den Produktionsprozeß im Stahlwerk, von *seiner Arbeit* dort kann er jedoch kaum etwas *erzählen* - weil es eben kaum "Erzählenswertes" gibt.

Aus dem Interview geht weiter hervor, daß offensichtlich kein Transfer inhaltlicher Aspekte zwischen den beiden Arbeitsbereichen stattfindet. Ernst kann seine "privat" erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht in die Arbeit bei Stalcon einbringen. Sie werden dort nicht verlangt. Umgekehrt gibt es kaum Handlungselemente sei-

ner Tätigkeit im Stahlwerk, die er auf seine Arbeit zuhause übertragen und nutzbringend verwenden könnte.

Dennoch besteht eine enge - "äußere" - Beziehung zwischen beiden Arbeitsbereichen. Die Belastung durch die Schichtarbeit ist ein zentrales Motiv dafür, daß Ernst Hellberg überhaupt Um- und Neubaupläne entwickelt. Die täglich "am eigenen Leibe" erfahrenen Auswirkungen der Schichtarbeit halten den Gebrauchswert seiner Eigenarbeit präsent. Die Eigenarbeit wird also hauptsächlich durch die Schichtarbeit begründet, aber auch - in Ernsts Sicht - durch diese begünstigt (mehr "Freizeit" am Tage durch den Schichtrhythmus).

Andererseits hat die Eigenarbeit "kompensatorische" Funktion in bezug auf die Schichtarbeit: Dabei hilft nicht nur das Resultat der Arbeit, das Haus, die Belastungen durch die Schichtarbeit besser zu ertragen. Die konkrete Arbeit selbst - als "körperliche Arbeit" - schafft für Ernst einen "Ausgleich" zu der psychophysisch belastenden Überwachungs- und Steuerungstätigkeit bei Stalcon. Ernst beschreibt diesen Zusammenhang folgendermaßen:

"... wie wir hier dann in Poggenbühl warn -
da hatten wir auch immer -
hatt ja immer noch körperliche -
kann ich eigentlich nich sagen
daß mir da was gefehlt hat -
weil ich hier Garten gegraben hab
und immer hier mich körperlich betätigt habe.
Zuhause.
Sonst würde Ich sagen
hätte mir vielleicht etwas gefehlt.
Davon ich geh auch gern in den Garten.
Auch graben und so.
Da äh - bin froh -
wenn ich ma rauskomm
und kann ma bißchen in Garten gehn -
und da mal graben und so ne.
Also ja - würde -
weil ich hier den Ausgleich hab
sonst würde mir vielleicht etwas fehlen.
Das könnte man schon sagen.
Ne aber - das hab ich -
das mach ich hier irgendwie durch Gartenarbeit -
oder - im alten Haus
durch die Arbeit immer -
die wir so - -
die hab ich mich -
hier zuhause den Ausgleich immer gehabt bis jetzt."
(112/8 - 113/8)

Die Gartenarbeit ist für Ernst Hellberg "Freizeit" und "Hobby", was aus der folgenden Passage noch deutlicher hervorgeht:

"Unsere Freizeit ist eben - der Garten und diese Sachen.
Und dies - das ist unser Hobby -
was wir so an Freizeit.
So Spaziergehen und so -
das liecht uns eigentlich gar nich.
Weil wir auch immer -
sonntags schon mal -
aber - weil ich sonntags immer
drei - drei Sonntage arbeiten muß -
und nur den vierten Sonntag -
dann gehn wir schon mal spazieren.
Aber sonst -
Gartenarbeit -
das ist -
das ist unser Hobby.
Und in der Woche -
hier auf dem Lande -
geht man in der Woche - sowieso nich so spazieren -
in der Stadt is das immer etwas anders ne.
Da gehn nur wenige -
na - nu wird das hier in Poggenbühl auch schon bißchen anders -
weil hier allerhand - Langstädter und so zugezogen sind -
aber - nich so wie in der Stadt -
is das hier nich.
Die alle -
der größte Teil arbeitet in der Woche aufem Land
und denn arbeitet man schon so automatisch mit.
Ob man will oder nich."
(114/10 - 115/17)

Hier wird auch das Eingebundensein der Arbeit in einen größeren sozialen Zusammenhang erkennbar. Gartenarbeit ist in der ländlichen Öffentlichkeit etwas "Normales". Sie wird erwartet. Wer seinen Garten nicht "in Ordnung" hält oder gar "verkommen" läßt, hat gewiß mit sozialen Sanktionen zu rechnen. Erst derjenige, der - wie Ernst Hellberg und seine Frau - die Erwartungen erfüllt, wird in der Dorfgemeinschaft akzeptiert und kann seinerseits eine Identität als Mitglied dieser 'community' entwickeln. Letzteres ist für Ernst, der selbst vom Land stammt, besonders wichtig, da er durch die Schichtarbeit ohnehin aus vielen Bereichen des Dorflebens ausgeschlossen ist (Feste, Vereine usw.). - Auch hier ist ein Unterschied zur Arbeit im Stahlwerk festzustellen: Die "soziale Verankerung" der Arbeit - oder genauer: der "Person Ernst" in seiner Arbeit - in einem übergeordneten, für das Subjekt erkennbaren gesellschaftlichen Zusammenhang

ist dort offensichtlich nicht gegeben. Jedenfalls thematisiert Ernst seine Lohnarbeit nicht unter dem Aspekt des sozialen Zusammenhangs wie etwa Willi Becker (s. "Kollegialität").

Das Verhältnis zwischen den beiden Arbeitsbereichen kann damit durchaus im SEVEschen Sinne als "entzweit" betrachtet werden: hier die "abstrakte Arbeit", die keine Möglichkeiten der Erweiterung persönlicher Fähigkeiten und der Identitätsausbildung bietet, und dort die "konkrete Arbeit", die in der beschriebenen Weise als "Kompensation" zur Lohnarbeit fungiert. Die Beziehung zwischen beiden "Sektoren" wird durch den Lohn - als Preis der abstrakten Arbeit und Voraussetzung für die konkrete Arbeit im Reproduktionsbereich - hergestellt. In Ernst Hellbergs Beispiel ist allerdings der Anteil der "konkreten Arbeit" für die Persönlichkeit (im SEVEschen Sinn) vergleichsweise hoch. Ernst "kompensiert" die Lohnarbeit nicht nur durch passive Konsumhandlungen (wie SEVE annimmt), sondern vor allem durch produktive Tätigkeit. Er schafft sich gleichsam eine befriedigende, "nicht-entfremdete" Arbeit als Gegengewicht zur Lohnarbeit. Es gelingt ihm offensichtlich trotz der beschreibbaren "Entzweiung" eine "Synthese", die in SEVEs Modell nicht "vorgesehen", aber das eigentlich interessante psychologische Phänomen der "Persönlichkeit" ist. Auf diesen Aspekt wird in der Abschlußdiskussion näher eingegangen. In Ernst Hellbergs Schlußsatz des Interviews sind jedenfalls beide Aspekte von "Arbeit" enthalten:

*"Ja - und so kann man sagen -
ist das Leben -
der größte Teil is - Arbeit gewesen."
(116/13ff)*

2.3.1.4 Jürgen Mahnke

Vorbemerkung. Jürgen Mahnke arbeitet seit mehr als zwanzig Jahren - wie Ernst Hellberg - als angelernter Schichtarbeiter bei Stalcon. Auch er erzählt in seiner Lebensgeschichte nichts über die konkrete Tätigkeit, die er dort in einer "Maschinenabteilung" (23/25), seit anderthalb Jahren als Vorarbeiter, ausübt. Auf eine Nachfragephase wurde mit Rücksicht auf Jürgens Hemmungen bezüglich der Tonbandaufnahme im Interview verzichtet. Informationen aus einer Betriebsbesichtigung sowie aus informellen Gesprächen mit Jürgen ermöglichen jedoch eine grobe Skizzierung seiner Aufgaben bei Stalcon: Er arbeitet in der Walzenschleiferei des Warmwalzwerks, wo er als Vorarbeiter hauptsächlich Überwachungs- und Kontrollfunktionen wahrnimmt. Er ist für die Effektivität der Arbeit seiner Abteilung zuständig (Kontrolle der Oberflächenqualität der Walzen, Verantwortung für die Standzeit der Walzen, für die Leistung der Walzenschleifer usw.).

Vor seiner Stellung als Vorarbeiter hat er vermutlich eine Schleifmaschine oder mehrere Automaten in der Abteilung bedient (Anlernfähigkeit).

Jürgen Mahnkes Lebensgeschichte hat noch deutlicher als Willi Beckers den Charakter einer "Arbeitsbiographie". Er beginnt seine Erzählung erst mit dem Zeitpunkt seiner Schulentlassung bzw. Aufnahme der Erwerbstätigkeit und berichtet fast nichts über seine Familie oder Ereignisse, die außerhalb seiner Erwerbsarbeit liegen. Bei einer ersten thematischen Grobanalyse fällt ein Aspekt ins Auge, der eine deutliche Parallele zu Ernst Hellbergs Erzählung aufweist: Jürgen thematisiert die Arbeit bei Stalcon ebenfalls nur unter den beiden Aspekten "Lohn" und "Belastung durch die Schichtarbeit".

"Lohnorientierung"

In Jürgen Mahnkes Interview findet sich eine Reihe von Indizien für die hohe Bewertung des finanziellen Aspekts von Arbeit. An einer Stelle formuliert er explizit:

"ja und es ist ja immerhin so
das Finanzielle
das is ja immer das A und O ne
ich finde -
wo nix is
kommt nix nech"
(11/7ff)

Diese Sätze fügt er gewissermaßen als "Erklärung" in eine Geschichte ein, die von seiner Kündigung in einer Kfz-Werkstatt erzählt (cf 9/11 - 12/8). Auch seinen ersten Arbeitsplatzwechsel (Kündigung im Lehrbetrieb) begründet er mit der Höhe des Lohns:

"un der wollte mich ganz gerne behalten -
un da hab ich das -
als Geselle dann in der Woche fünfzich Mark bekommen ne
un da hab ich zu ihm gesacht
ich sach
"also für fünfzich Mark also da spielt sich nix mehr ab".
"Jo ich kann nich mehr bezahlen
un wir bezahlen ja schon Tarif"
un Tarif
da ham die sich da ja sowieso nich nach gerichtet
na wenn das aufm Lande is ne
die ham gesacht
"hier im Schnitt fünfzich Mark"
un der andre krichte fünfundsiebzig Mark

oder was weiß ich da
wie das früher da noch lief
wenigstens - nach Stunden wurde nich geguckt
wenn der Wagen fertich sein mußte
mußte der Wagen fertich sein -
un da hab ich gesacht
"Is in Ordnung"
ich sach ((räuspert sich))
"am Fünfzehnten is der Erste". -
Jo un da ham se natürlich erst ma getrabbelt
un ich sollte doch unbedingt dableiben
und wegen Altgesellen
weil ich mich mit dem gut verstand
hab ich gesacht
"Is nix".
(6/15 - 7/14)

In einer anderen Arbeitsstelle, in einer "Rotte" bei der Bundesbahn, muß er schwere körperliche Arbeit verrichten, die weit unter seinem Qualifikationsniveau liegt. Immerhin hat er "ne ganze Zeitlang durchgehalten" (14/4), weil er dort einen relativ hohen Lohn bekommen hat: "... da hab ich auch einigermaßen ganz gutes Geld verdient" (14/10). - Eindeutig wird die Dominanz des finanziellen Aspekts jedoch zu dem Zeitpunkt, als Jürgen Mahnke heiraten muß.

"ich mußte - wir mußten heiraten
und eh eh ich mußte unbedingt Geld verdienen
und - wie gesacht
von dem Geld
was ich da an de Bahn verdient hab
da da konnten wir einfach
konnten wir nich von existieren."
(21/2 - 21/8)

Ähnlich wie Ernst Hellberg befindet sich Jürgen Mahnke durch die Heirat in einer Situation, in der ihm durch die objektiven Bedingungen eine "Lohnorientierung" geradezu aufgezwungen wird. Er kann sich seine Arbeit nicht mehr unter Qualifikations- und Interessensgesichtspunkten "aussuchen", wie folgender Interviewausschnitt dokumentiert:

"Un da hab ich natürlich da die Flinte ins Korn geschmissen
un hab ich natürlich dann in Zuch reingesetzt
un bin nach Langstadt gefahren. -
Und in Langstadt wohnte meine Cousine -
un der Mann der war auch=e bei Stalcon beschäftigt
und der sacht
"Mensch"

sacht der

"du die stellen da bei Stalcon welche ein". -

Naja - dann bin ich hier bei Stalcon angefangen -

I(2): das ging au sofort?

F: Ja

Ja ja - sofort

also gleich da - so vorgestellt un das -

ich hatte dazwischen

glaub ich

zwei oder drei Tage bloß

also die - wo ich ohne Arbeit war

ne also das is alles reibungslos

bin toi toi toi bis heute noch nich einen Tach arbeitslos gewesen

jo un da bin ich da angefangen

un dann hat man mich au erst eine A_

"was sind Sie erst ma von Beruf?"

"Ja Kfz-ler"

"ja Kfz-ler de hm de

wenn Sie in diesem Werk da

unsern kleinen Fuhrpark da

da ham wir Leute un denn"

naja - ich hab gedacht

"Hauptsache erst mal" -

verheiratet

und jetzt ging das los

jetzt mußtest du irgendwie sehen

da mußtest an Geld rankommen

un un - wie das - das war mir in dem Moment ganz egal."

(21/9 - 22/15; F = Frau des Erzählers)

Im Stahlwerk kann Jürgen Mahnke durch die Schichtarbeit erheblich mehr Geld verdienen als in seinen früheren Arbeitsstellen. Rückblickend resümiert er:

"denn wenn ich das eh bedenke

was ich damals eh bei der Bahn verdient habe

un ich bin hier gleich bei Stalcon angefangen

bin zwar bloß mit Zweimarkneunundachtzig angefangen

aber durch diese Schichtarbeit

un denn eh immer Sonntag arbeiten

denn eh kann natürlich gleich au sieben achthundert Mark un so

an an das Geld ran

da hab ich mir immer gedacht

"meine Herren noch mal

wie kann das bloß angehen

daß du die ganze Zeit dei_ deine Arbeitskraft schon für so billiges

Geld verkauft hast" ne"

(33/2 - 33/13)

Ein letzter Hinweis auf die hohe Bedeutung des Lohnaspekts ergibt sich schließlich in Jürgen Mahnkes Bericht über seine Stellung als Vorarbeiter. Er nimmt den "Idiotentest", der dafür verlangt wird, in Kauf, obwohl ihm Prüfungssituationen sehr unangenehm sind (wie er auch in Vorgesprächen zum Interview berichtet hat). Allein die finanzielle Verbesserung hat ihn zu diesem Schritt bewogen.

"seit - annerthalb Jahren hat man denn gesucht
ja - Vertrauensstellung da
ich könnte da den Vorarbeiter machen
auch wieder mit unheimlichen Schwierigkeiten
mit Idiotentest un
was weiß ich
was se da mit mir alles aufgestellt haben -
wo ich auch unheimlich gegen war
aber - ich hab gedacht
nää ich denk
"das Geld
das is die letzte Möglichkeit
das Höchste noch auszuschöpfen
un das Geld
das nimmste auch noch mit" -"
(24/7 - 24/21)

Die zitierten Textpassagen sprechen dafür, daß Jürgen Mahnkes Bezug zur Lohnarbeit wesentlich über den Lohn bestimmt ist. Zieht man die einschränkenden Arbeitsbedingungen bei Stalcon und die starke Belastung durch die Schichtarbeit in Betracht, so wird diese Orientierung "verständlich". Das Interview belegt, daß Jürgen seine Arbeit im Stahlwerk ähnlich erlebt wie Ernst Hellberg. Auch er kann nicht viel "erzählen". Mit Ausnahme der oben dokumentierten Sequenz über seine Einstellung bei Stalcon und der Schilderung seiner ersten Eindrücke im Werk (s.u.) thematisiert er nur die Belastung durch die Schichtarbeit. Es gibt offensichtlich keine Ereignisse im Arbeitsprozeß selbst (s. Willi Becker), die eine Erzählung lohnen würden. Jürgen berichtet über seine ersten Erfahrungen bei Stalcon und seinen Wechsel in eine andere Abteilung:

"Ja un da hat mich da au in so
hat man mich da au in so ne Abteilung reingesteckt -
da war dann au son flotter Hirsch da nich
und - der fuhr mit dem Fahrrad
wenn man da an Einfädeln war
dann jagte der schon - mit dem Fahrrad anner Anlage lang
also beim Einfädeln hinten
wenn das Blech eingefädelt wurde
bis vorne wieder zu seinem Steuerpult
"au" hab ich gedacht

"Mann Mann Mann Mann"

ich denke

"jetzt schon wieder in so ner son son Ding hier rein"

denn war das zu der Zeit

da hatten se bald jeden zweiten Tach en Toten -

un da hab ich gedacht

"au Mensch du -

hier is aber ne Knochenmühle".

[Un denn ging das hier mit de Schichtarbeit ging das dann los
F: war alles ganz schlimm damals -

da bin ich mittachs mal zur Schicht gekommen

da waren die Strippenzieher ob_ in der Halle

da war da fünf Minuten vorher einer runtergesegelt

lag da noch

der war aufen Betonklotz geknallt

da hab ich gleich gedacht

"nää - also - das hier noch länger

weiß ja gar nicht

wenn de hier reingehst

ob de überhaupt noch ma wieder rauskommst".

Na ja un denn hab - mich an de an der einen Anlage da -

hatt mich da gut eingearbeitet

aber - das war immer noch nich hundertprozentlich

das paßte mir alles noch nicht -

bis ich denn - den Dreh dazu gekricht hab

un bin denn mal zu einem annern Meister hingegangen

der inne - Maschinenabteilung arbeitet

un hab gesacht sach ich

"hören se ma zu"

ich sach

"kann ich hier bei Ihnen nicht anfangen?"

Hab das un das damals gelernt" -

"jo"

hat er gesacht

"denn - das könn wir machen"

jo - und dann - bin ich da angefangen -"

(22/16 - 24/5; F = Frau des Erzählers)

Die folgenden zwanzig (!) Jahre seiner Arbeit bei Stalcon faßt Jürgen Mahnke mit einem Satz zusammen: "jo un mittlerweile bin ich da nun schon - zwanzich Jahre in dem Laden" (24/6).

Belastung durch die Schichtarbeit

Sehr plastisch schildert Jürgen Mahnke die Belastung durch die Schichtarbeit in folgender Sequenz:

*"und - Schichtarbeit is natürlich immer nervenraubend
vor allen Dingen immer diese kurzen Umstellungen
immer wenn ich jetzt von der Frühschicht komme -
und muß -
hab sonnabends noch Frühschicht
muß sonntagsabends wieder auf Nachtschicht -
nich das ganze Familienleben muß sich denn immer wieder
umstellen
un die Frau muß sich immer wieder umstellen
mein Körper muß sich auch immer wieder umstellen
denn die ersten zwei Nächte is noch nich
sin noch nich mal die schlimmsten
aber wenn das denn in de dritte oder vierte Nacht geht -
dann fängt das doch unheimlich an zu kneifen
wenn das so morgens gegen vier halb fünf wird
dann weiß man nämlich gar nich mehr
wo die Nerven überhaupt
wie das alles anfängt zu kribbeln und zu arbeiten"
(24/21 - 25/10)*

Jürgen Mahnke berichtet nicht von konkreten Konflikten und Problemen, die sich für seine Familie durch den Schichtrhythmus ergeben. Der mehrfach verwendete Begriff "umstellen" läßt solche jedoch ahnen. Konnotationen aus dem Bereich der Technik bieten sich an: Das Familienleben muß wöchentlich "umschalten" nach einem Plan, der außerhalb intentionaler Steuerungsmöglichkeiten liegt. Daß man soziale Prozesse, Konflikte in der Beziehung zur Frau oder zu den Kindern, Bedürfnisse, gemeinsame Aktivitäten usw. nicht von einem Moment auf den anderen "umstellen" kann wie eine Maschine, leuchtet ein. Konkreter beschreibt Jürgen seine körperlichen Reaktionen auf die erzwungene "Umstellung". Sein Körper läßt sich nicht beliebig "umstellen", in der "dritten oder vierten Nacht" beginnt er sich zu "wehren". Jürgen fährt fort:

*"und=e Schichtarbeit -
normalerweise wird man für diese Schichtarbeit überhaupt gar
nicht genug bezahlt -
denn eine Nachtschicht
die kann ein normalerweise keiner bezahlen"
(25/11ff)*

Die Belastungen durch die Schichtarbeit sind in Jürgens Augen nicht mit Geld aufzuwiegen. Er als Betroffener weiß das, sieht aber auch, daß Außenstehende, die Schichtarbeit nicht "erleben", die "unvorstellbare" Belastung nicht einschätzen - und eben auch nicht in Geld "bemessen" - können. Er verdeutlicht dies mit der folgenden Geschichte:

"wenn ich nur dran denke
 ich war vor kurzem ma bei mein Schwager eingeladen
 un der is Ingenieur is der
 beim Hochbauamt
 un da waren auch mehrere Leute da
 die vom Hochbauamt
 die am Hochbauamt tätig sind
 un da ham die natürlich gesacht
 "wo - wann was ham Sie denn"
 oder "ham Sie auch gleitende Arbeitszeit"
 oder irg_ oder dies un das
 ich sach
 "ja - meine Woche beginnt montagsmorgens
 um sechs bis um zwei"
 ich sach
 "un dann sonntagsabends um zehn bis annern Morgen um sechs
 un dann die annere Woche
 von mittags zwei bis - abends um zehn"
 hat man mich angeguckt
 als wenn man sagen wollte
 der muß irgendwie nich ganz eh eh hundertprozentig klar im Kopf
 sein -
 "wieso die stellen doch die Öfen übers Wochenende ab?"
 Ich sach
 "was?"
 Ich sach
 "ham Sie überhaupt eine Vorstellung von einem Stahlwerk?"
 Ich sach
 "wo man überhaupt arbeitet"
 /ich sach
 "bei uns werden morgens um sechs Uhr
 Montagmorgen werden die Maschinen angeschmissen -
 im Dreischichtsystem"
 ich sach
 "un dann geht das bis Sonnabendabend um zehn Uhr" ((sehr erregt))/
 "und nachts auch? Ooch"
 ham die gesacht
 "das würd ich nur zwei Tage machen
 dann wär ich ja schon tot".
 Und=e - das kann sich mancher Außenstehende
 wenn wir mittags zur Schicht fahren -
 die nur ihre Fünftageweche machen
 und einigermäßen fanzinz_ vielleicht finanziell gutes Geld
 verdienen
 die können sich das gar nicht vorstellen
 wenn man dann alles zuhause verlassen muß -

ne und - normalerweise lieber zum Garten fährt
oder weiß ich was
oder zum Baden
und fährt denn
setzt sich denn in Wagen
oder setzt sich in
wenn der Wagen nicht laufen sollte
oder setzt sich in Bus -
und fährt in Richtung Stalcon nich
also - das is -
so nun kannst ma en bißchen Pause machen"
(25/15 - 27/13)

Am Schluß dieser eindringlichen Schilderung versucht Jürgen Mahnke, das Gefühl zu beschreiben, das er hat, wenn er zur Schicht fahren muß, völlig im Gegensatz zu seinen Bedürfnissen. Offensichtlich gelingt es ihm nicht, Worte zu finden, die dieses Gefühl angemessen ausdrücken könnten: "also - das is -" ... unaussprechlich. Er bricht das Interview vorläufig ab.

Die bisherige Analyse liefert ein scheinbar eindeutiges Bild von Jürgen Mahnkes Bezug zur Lohnarbeit: Aufgrund ökonomischer Zwänge (Existenzsicherung seiner Familie) wird ihm eine "instrumentelle Orientierung" gegenüber seiner Arbeit aufgenötigt, die ansonsten keine positiven Aspekte beinhaltet. Jürgen läßt keinen Bezug auf konkrete Arbeitsinhalte oder gar persönliches Interesse an der Arbeit oder das Bewußtsein eigener Kompetenz erkennen (s. Willi Becker). "Arbeit" ist für ihn belastende Schichtarbeit, die - wenngleich eigentlich nicht bezahlbar - ihm einen relativ guten Verdienst sichert. In das Bild der "Lohnorientierung" fügen sich auch die Hinweise auf Jürgens Kündigungen vor seiner Arbeit bei Stalcon scheinbar bruchlos ein. Die Vermutung ist nicht ganz abwegig, daß Jürgen Mahnke und Ernst Hellberg, würden sie in einer standardisierten Untersuchung bezüglich ihrer "Arbeitsorientierung" befragt, dem gleichen "Typ" (etwa "instrumentelle Arbeitsorientierung") zuzurechnen wären.

Dennoch ergibt sich in *biographischer* Perspektive eine unterschiedliche *Entstehungsgeschichte* dieser Sichtweise von "Arbeit". Während Ernst Hellberg Erwerbsarbeit von Beginn an ohne Qualifikationsperspektiven und "berufliche" oder inhaltliche Bezüge wahrgenommen hat, kann für Jürgen Mahnke eine andere Entwicklung beschrieben werden, die auch die Einschätzung seines Bezugs zur Arbeit als "Lohnorientierung" differenziert.

Ansätze einer "Produzentenorientierung"

Anders als Ernst Hellberg hat Jürgen Mahnke nach seiner Schulentlassung einen bestimmten Berufswunsch, der sich allerdings nicht ver-

wirklichen läßt. Er bekommt dann jedoch eine Lehrstelle als Kfz-Schlosser. Seine Erfahrungen in der Lehre beschreibt er als negativ. Er berichtet nicht über die Qualifikationen, die er in dieser Zeit erwirbt (s. Willi Becker), sondern im Gegenteil von unqualifizierten Tätigkeiten, zu denen ihn der Meister heranzieht. Jürgen erlebt seine Ausbildungszeit hauptsächlich unter der Perspektive von Einschränkung und Ausbeutung. Er muß für wenig Geld fünfzig bis sechzig Stunden in der Woche arbeiten.

*"un das war ja früher en anderes Kfz-Gewerbe
wie das heute is - -*

*früher waren die ersten Jahre nur Wagenwaschen und Abschmieren
und Ölwechsel*

un dann - sonnabendnachmittags -

wur_ wurde die Halle geschrubbt -

dann wurde der Hof gefegt -

dann saß der Meister aufe Terrasse

ham se da Kaffee und Kuchen getrunken - -

un denn hat er gesacht

"was" -

wenn wir am Hoffegen waren

"habt ihr kein Wasser?"

Dann staubte das ma ab un zu en bißchen -

ne dann ham wir diesen (Platz)

ham wir den Hof wieder naß gemacht

dann durften wir zuletzt noch die Halle schrubben

von innen drin die Abschmierstation

un was weiß ich alles

mußten wir die Altwagen

mußten wir alle denn - zum Schluß in die Halle reinschieben

ja un denn kam er an

un sacht er

"ja"

sacht er

"du weißt ja Bescheid

morgen hast du Sonntagsdienst".

Na ja - dann hat man Sonntagsdienst gemacht

da hab ich dann fünf Mark am Sonntag gekricht

obwohl das erste Lehrjahr auch bloß fünnezwanzich Mark

aber der Meister denkt

(zieht) immer sämtliche Knöpfe aus der Tasche

wenn er dir fünnezwanzich Mark in de Hand drückte ne

ja dann hamme unseren Sonntagsdienst da gemacht

und dann montagsmorgens gings ja von selben wieder los ne - -

I(2): war aber keine Vierzigstundenwoche?

Bitte?

I(2): War keine Vierzigstundenwochen

na das war keine Vierzigstundenwoche
das war schon mehr Fünfzig- und Sechzigstundenwoche
war das schon ne -
jo - un dann ham wir -
hab ich da meine Lehre beendet -"
(3/8 - 4/15)

Auch die folgende Textpassage weist darauf hin, daß Jürgen Mahnke in seiner Lehre kaum Handlungsspielräume hat, um neue Fähigkeiten zu entwickeln und zu erproben. Wenn er "irgendwie einen Fehler" macht, wird er vom Meister geschlagen. Auch für eine "vier" im Berufsschulzeugnis handelt er sich "Backpfeifen" ein - sogar von der Frau des Meisters -, wie er in einer Geschichte (5/10 - 6/13) erzählt. Daß der Meister ihn besonders hart und ungerecht behandelt, führt Jürgen darauf zurück, daß er keinen Vater hat, der ihn schützen könnte.

"... zwischendurch hab ich natürlich während der Lehrzeit au noch böse Backpfeifen gekricht

F: gehören dazu damals
weil die genau

weil der Meister genau wußte

also - der Vadder der kann ja nicht eingreifen -

ich war mit einen Lehrling genau zu derselben Zeit eingestellt worden

also da lebte der Vater noch von

und=e dem wurde natürlich immer die Hand vorn Hintern gehalten

wie man das so auf deutsch sacht -

un wenn ich ma irgendwie en Fehler machte

nich dann - hab ich natürlich nochen paar Backpfeifen gekricht

und manchmal unberechtigt

aber ich hab gedacht

"Lehrjahre sind keine Herrenjahre

die stehste auch noch durch".

Ja - un da hab ich da die dreieinhalb Jahre Lehrzeit gemacht -"

(4/16 - 5/9; F = Frau des Erzählers)

Im Unterschied zu Willi Becker, der seine Berufsausbildung hauptsächlich als Entwicklung persönlicher Fachkompetenz erfahren hat, "steht" Jürgen Mahnke seine Lehre "durch" und tröstet sich damit, daß "Lehrjahre keine Herrenjahre" seien. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen wird seine Kündigung im Lehrbetrieb kurz nach seiner Gesellenprüfung verständlich. Es ist nicht der geringe Lohn allein, der ihn dazu veranlaßt, sondern der Lohn im Verhältnis zu den harten Arbeitsbedingungen, die sich nach seiner Prüfung vermutlich nicht wesentlich geändert haben. Mit seiner abgeschlossenen Berufsausbildung ist Jürgen jedoch nicht mehr auf den Meister angewiesen und sucht sich eine neue Arbeitsstelle.

Er wird als "Fuhrparkleiter" in einer Weinküferei eingestellt, wo er die Wagen warten und anfallende Reparaturen ausführen muß. Obwohl diese Tätigkeit unterhalb seiner Qualifikation liegt, sieht er zunächst eine enge Verbindung zu seinem Beruf. Er hat "speziell nur Opel gelernt" (7/18), und in der Weinküferei sind mehrere Opel-Wagen vorhanden. Als Jürgen Mahnke jedoch zu gänzlich unqualifizierten Tätigkeiten herangezogen wird, wehrt er sich und kündigt. Er erzählt dazu folgende Geschichte:

"jo und an diesen Wagen war ja au natürlich nich immer was zu tun -
un dann kam der Kellermeister
un sachte zu mir
"du Jürgen hör ma zu so und so
gehst heute morgen ma mit unnen in Keller -
Flaschen spülen".
Un da hab ich da hab ich gesacht
"um was handelt es sich?"
"Ja unten im Keller
da an de Flaschenspülmaschine und=e -
denn kannste da mal Flaschen spülen
du hast ja an de Autos sowieso im Moment nichts zu tun"
da hab ich zu ihm gesacht
ich sach
"hör ma zu"
ich sach
"das is aber ne Eintagsfliege
also ich bin hier eingestellt also
um den Fuhrpark hier zu überwachen
und=e nich als Kellermeister oder als Flaschenspüler hier".
Jo und dann hab ich das wohl au ma mitgemacht
un dann hab ich au da die - kleinen Reparaturen -
alles da gemacht -
un dann isser nochma widder mit son Ding angekommen
ich sollte da wieder mit in Keller rein
un Wein abzapfen an de Korkmaschine
un da hab ich gesacht
"nä also das is" eh eh
"ich bin hier doch nicht - Kuli hier für jeden"
und dann - bin ich oben zum Chef gegangen
ich sach
"hören se ma zu
so un so is das
ich bin hier eingestellt worden als Fuhrparkleiter -
und=e ich soll hier unten im Keller da die Flaschen mit da sauber
machen un un un verkorken
anne anne Maschine stehen un so?"

"Ja müssen se verstehen
wenn wir an de Autos nichts zu tun haben
un wir draußen an de Überdachung"
oder was weiß ich
was da alles eh für Arbeiten waren
sach "nää"
sach "das is nich drin"
denn hab ich gesacht -
ich sach
"eh dann machen se ma die Papiere fertich"
ich war noch jung
ich war noch nich verheiratet
un da hab ich gedacht
"noh - das kannst an jede Ecke noch ma wieder machen"."
(7/21 - 9/10)

Hier wird deutlich, daß Jürgen Mahnke durchaus Ansprüche an den Inhalt seiner Arbeit hat. Im Bewußtsein seiner Qualifikation und in einer Situation, in der er noch nicht familär gebunden ist, kann er es sich leisten zu kündigen. Eine solche Arbeit kann er "an jeder Ecke" wieder finden.

Er bekommt allerdings in der näheren Umgebung seines Heimortes keine Arbeit. Seine nächste Stelle - als Kfz-Schlosser in einer großen Werkstatt in der nächsten größeren Stadt - ist daher mit nicht unerheblichen zeitlichen und finanziellen Belastungen verbunden (lange Anfahrt zum Arbeitsplatz, Fahrtkosten). Obwohl Jürgen dort in seiner Arbeit anerkannt wird und gut mit den Kollegen zurechtkommt, kündigt er schließlich aus finanziellen Gründen (s. Verlaufsstrukturanalyse, S. 107). Damit gibt er jedoch seine Ansprüche an eine qualifizierte Tätigkeit nicht auf. Nachdem er bei der Bundesbahn zunächst keine Stelle in seinem erlernten Beruf bekommen kann (er arbeitet erst einige Zeit als Gleisarbeiter in einer "Rotte", ehe er in einer Omnibuswerkstatt beschäftigt wird), entwickelt er neue Qualifikationsperspektiven.

"un eh - da hab ich gedacht
"nää du mußt irgendwie sehen
daß de wieder entweder an Dieselmotoren oder irgendwie an
Triebwagen rankommst" -
un früher gabs ja die E-Loks noch nich
was es heute ja schon gibt
da gabs ja noch die Dieselloks und die Dampfloks ne.
Un da hatt ich erst vor
ich wollt in Lokschuppen rein -
und da war denn auch alles besetzt -
weil es ja bei der Bahn immer hier nach - Dienstplänen un un un
Bewerbung un allen Krempel da geht ((räuspert sich))

ja da war au nix"
(14/12 - 14/24)

Obwohl er seinen Plan zunächst nicht realisieren kann, hält er weiter daran fest:

"hatte einfach keine Möglichkeit
da aus den eh eh Omnibusbetrieb rauszukommen. -
Denn ich wollt ja gerne an Triebwagen ran
und=e auch da die Motoren kennenlernen
un denn sehr wahrscheinlich
wenn es mir geglückt wäre
entweder als Triebwagenführer oder
früher wo die Dieselloks noch liefen
entweder als eh eh Diesel - Lokführer ne
also ich hatt die ganzen Unterlagen
hatt ich alles schon -
ich kannte mich mit den ganzen Signalen un allen Krempel
kannt ich mich hundertprozentig aus
un denn -
wenigstens von klein auf
wie man so sacht -
von der Maschine aus -
bis vorne als -
in Triebwagen rein ne."
(17/25 - 18/19)

Nach einiger Zeit verliert er allerdings die Geduld. Die Realisierungsperspektiven sind ihm zu vage. Da ihm die Arbeitsbedingungen in der Omnibuswerkstatt nicht zusagen, kündigt er erneut. Er beschreibt seine Arbeit in der Werkstatt:

"na ja hab ich gedacht -
das is - hat ja au was mit Autos wieder zu tun und -
auch mit Motoren
un da bin ich natürlich zwischen diese richtichen sturen Hemm-
städter da reingekommen
also ich konnte wohl mit den dicken Reifen rumhantieren
un Zwischengetriebe wechseln
un Kupplung wechseln
un Bremsbeläge erneuern
un was weiß ich
un denn nur die Spezialarbeit
wenn jetzt - an der Maschine was war
da war das ausgelesene Personal für
die machten dann nur die Maschinen da
Einspritzpumpen einstellen
und Düsen reinigen und - -"
(15/7 - 15/22)

Auch hier wird deutlich, daß Jürgen Mahnke eine qualifizierte Tätigkeit anstrebt und nicht damit zufrieden ist, nur einfache, größere Arbeiten zu machen. Er interessiert sich für Arbeiten "an der Maschine", was auch in seinem Wunsch zum Ausdruck kommt, "an Triebwagen ranzukommen und auch die Motoren kennenzulernen" (s.o.). Einen deutlichen Hinweis auf Jürgens Qualifikationsbewußtsein liefert auch die folgende Aussage, die sich auf seine Arbeit in der "Rotte" bezieht:

"hab ich gedacht
"Mensch Kerl noch ma
kommst vom Kfz-Gewerbe
un sollst hier Schrauben
un un mit de Pickhacke hier die Steine unter de Schwellen ver-
stecken?
Na (und wieder da so)
das is ja au nit das Richtige".
(13/22 - 14/3)

Aus den zitierten Sequenzen geht deutlich hervor, daß Jürgen Mahnke nach seiner Lehre durchaus Aspekte einer "Produzentenorientierung", d.h. eines inhaltlichen Bezugs zur Arbeit als konkreter Tätigkeit entwickelt. Er hat - trotz seiner schlechten Ausbildung - ein gewisses "Berufsbewußtsein", das bestimmte Ansprüche an seine Arbeit impliziert: Sie soll einem gewissen Qualifikationsniveau entsprechen und "etwas" mit Motoren oder Maschinen "zu tun" haben. Daß diese Ansprüche - etwa im Vergleich zu Willi Beckers Berufsvorstellungen - relativ unspezifisch und "diffus" sind, kann auf zwei Faktoren zurückgeführt werden: Jürgen hat in seiner Lehre zunächst nicht die Gelegenheit, ein besonderes persönliches Kompetenzbewußtsein zu entwickeln (s. Willi Becker). Aus seinen Darstellungen kann geschlossen werden, daß die vermittelten Qualifikationen tatsächlich vergleichsweise niedrig waren. Hinzu kommt, daß er auch nach seiner Lehre keine Arbeit findet, in der er seine Qualifikation erweitern und festigen könnte. Aufgrund äußerer Umstände (regionaler Arbeitsmarkt, Arbeitsbedingungen, niedriger Lohn) wechselt er mehrfach den Arbeitsplatz - immer noch auf der Suche nach einer Beschäftigung, die seinen Vorstellungen und seiner formalen Qualifikation entspricht. Er findet jedoch keine Arbeitsstelle, in der er durch berufliche Erfahrungen Selbstbewußtsein und berufliche Kompetenz erwerben kann. Vielmehr wird sein Berufs- und Identitätsfindungsprozeß abrupt unterbrochen. Die Heirat zwingt ihn zu einer Umorientierung seiner biographischen Planung, genaugenommen zum Abbruch des noch nicht abgeschlossenen Prozesses der Entwicklung von beruflichen und biographischen Perspektiven. Die Festlegung seiner Arbeitssituation ist mit der Preisgabe inhaltlicher Ansprüche an "Arbeit" verbunden.

In der ersten Phase seiner Erwerbstätigkeit verknüpft Jürgen Mahnke mit "Arbeit" jedoch nicht nur inhaltliche und finanzielle Ansprüche, sondern auch einen Aspekt von "Kollegialität". Dieser ist allerdings weniger differenziert und an konkrete Erfahrungen gebunden als bei Willi Becker. Auch dies kann darauf zurückgeführt werden, daß Jürgen nie eine kontinuierliche Arbeitserfahrung in seinem Beruf gemacht hat. Der "Kollegialitätsaspekt", der in Jürgens Erzählungen nur für die Zeit vor seiner Arbeit im Stahlwerk auftaucht, bezieht sich auf ein allgemein "gutes Verhältnis" zu den Kollegen. In der Kfz-Werkstatt, in der Jürgen als Geselle gearbeitet hat, erlebt er ein gutes Arbeitsklima, hat er ein "wunderbares Auskommen" (11/2). Es ist ihm wichtig, sich unter den Kollegen "wohlzufühlen". Dies macht er an den negativen Erfahrungen in der Omnibuswerkstatt deutlich:

*"un mit diesen Hemmstädtern eh eh
wer da schon mit zusammengearbeitet hat
das is eh eh
ich weiß nich
also so ein komisches Volk -
st_ stur bis geht nit mehr
und und eh kein Kontakt und a_ -
ach un wenn de denn - aus annern eh aus ner annern Gegend
kommst
un un man kommt in so einen Haufen rein
da hab ich gesacht
"nää nich -
jetzt ab"
denk ich
"das hat kein Zweck mehr". -"
(18/22 - 19/8)*

Die biographische Rekonstruktion der thematisierten Arbeitserfahrungen läßt damit Jürgen Mahnkes gegenwärtigen Bezug zur Lohnarbeit als Resultat eines *Entwicklungsprozesses* erscheinen, in dem eine ursprünglich vorhandene berufliche, auf Arbeitsinhalte bezogene Orientierung schließlich auf eine weitgehend "instrumentelle" Haltung gegenüber der Arbeit reduziert wird. Dabei zeigt sich, daß in erster Linie eine Verkettung konditioneller Ereigniskonstellationen und nicht intentionale Momente für diesen Prozeß verantwortlich sind. In diesem Zusammenhang haben die ungünstigen Bedingungen, unter denen Jürgen Mahnke seine ersten Arbeits- und Qualifikationserfahrungen gemacht hat, besonderes Gewicht. Obgleich sein berufliches Qualifikationsniveau formal mit Willi Beckers vergleichbar ist, sind seine fachlichen Kompetenzen in seiner Selbstwahrnehmung - sicher aber auch objektiv - deutlich geringer. Er kann den einschränkenden Arbeitsbedingungen weit weniger "entgegensetzen" als Willi Becker und erfährt bereits zu einem frühen Zeitpunkt seiner Arbeitsbiographie eine (er-

zwungene) berufliche Dequalifizierung - die jedoch durch eine vergleichsweise gute Bezahlung "entlohnt" wird. Hier von einer "instrumentellen Orientierung" im Sinne einer "inneren" Einstellung oder psychosozialen Disposition zu sprechen, wäre der Komplexität des Problems offensichtlich nicht angemessen.

2.3.1.5 Zweite Zwischenbemerkung

Ohne daß hier einer zusammenfassenden Diskussion vorgegriffen wird, lassen sich jetzt bereits einige Ergebnisse festhalten:

- Für die Erfassung der subjektiven Bedeutung von "Arbeit" ist eine objektive Bestimmung der widersprüchlichen Struktur von Lohnarbeit offensichtlich unzureichend. "Lohnarbeit" ist nicht nur ein objektives gesellschaftliches Verhältnis. Sie wird von *Subjekten* ausgeübt und interindividuell unterschiedlich erfahren. Sie wird darüber hinaus nicht nur subjektiv "wahrgenommen" und verarbeitet, sondern auch *durch die Subjekte konstituiert*. Am deutlichsten zeigt Willi Beckers Beispiel, wie persönliche Fähigkeiten und Ansprüche - oder allgemeiner: persönliche Identitätspotentiale - durch die Arbeit entwickelt und zugleich in die Arbeit eingebracht werden und sie ihrerseits bestimmen.
- Die subjektive Verarbeitung der Erfahrungen in der Lohnarbeit läßt sich nicht mit Hilfe eindimensionaler Kategorien oder Faktoren (z.B. "instrumentelle Arbeitsorientierung") oder einer einfachen additiven Kombination von ihnen erfassen. Die vielfältigen in der Arbeitserfahrung enthaltenen Aspekte stehen in einem komplexen, teilweise widersprüchlichen Verhältnis zueinander, das sich im biographischen Prozeß *entwickelt und verändert* (s. Jürgen Mahnke). Die Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen erschließt einen Zugang zu der lebensgeschichtlichen und alltagszeitlichen "Binnendifferenzierung" der Lohnarbeitserfahrung.
- Lohnarbeit ist mehr als industrielle Tätigkeit. Wenngleich räumlich und zeitlich von der "Privatsphäre" getrennt, dringt sie tief in diese ein. Dabei genügt es nicht, die strukturellen Widersprüche zwischen den beiden Erfahrungsbereichen zu konstatieren (etwa die Determination des Privatlebens durch den Schichtrhythmus). Es kommt vielmehr darauf an, die *konkrete Verarbeitung* dieser Widerspruchserfahrung zu erfassen - sowohl die individuell-psychische (kognitive, emotionale, motivationale) als auch die soziale "Umsetzung" dieser Erfahrung in und außerhalb der Familie.
- Die drei Interviews lassen erkennen, daß diese "Umsetzung" inter- und intraindividuell sehr vielfältig und widersprüchlich ist. "Selbst-

bewußtsein" und subjektive Handlungspotentiale entwickeln sich in und außerhalb der Lohnarbeit. Die Erfahrungen in der Lohnarbeit - Erweiterung und Einschränkung subjektiver Handlungsmöglichkeiten - sind ein zentrales Moment der (biographischen) Identität; es wird jedoch nicht unabhängig von den Erfahrungen außerhalb der Lohnarbeit "wirksam".

- Der Lebensbereich außerhalb der Erwerbsarbeit ist nicht nur deshalb nicht "frei von Arbeit", weil die Lohnarbeit in ihn hineinwirkt. Er enthält vielmehr eigenständige Formen von Arbeit (Erziehung, Haus- und Gartenarbeit, Renovierung und Umbau der Wohnung usw.), die nicht nur das Alltagsleben bestimmen, sondern auch in lebenszeitlicher Perspektive von zentraler Bedeutung sein können (s. Ernst Hellberg). In der Frage nach der subjektiven Bedeutung "der Arbeit" interessiert hier besonders, welche Qualitäten und Merkmale diese nicht lohnförmige Arbeit für sich und im Verhältnis zur Lohnarbeit hat.

Die drei bisher untersuchten Interviews geben bezüglich des zuletzt angesprochenen Problems nur begrenzt Aufschluß. Die auf "Arbeit" bezogenen Erzählungen von Willi Becker und Jürgen Mahnke thematisieren fast durchgängig Erfahrungen mit der Lohnarbeit. Beziehungen zur "Privatsphäre" - vor allem zu "privater Arbeit" - werden nur in einzelnen Aspekten dargestellt (Belastung durch Schichtarbeit, Aspekte persönlicher Identität usw.). Es ist daher sinnvoll, eine weitere Lebensgeschichte einzubeziehen, in der die beiden genannten sozialen Erfahrungsbereiche in ihrem Verhältnis zueinander explizit thematisiert werden. Hier sind Biographien erwerbstätiger Frauen besonders geeignet, da ihr "Arbeitsleben" durch den strukturellen Widerspruch zwischen Lohnarbeit und "Arbeit in der Familie" definiert ist.(17)

Das nachfolgend untersuchte Interview bringt den spezifischen Charakter weiblicher "Doppelarbeit" deutlich zum Ausdruck. Im Rahmen der vorliegenden Studie ist es allerdings nicht möglich, die Besonderheit weiblicher Lohnarbeit angemessen zu analysieren. Das Beispiel der Biographie Gisela Kerstings soll in erster Linie Hinweise auf Aspekte der Arbeitserfahrung liefern, die prinzipiell auch in männlichen Lebensgeschichten enthalten sind (und in der bisherigen Analyse auch angesprochen wurden), in Gisela Kerstings Erzählung jedoch besonders prägnant erscheinen: So läßt sich an ihrem Beispiel der Stellenwert von Lohnarbeit für die persönliche Identität auch auf der Negativfolie, *nicht* erwerbstätig zu sein, erschließen; das Verhältnis zwischen beruflicher Arbeit und "Familienarbeit" oder der Einfluß der Schichtarbeit ihres Mannes auf den familiären Alltag werden in ihren Erzählungen explizit thematisiert. Nicht zuletzt verspricht die Gegenüberstellung männlicher und weiblicher "Arbeitsbiographien" - auch wenn hier kein systematischer Vergleich angestellt werden kann - mindestens Hinweise auf frauenspezifische Arbeitserfahrungen, die in

der traditionellen Industriesoziologie und Arbeitspsychologie bisher kaum beachtet worden sind.

2.3.1.6 Gisela Kersting

Gisela Kersting erzählt in ihrer Lebensgeschichte sehr ausführlich und lebendig über ihre Erfahrungen sowohl in Ausbildung und Beruf als auch in der Familie. In narrativen Darstellungen konkreter Erlebnisse und in bilanzierenden Passagen kommt zum Ausdruck, daß beide Lebensbereiche für Gisela vielfach miteinander verbunden sind. Diese beiden großen "Themen" ihrer Erzählung sind über den Prozeß ihrer persönlichen Entwicklung miteinander verknüpft, den sie explizit als Veränderung ihres "Selbstbewußtseins" beschreibt. Sie kennzeichnet diese Veränderung als biographischen Verlauf, in dem die beiden Erfahrungsbereiche "Arbeit" und "Familie" unterschiedlich gewichtet sind (cf auch die Verlaufsstrukturanalyse, S. 109ff).

Im folgenden sollen die beiden Bereiche zunächst getrennt untersucht werden. Das Problem ihrer wechselseitigen Beziehung und ihre Bedeutung für die Identitätsentwicklung werden anschließend diskutiert. Da das Interviewmaterial sehr umfangreich ist, können jeweils nur "typische" Textpassagen exemplarisch interpretiert werden.

Erwerbsarbeit

Gisela Kersting hat im Elternhaus eine "typisch weibliche" Sozialisation erfahren, was sie u.a. am Beispiel ihrer Sexualerziehung (cf I 88/18 - 106/13) und der Orientierung auf Ehe und Familie verdeutlicht. Sie resümiert:

*"... da war schon immer von die Rede von Heiraten -
und irgendwie war das schon eingepflegt -
also hascht du immer -
wurdescht du praktisch so automatisch drauffin programmiert -
du heiratescht."
(I 93/18 - 93/22)*

Gleichzeitig haben ihre Eltern darauf gedrungen, daß sie einen Beruf lernt:

*"Mein - davon abgesehn=e -
ich krichte gesacht -
äh "n Beruf muscht du lernen" nech -
"also Gesellenbrief muscht du haben -
damit du immer - später sagen kannscht -
hier - ich hab mein Beruf -*

kannschte was werden".

(I 93/23 - 94/5)

"... "wenn du fertig bischt mit der Schule -
muscht du raus aussem Haus -
du muscht was lernen".

(I 4/13ff)

Gisela Kersting übernimmt die Erwartungen ihrer Eltern und entwickelt eigenständige Ausbildungspläne (Gymnasium, Ausbildung zur Säuglingsschwester), die sich aber aufgrund materieller Bedingungen bzw. formaler Ausbildungsbestimmungen nicht realisieren lassen. Ihr Vater sieht sich veranlaßt einzugreifen und bestimmt, welche Berufsausbildung sie nach der Schule beginnt.

"und denn=e hat mein Vadder denn gesacht -

"ja - machsch ma.

Schreibmaschine und Stenographie" - -

da hatten se ne Bekannte gehabt -

und da hab ich das denn auch ein Vierteljahr gemacht -

und denn hat er gesacht -

"so - und denn fängsch de bei unserm Betrieb - im Büro an".

Zwei Jahre wäre das gewesen

also so Bürogehilfin -

ich weiß das nich mehr so genau -

ich hatte jedenfalls da nich für fünf Pfennig Lust - das zu
machen. - -"

(I 4/17 - 5/3)

Als Gisela nach acht Wochen wieder gekündigt wird mit der Begründung, sie sei "wohl eher für manuelle Arbeit geeignet" (I 5/17), hat sie aufgrund der ungünstigen Lehrstellensituation wiederum keine Entscheidungsmöglichkeiten. Während der folgenden zwei Jahre arbeitet sie als Kindermädchen, Küchenhilfe und Kochlehrtöchter. Trotz der einschränkenden Arbeitsbedingungen in der Küche entwickelt sie ihren Berufswunsch: "also da hat sich das denn schon rauskristallisiert - also wollte gern kochen lernen ..." (I 8/6f). Auf eigene Initiative bekommt sie schließlich eine Lehrstelle:

"und dann hab ich - oft die Hotel - und Gaststättenzeitung immer -
geholt -

und - Lehrstellen gesucht -

und dann fand ich denn eine.

Schwarzenwald - Hotel Badischer Hof.

Hingeschrieben -

kricht ich auch Antwort -

hingefahrn -

mich vorgestellt -

und denn hab ich denn da angefang - als - Kochlehrling - -

und denn meine drei Jahre da abgerissen. - -"

(I 10/10 - 10/19)

Die Erfahrungen, die Gisela Kersting in den ersten zehn Jahren ihrer Berufsausbildung und Erwerbsarbeit und - nach fünfzehnjähriger Pause - an ihrem gegenwärtigen Arbeitsplatz macht, lassen sich unter zwei widersprüchlichen Aspekten zusammenfassen:

- (a) "doppelte Unterdrückung" als Frau im Hotel- und Gaststättengewerbe und
- (b) Autonomiegewinn durch Lohnarbeit.

(a) *"Doppelte Unterdrückung"*. In einer Vielzahl von Erzählungen über ihre Lehre und die (zum Teil saisonale) Arbeit als Köchin schildert Gisela Kersting die rigiden Arbeitsbedingungen im Hotel- und Gaststättengewerbe. Strenge Hierarchie, Disziplin, harte Arbeit, lange Arbeitszeiten und weitgehende Eingriffe in das Privatleben kennzeichnen das Arbeitsverhältnis, das handwerklich-feudalen Strukturen oft ähnlicher ist als kapitalistischer Lohnarbeit. Die folgende Passage vermittelt einen Eindruck von der harten Behandlung, die Gisela in ihrer Lehre erfahren hat:

*"Also meine Lehre war das -
kann ich dir sagen -
wär lieber heute als morgen
wär ich da weggegangen nech.
Man war streng -
ham dich ausgenutzt bis ins letzte -
Schläge hascht gekriegt -
wegen jeden Mist - -
I(2): Schläge?
Ja was denkscht du? -
Wir hatten Kopftücher auf -
und jetzt haschte noch -
als junges Mädchen hascht du lange Haare mit Kämme -
und so die Kämme so an de Seite - -
jetzt hab ich mal -
Essen hab ich mal früher rausgegeben - fürs Personal -
/"das Personal kricht um sechs das Essen -
du hascht schon um halb sechs" ((anherrschend))/ -
rums - eine an Kopp gekricht -
da flog das Kopftuch weg -
meistensch stehscht am Herd -
die Kämme flogen gleich in Herd rein -
in ins Feuerloch -
war - grauenhaft."*

(I 11/12 - 12/12)

Auch Giselas Eintritt in die Gewerkschaft wird vom Lehrherrn mit einer Ohrfeige und Beschimpfungen quittiert (cf I 43/22 - 44/17). Viele Erlebnisse, von denen Gisela Kersting erzählt, lassen erkennen, daß Mädchen und Frauen besonders unter der Willkür des "Küchenchefs" zu leiden haben. Sie werden als Frau diskriminiert und von den männlichen Kollegen und Vorgesetzten als Sexualobjekt betrachtet. So erzählt Gisela von einem "Hausdiener", der "hinter (ihr) her war wie Lumpi hinter der Katz" (I 103/3f), und dem Lehrherrn, der ein anderes Lehrling mit sexuellen Absichten bedrängt:

"wie ich da anfang -
hatten wir noch weiblichen Lehrling -
die war also jetzt - -
körperlich - geistig schon viel weiter wie ich -
ich war echt ein naiver Trottel noch -
ich wußte überhaupt nichts - -
äh - was Männer anbelangt noch -
und die - hat mir dann immer erzählt -
ja der Chef -
der stellt - äh - stellt ihr nach noch.
Wenn sie in Keller ging -
mußt ich immer hinterher -
damit nichts passiert. - - -"

(I 12/15 - 12/27; Es folgt eine lange Geschichte über einen gerichtlichen Prozeß, den das Mädchen gegen den Lehrherrn führt und in dem Gisela als Zeugin vernommen wird; cf 12/28 - 17/16)

Diskriminierung und Unterdrückung als Frau erfährt Gisela Kersting auch in ihrer unmittelbaren Ausbildung in der Küche. Der Chef gibt den weiblichen Lehrlingen "spezielle" Verhaltensanordnungen und "würzt" das Arbeitsklima durch unverschämte "Witze":

"du hascht bloß immer zu hören bekommen -
äh - wenn der Chef irgendwas spitzgekracht hat -
daß du ma später nach Hause gekommen bist - -
wie hat er sich immer ausgedrückt -
"ihr könnt euch ja auch bloß immer hinlegen -
so an de nächsten E_ Ecke -
so wie läufige Hündinnen" -
und so noch - in der Art
hat er gemeint -
müßt er uns immer diffamieren.
Der erste Witz von ihm war -
"warum kniet die Frau auf dem Fünfzigpfennigstück" -
"weiß ich nich" -
"weil sie sich für fünfzig Pfennig nich hinlegt".
Ja.

...

Genauso - die erste Konfrontation mit ihm war - ((trinkt)) - -
äh - /"wenn du deine Tage hascht -
darfscht du nich in die Pökellake reinfassen -
dann wird die schlecht -
dann darfscht du auch das Eingemachte nich anfassen". ((imitiert
anherrschenden Tonfall))/
...

Das isch echt Idiotenkram -
aber mit sowas bischt du aufgewachsen nech."
(I 103/10 - 104/13)

Die zitierte Passage weist auf ein weiteres Moment der Unterdrückung hin, das Gisela Kersting nicht nur in ihrer Lehrzeit erfahren hat. Sie wohnt während ihrer Lehre - und auch bei späteren Arbeitsstellen - gewissermaßen "am Arbeitsplatz", in einem vom Chef des Hotels oder Gasthauses zur Verfügung gestellten Zimmer (offensichtlich eine branchenübliche Regelung, zumindest für Saisonarbeit). Dadurch steht sie auch in ihrer arbeitsfreien Zeit unter der Kontrolle des Arbeitgebers. Sie erzählt mehrfach von weitgehenden Eingriffen in ihr Privatleben. Ob sie in der Freizeit mit einer Freundin ausgeht oder einen Freund hat, alles wird vom Lehrherrn überwacht. Die folgende Geschichte steht stellvertretend für eine Reihe ähnlicher Erfahrungen.

"zum Beispiel hat ich n=e -
hatten wir n Jungkoch gehabt -
und der war bei mir im Zimmer gewesen nech - -
und=e - wir ham - uns wohl geküßt -
aber mehr war da nich - nech -
und daß jetzt keiner ins Zimmer reinkommt -
hatten wir irgendwie die Tür verbarrikadiert -
jedenfalls hörn wir aufem Gang -
hörscht du irgendwie so Geräusche und so -
und so naiv -
wie du warscht -
am nächsten Tach erzählscht du
"nachts um halb zwölf -
läuft da einer aufem Gang lang -
Einbrecher oder so" nech -
und der Chef dann schnell geschaltet -
aha - die beiden warn zusamm nech.
Und er wußte nix Eiligeres zu tun -
und hat meine Eltern benachrichtigt -
die - die kamen - -
ich war noch naiv -
muscht du sagen -
ich war nich aufgeklärt -

unberührt -
 Jungfrau - -
 blöd - aber dasch Tatsache.
 Und mein Vater -
 ha_ hat er denn mit dem Lehrherrn gesprochen -
 und denn kommt mein Vadder zu mir -
 und denn sind wir - irgendwo sind wir in Cafe gegangen -
 und dann hat er mich nur gefragt -
 ob ich noch genauso wär -
 wie ich von zuhause gekomm bin. -
 Und da hab ich ihn nur angeguckt -
 und hab gesacht
 "ja" -
 und dabei hatt ich -
 irgendwie hatt ich das Gefühl -
 mein Vadder glaubt mir das nicht.
 Weil er das ja -
 dies mit dem Jungkoch hat er ja von dem Lehrherrn schon vorher
 zu hörn gekricht.
 Und da hat er mich auch nich drauf angesprochen.
 Der hat mich nur gefracht -
 ob ich noch genauso wär -
 wie ich von zuhause weggegangen bin. - -"
 (I 191/1 - 192/19)

Gisela Kerstings Handlungsspielraum ist bis in ihr Privatleben hinein äußerst begrenzt. Der Chef maßt sich eine massive Einmischung in ihre Intimsphäre an und verständigt den Vater von Gisela, die zu dieser Zeit bereits älter als achtzehn Jahre ist. Indirekt greift er damit sogar in Giselas Beziehung zu ihrem Vater ein.

Doch auch als Gisela Kersting bereits mehrere Jahre als Köchin arbeitet und verheiratet ist, muß sie derartige Eingriffe in ihr Privatleben hinnehmen. Sie wohnt gemeinsam mit ihrem Mann in zwei kleinen Zimmern des Gasthauses, in dem sie arbeitet, und wird von ihrer Chefin auf ihre "hausfraulichen Pflichten" hingewiesen:

"und Peter isch sowieso viel häuslicher wie ich -
 der hat denn immer - mehr saubergemacht wie ich -
 die Chefin hat mir das ja immer angekreidet nech -
 die hat dann gesacht -
 /"ja - kucken se ma ihrn Mann an -
 der macht schon wieder sauber" ((imitiert meckerigen Tonfall))/ -"
 (I 39/21 - 40/1)

Daß dies kein Einzelfall ist, belegt eine andere Erzählung: Gisela wohnt inzwischen mit ihrem Mann in dem Hotel, in dem er arbeitet, da sie nach ihrer Kündigung auch die Zimmer an ihrem Arbeitsplatz aufgegeben hat.

"Ich hab denn nun in der Zwischenzeit ja nich mehr gearbeitet -
weil - hab das Kind voll gestillt -
und wenn de dann mal fünf Minuten unten sascht in der Gast-
stätte -
denn kam die Chefin da vom Peter denn an -
"ja Ihr Kind schreit da oben -
gehn se ma nach oben" -
bin ich nach oben gegangen -
hat das Kind geschlafen - -
(weischte) das war schon so n - so so ein Terror -
den die mit uns gemacht haben -"
(I 48/6 - 48/15)

Die spezifische Benachteiligung als Frau erfährt Gisela auch während ihrer Schwangerschaft. Als sie eine Zeitlang nicht voll arbeitsfähig ist, wird ihr gekündigt. Erst mit Hilfe der Gewerkschaft und des Arbeitsgerichts kann sie ihr Recht nach dem Mutterschutzgesetz durchsetzen und die Stelle behalten (cf I 43/2 - 45/25).

Der private Handlungsspielraum wird nicht zuletzt durch die lange Arbeitszeit eingeschränkt. Am härtesten erfährt Gisela diese Restriktion in der Zeit nach ihrer Heirat. Sie hat eine Stelle in der "Jägerklausen", einem Restaurant im Wald, in dem wohlhabende Hobby-Jäger verkehren. Die Arbeitsbelastung ist unerwartet groß, es bleibt ihr kaum noch Zeit für ihren Mann. Im Anschluß an die Erzählung, wie sie die Stelle bekommen hat (I 34/14 - 35/24), fährt Gisela fort:

"Und dann kam denn der Hammer -
nich nur Jägerklausen -
da muß ich dann noch in die Stadt fahrn -
äh - da hatten die am Marktplatz noch n Markt - ne Gaststätte -
mit viel Abonnementessen. - -
Das warn - na so im Schnitt hundertzwanzig bis hundertzfünfzig
Abos - mittags -
und dann noch a la carte - Essen -
na ja - da hatt ich immer - ne Karte mit fünf - sechs Essen so -
am Tag.
Also mittags und abends muschtest das denn haben nech."
(I 36/1 - 36/9)

"Jetzt muß ich immer Jägerklausen -
durchen Wald -
bis zur Bushaltestelle -
morgens um acht -
mußte dann da inne Stadt -
bis nachmittags um zwei - halb drei -
da - in der Gaststätte da arbeiten -
dann wieder raus in die Jägerklausen -
und dann abends weiter -

bis nachts um zwölf. - -
Ich kann dir nur sagen du -
mein Mann hat von mir nich viel gehabt nech -
und der wollt so gern n Kind haben."
(38/13 - 19/1)

Die Arbeit in beiden Gaststätten bringt nicht nur erhebliche zeitliche Einschränkungen, sondern auch körperliche Anstrengungen mit sich, die Gisela auch noch während ihrer Schwangerschaft auf sich nimmt:

"wenn ich morgens aufgestanden bin -
nur mein Fuß aussem Bett -
und denn stand schon der Eimer schon da -
und da muß ich schon spucken -
und das drei Monate lang -
und dann aufgestanden -
angezogen -
den Waldweg runter -
und während dem Laufen -
immer - immer in in Gräben reingespuckt -
das streßt dich ja auch schon bißchen nech.

...

na jedenfalls hab ich dann=e - -
ja bis zum siebten Monat -
hab ich dann=e da noch - die beiden Gaststätten denn gemacht -"
(1 46/7 - 46/22)

Das Gesamtbild, das Gisela Kersting von ihrer Lehre und der anschließenden Arbeit als Köchin vermittelt, ist durch die Erfahrung von Härte und Unterdrückung dominiert. Dies wird in einem szenischen Dialog deutlich, in dem Gisela ihre Erfahrungen zusammenfaßt:

"Ich war schon in der Lehre -
war ich sechzehn -
und mein Bruder isch fünf Jahr jünger - -
auf einmal hieß es -
"ja - Hans - der will auch Koch lernen".
/"Der isch ja wohl bescheuert" -
ich - ich ja nu von mir ausgegangen -
"wie kann der Koch lernen -
so was Beschissenes -
kricht nur Dresche" ((aufgebracht, empört))/
und dann - wir - mein -
bei uns herrschte damals in dem Hotel sowieso n brutaler Ton -
nech -
und hab ich nur gedacht -
das muß überall so sein nech."
(1 56/4 - 67/17)

Auch im Vergleich zu ihrer gegenwärtigen Arbeitssituation betont sie noch einmal die früher erlebten Repressionen:

"... also jetscht im Vergleich zu früher -
isch das n ganz anderes Verhältnis - da mit den Chefs.
Früher hascht du immer Druck gehabt. -
Du hascht immer Angst gehabt -
wenn der Chef kommt -
muscht immer gleich was tun nech. -
Der Chef hat dir auch immer Anweisungen gegeben -
was du zu tun hascht -
das isch hier ja nich.
Ich muß mich ja - praktisch jetzt -
meine Arbeitsweise -
die i_ ich mir früher angeeignet hatte -
mußt ich mich vollständig umstellen. -
Hier hascht du freie Hand -
du kannscht machen
was du willscht -
wenn der Chef kommt
und du sitscht da -
rauchscht ne Zigarette -
trinkscht ne Tasse Kaffee -
sacht kein Mensch was.
Hättescht du früher nie machen können -
hascht du immer - -
weiß nich -
die Faust im Nacken war das."
(I 169/2 - 170/4)

Die negativen Erfahrungen mit den konkreten Arbeitsbedingungen sind jedoch nur eine Seite des Bezugs zur Arbeit, den Gisela thematisiert. Im Widerspruch dazu steht der Autonomiegewinn durch die Lohnarbeit, den Gisela erst bewußt wahrnimmt, als sie ihre Berufstätigkeit aufgegeben hat.

(b) "Autonomiegewinn durch Lohnarbeit". Gisela Kerstings Leben verändert sich erheblich, als sie mit ihrer Familie nach Langstadt zieht. Sie hat ihre Berufstätigkeit bereits ein Jahr vorher, nach der Geburt ihrer Tochter, aufgegeben, zunächst aber noch mit ihrem Mann, der weiter als Koch gearbeitet hat, in Süddeutschland gelebt. Nach einer krisenhaften Übergangszeit (Giselas Mann verliert seine Stelle, sie lebt vorübergehend bei ihren Eltern, bis eine Wohnung in Langstadt gefunden ist; cf II 43/12 - 44/8), stabilisiert sich die familiäre Situation: Giselas Mann hat eine Stelle als Schichtarbeiter im Stahlwerk Stalcon angenommen, Gisela bleibt zuhause und übernimmt für die folgenden fünfzehn Jahre die Rolle als Hausfrau und Mutter.

Sie erlebt die Aufgabe ihrer Berufstätigkeit sehr bald als schmerzhaften Verlust.

"so richtig bewußt kam mir das erscht
wie ich da in Stegstraße gewohnt hab -
daß ich nicht mehr gearbeitet hab. - -
/Mein ganzes Selbstbewußtsein -
das hat sich immer weiter abgebaut -
ich wurde immer - irgendwie - - unzufriedener - deprimierter
((sehr prononciert))/ -
also - mi_ mir hat überhaupt nix mehr r_ richtig gepaßt nech -
ich hab wohl - -
da fing das schon m_ mit der Wäsche an -
ich hab nich gern Wäsche gebügelt -
ich hab wohl gewaschen nech -
aber die Wäsche immer schön Haufen.
Peter sacht immer -
"du mit dein Haufen -
mach n Leichentuch drüber" nech - -
viel Krach -
da ham wer viel gestritten miteinander - -
das - das rührte alles wahrscheinlich auch daher -
erscht ma - ich ich=e hatte nich so so viel um mich rum -
das Kind hat mich ja lange nich so=e auf Trab gehalten -
die Wohnung -
das warn zwei Zimmer - Küche und Bad - -
war auch nich viel - -
und=e viel Geld hatten wer auch nich -
was hatt ich manchmal -
vierzig Mark im Mo_ in der Woche -
wenns hoch kam - vierzig Mark -
Zigaretten selbst gedreht - - -"
(I 69/12 - 70/15)

Die eingeschränkte finanzielle Situation ist nicht das einzige Problem, mit dem Gisela Kersting nach der Aufgabe ihrer Berufstätigkeit konfrontiert wird. Im Vordergrund der biographischen Erzählung steht eher die Beziehung, die Gisela zwischen ihrer Erwerbsarbeit und ihrem Selbstbewußtsein herstellt. Dies erstaunt zunächst, wenn man bedenkt, welche persönlichen Einschränkungen sie während ihrer Lehre und der anschließenden Arbeit erfahren hat.

Ein erstes Erklärungsmoment für diesen offensichtlichen Widerspruch findet sich bereits in der zitierten Passage: Erst die Kontrasterfahrung (das Fehlen der Berufstätigkeit und die, von Gisela als unbefriedigend erlebte, Hausarbeit) macht ihr "richtig bewußt", daß sie mit der beruflichen Arbeit ein soziales Handlungsfeld verloren hat, aus dem sie wesentliche Teile ihrer persönlichen Identität bezogen hat.

Die Berufarbeit enthält offensichtlich Erfahrungsmomente, die in der Hausarbeit nicht gegeben sind. In einem szenischen Dialog mit ihren Kolleginnen am gegenwärtigen Arbeitsplatz nennt Gisela selbst zwei mögliche Aspekte:

"Ich sach -

"wenn ihr zu mir kommt -
fällt ihr sowieso um".

Ich sach -

"so ne pikobello Hausfrau
wie ihr immer euch - da erzählt -
oder wie ihr euch darstellt -
bin ich noch nie gewesen".

Ich sach -

"ich koche gern".

Ich sach -

"ich kann nur eins perfekt" -

ich sach -

"und das isch kochen".

Ich sach -

"aber jetzt noch ne perfekte Hausfrau kann ich nich sein -
weil mir das überhaupt nich -
das macht mir kein Spaß".

Ich sach -

"und die Arbeit muß mir Spaß machen -
da knie ich mich rein -

Haushalt mach ich nebenher". - -

Da sind se ja nun direkt immer geschockt nech.

Ich mein -

das geb ich ehrlich zu -

warum soll ich jetzt er_ -

warum soll ich da was vorlügen -

wenn das bei mir überhaupt nich drinliegt.

Kann ich nich."

(II 83/4 - 84/2)

Wie hier wird an vielen Stellen des Interviews deutlich, daß Gisela die meisten Tätigkeiten im Haushalt als unangenehm und unbefriedigend empfindet. Ihre konkrete *Tätigkeit* im Beruf, das Kochen, macht ihr dagegen "Spaß". Kochen ist ein ganzheitlicher Produktionsprozeß, in dem sie etwas herstellt, für das sie *gesellschaftliche Anerkennung* bekommt - möglicherweise in Form eines Lobes durch die Gäste oder auch durch den Vorgesetzten und durch Kollegen, auf jeden Fall aber durch den Lohn. (18) Eng verbunden mit der Freude an der Tätigkeit und der erfahrenen Anerkennung ist ein Gefühl persönlicher *Kompetenz*. Ihre Berufarbeit beherrscht Gisela "perfekt". Eine "gute Hausfrau" ist sie dagegen in ihrer Selbsteinschätzung nicht.

In der Zeit, während der Gisela Kersting nicht berufstätig ist, kann sie ihr Selbstbewußtsein - als "abstraktes" Kompetenzbewußtsein - nicht beliebig lange aufrechterhalten. In der folgenden Sequenz wird der schrittweise Abbau ihres Selbstvertrauens deutlich erkennbar:

"mit dem Gedanken (wieder berufstätig zu werden, d.Verf.) hab ich schon ab und zu mal gespielt -
aber muß da ganz ehrlich sagen -
hab immer Herzklopfen gehabt -
wenn ich dann die Zeitung vorgeholt hab
und jetzt muscht du /ja - -
du muscht ja jetzt die Annoncen lesen
und jetzt war da womöglich noch eine
die dir gefiel ((lachend))/ -
hab ich irgendwie immer - immer weit von mir - geschmissen -

...

Aber jetzt so voll in Beruf - -
hab ich immer wieder zurückgeschreckt nech -
ich hatte Angst
weil das ja nun so ne enorm lange Zeit war -
die ich raus war
und mir das nich zugetraut hab
daß ich das wieder schaff.
Also de - das Selbstbewußtsein war da nich vorhanden -
daß ich jetzt gesacht hätte
"ich mach das".
Ich hab mir Zugeständnisse gemacht
daß ich gesacht hab
"also ich geh nich als Köchin
ich such jetzt Beiköchin oder Kaltmamsell" -
wo du denn erscht wieder aufsteigen kanschst.
Also erscht ma wieder so reinrie_ -
Küchenhilfe war denn nachher noch weiter unten nech -
bloß um - um das nich zu machen nech."
(II 48/2 - 49/21)

Gisela hat durch die langjährige Nicht-Erwerbstätigkeit ihr Selbstbewußtsein so weit verloren, daß sie sich nur noch eine ungelernete Tätigkeit zutraut. Auch ihre gegenwärtige Stelle in der Kantine (bei Stalcon) hat sie sich nicht durch eigene Initiative besorgt. Ihr Mann hat ihr das Vorstellungsgespräch mit dem Küchenchef vermittelt:

"hat er die Initiative praktisch ergriffen nech.
Er wußte das -
den - der Wunsch war bei mir vorhanden -
aber - - ich habs einfach nich gewagt."
(II 51/5 - 51/8)

In der Erzählung über das Vorstellungsgespräch und die ersten Arbeitstage in der Kantine schildert Gisela eindrücklich ihre Unsicherheit:

"du und ich denn -
so Herzklopfen -
ja h(ab ich ge)dacht
so fünfzehn Jahre raus aussem Beruf -
das schafftst du ja überhaupt nich nech. -
Na ja - und dann rief denn der Küchenchef an - -
und=e - da hab ich ihm das auch gesacht -
"fünfzehn Jahre raus"
und er meinte
"ja - was Sie gelernt haben -
das isch drin" und so -
na ja und dann für den Montag drauf denn Termin -
und Peter mich denn hingefahrn -
und - ich denn meine Zeugnisse alles mit nech -
bin da rein ins Büro - -
ihm das erklärt -
und er mir denn die Küche gezeigt nech -
und du gehscht denn da -
/also - das ischa schlimmer wie zum Schafott du. ((lachend))/
((lacht laut))
Zuerst mal so lange raus nech -
und denn guckst du denn da -
oh - Türken -
oh - so Ausländer -
kommst nun -
bischte schon das erschte Mal mit Ausländern so konfrontiert
worden da - nech. -
"Arbeite" -
mein erschter Gedanke
"mit den arbeit ich nich". -
Also isch komisch -
ich weiß auch nich.
Na - jedenfalls wieder rein ins Büro -
und da sachter
"na ja - denn könn wer den Arbeitsvertrag machen". - -
Ich dachte
"ach du großer Gott -
/jetzt nimmt der mich auch noch". ((lachend))// ((lacht))
Ich hab da doch nie mit gerechnet -
daß der mich nimmt. - -
Na ja und dann=e Vertrag gemacht -
und dann - bin ich denn da wieder durchen Kiosk raus -
Peter stand da vorne -

sach ich
 "du Peter - guck mal hier -
 /ich fang hier an -
 am ersten Oktober". ((lachend))/ - - -
 Da hab - da hab ich so wieder voll in mein Berufsleben eingestie-
 gen. - -
 Das war so -
 erschte Tach ischa immer schlimm nech -
 wo du - egal - wo du anfängscht -
 bischt neu -
 alle andern kenn sich - -
 (was hab ich) -
 ich hab nichts gegessen
 ich hab nur Kaffee getrunken
 und Zigarettten geraucht den Tag.
 Na ja - und der Küchenchef denn hinten und vorne bemuttert
 nech -
 kennt der n Peter nun -
 und die Gisela musser ja nun bißchen -
 zweiten Tach gings schon besser -
 dritten Tach war ich schon voll drin. ((lacht))
 Und dann so - nach ne Woche -
 da hat der Küchenchef - hat er denn gefragt -
 na - wies mir denn so gefiele -
 ich sach -
 "ach ganz gut" - - -
 "ja"
 sach ich
 "sind Sie denn mit mir überhaupt zufrieden?" - -
 "Wieso - wenn keiner was sagt -
 denn wird dann schon alles in Ordnung sein".
 War ich doch nich gewöhnt -
 dasch - also jetscht im Vergleich zu früher -
 isch das n ganz anderes Verhältnis - da mit den Chefs."
 (I 166/2 - 169/4)

Der Vergleich mit dem Weg "zum Schafott" und das "Herzklopfen" machen deutlich, welche "Schwelle" Gisela überwinden muß, um wieder "voll einzusteigen". Es ist nicht allein die Angst, die fachliche Kompetenz verloren zu haben, was sie bedrückt, sondern auch die Unsicherheit gegenüber den ungewohnten Arbeitsbedingungen (ausländische Kollegen). Als sie jedoch die Erfahrung macht, nach wenigen Tagen "schon voll drin" zu sein, gewinnt sie ihr Selbstvertrauen wieder. Sie erzählt, daß sie ihre Arbeitsweise "vollständig umstellen" muß (I 169/15), was ihr offenbar ohne Probleme gelingt. In ihrer gegenwärtigen Arbeit hat sie einen wesentlich größeren Handlungs- und Entscheidungsspielraum als früher ("Hier hascht du freie Hand"; I

169/16). Auch das Verhältnis zu ihrem Chef und den Kollegen ist bedeutend besser. Gisela erfährt keine Repressionen von ihrem Vorgesetzten, ihre Leistung wird anerkannt.

Vor diesem Hintergrund kann nachvollzogen werden, wie Gisela Kersting ihre persönliche Veränderung durch die Wiederaufnahme der Erwerbsarbeit beschreibt. Sie schildert sie im Spiegel der Reaktionen ihres Mannes und ihrer Kinder:

"Ach Peter fand das ganz gut nech -
Frau wieder arbeiten -
und bringt dann auch Geld nach Hause
und dann die Frau -
er hat das ja nun eher -
als Mann hat er das eher gemerkt wie die Kinder
daß ich da ganz anders wurde nech.
Er f_ - er fand mich ganz gut.
Also mein Äußeres hat sich irgendwie auch verändert nech.
Konntscht dir mal - n paar Klamotten kaufen nech.
Mal eher wie früher. - -
Konnt -
und - und dann vor allen Dingen kam ihm ja das noch entgegen -
ich bin ja dann mit de Firma denn mal ausgegangen -
/brauchte er ja schon nich ((lacht laut)) -
war er schon aussem Schneider. ((lachend))/"
(II 69/17 - 70/14)

Giselas wiedergewonnenes Selbstbewußtsein drückt sich sogar in ihrem Äußeren aus. Sie kann sich unabhängig von ihrem Mann von ihrem Lohn "mal ein paar Klamotten kaufen". Durch den eigenen Lohn verändert sich auch ihr "Status" in der Sicht ihres Mannes. Sie wird von ihm nicht nur als Frau und Mutter anerkannt, sondern auch als "Verdienerin".

Die Andeutung am Schluß der zitierten Passage, mit der Firma "ausgehen" zu können, steht im Kontext eines Problems, das Gisela Kersting in ihrer Zeit als "Nur-Hausfrau" massiv erlebt: die soziale Isolation (s.u.). Lohnarbeit hat für Gisela als *Raum für soziale Kontakte und Kommunikation* vorrangige Bedeutung. Aus verschiedenen Erzählungen geht hervor, daß der kollegiale Zusammenhang am Arbeitsplatz für sie die einzige kontinuierliche Möglichkeit darstellt, unabhängig von ihrem Mann und ihrer Familie soziale Kontakte wahrzunehmen. Die Kommunikation mit den Kolleginnen und Kollegen ergibt sich gleichsam "selbstverständlich" und muß nicht jeweils neu und aktiv hergestellt werden (wie beispielsweise mögliche Kontakte durch die Volkshochschulkurse, die Gisela besucht hat; s. S.113). Eher beiläufig erwähnt Gisela in verschiedenen Erzählungen, daß sie mit ihren Kolleginnen nicht nur über "Hausfrauenthemen" (II 13/14ff; II 81ff) spricht, sondern auch über persönliche Probleme (I 98/6ff).

Welche hohe Bedeutung die Lohnarbeit als Raum für soziale Kontakte in Giselas Sicht hat, wird an folgendem Beispiel besonders deutlich:

"also Stegstraße fing das ja an - nech -
da hatten wer erst Susanne -
dann - Heiner -
und dann sind wir in die neue -
da war ich schon unzufrieden.
Da kam das ja erscht ma richtig raus - die Unzufriedenheit -
aber - wir hatten zu wenig Kontakt jetzt mit andern -
daß du jetzt ne Möglichkeit gefunden hascht -
irgendwas zu tun.
Das warn alles -
wenn du so nimmscht -
äh - alles Hausfrauen -
die ham alle nur ihr Haus - ihrn Garten - die Kinder gehabt.
Da war keine so berufstätig.
Jetzt zogen wir da in die Weststadt - so. -
Jetzt war da welche dann -
die ja - die ham Putzstellen gehabt. -
Und da hat die eine denn gesacht
"ja willschte nich mal hier - so abends oder morgens im Büro
saubermachen -
kriegste Geld für". - -
"Oh ja - schön" nech. -
Endlich mal - hascht du was.
Haschte nen Moment -
bin ich ja aufgelebt -
also - hascht jetzt - da nen Moment -
halbe Stunde vielleicht
Gesprächspartner
wenn da nun noch welche da warn -
und dann haschte das saubergemacht -
aber im Grunde war das auch noch nich das Wahre. - - -"
(I 133/3 - 134/12)

Die soziale Isolation zuhause ist offenbar so groß, daß für Gisela "ein Moment, halbe Stunde vielleicht", als Gesprächsmöglichkeit ausreicht, um das Gefühl zu haben "aufzuleben". Daß dies keine "Dauerlösung" ihres Problems ist und sie nach anderen Möglichkeiten sucht (Volkshochschulkurse), ist verständlich.

Nicht nur die unmittelbare Kommunikationssituation am Arbeitsplatz, sondern auch die sich daraus ergebenden Kontakte und Aktivitäten erweitern Gisela Kerstings Handlungsspielraum. Sie beschreibt ihre persönliche Veränderung durch soziale Außenkontakte diesmal am Beispiel der Reaktion ihrer Tochter:

"Also ich mein -
 Susanne fing damit an -
 die fand das dann nachher ganz gut -
 die merkte dann auch das Positive jetzt -
 also daß ich mich verändert hab nech -
 ich -
 mein Bruder wollte das damals ja nich glauben -
 ich sach -
 "ja - lad_ - wart man ab" -
 ich sach -
 "so weit kenn ich mich -
 wenn ich ma wieder arbeite -
 hab ich Kontakte mit anderen" -
 ich sach
 "ich - und wenn ich dann ausgehe -
 dann kann ich auch aus mir rausgehen -
 kann lustig sein".
 "Das glaub ich nich -
 das glaub ich nich".
 Das isch aber tatsächlich eingetroffen -
 weil ich einfach nich die Ansprechmöglichkeiten hatte - vorher -
 und das kam denn -
 Susanne denn - denn -
 ein Abend kam ich denn nach Hause -
 so richtig aufgedreht nech -
 und denn saß se denn aufem Sofa -
 war am Grinsen -
 sacht se
 "ja so find ich das gut Mama -
 so richtig lustig bischt du - und ausgeglichen".
 Die hat das echt als erste gemerkt -
 daß das doch - mir selber auch zugute kommt -
 wenn ich da mal -
 nich mit meinem Mann -
 und meine Familie am Halse hab -
 sondern wirklich mal - so richtig losgelöst von allem mal ausgehen
 kann."

(II 57/3 - 58/20)

Seit Gisela Kersting wieder berufstätig ist, hat sich nicht nur ihr
 "Äußeres" verändert. Sie kann "richtig lustig" sein und ist "ausgeglichen".
 Mit anderen "ausgehen" gibt ihr die Möglichkeit, aus sich "herauszu-
 gehen", ohne Rücksicht auf die Familie und ohne die festen Rol-
 lenzuweisungen zuhause "sie selber" zu sein. Sie lernt - sogar besser
 als ihr Mann (cf II 87/15 - 94/1) -, selbstsicher soziale Kontakte
 wahrzunehmen. Sie gewinnt das Gefühl, "mitreden" und "mitmischen"
 zu können, wie die folgende Bilanzierung zeigt.

"Ja ich hab mir das -
 äh nachher hab ich mir das auch überlegt
 jetzt so - diese - den größeren Kontakt
 den ich hab -
 wenn wir jetzt irgendwie ausgehn
 un und daß man sich son bißchen anpassen kann -
 hatt ich früher auch nich -
 das kommt auch erscht wieder -
 daß ich -
 seitdem ich wieder arbeite.
 Also in der Zeit
 wie ich nur Hausfrau und Mutter war -
 gabs das auch nich
 daß ich jetzt so kontaktfreudig war
 wie ich das heute wieder bin nech -
 also da war ich auch -
 da hatt ich -
 da hab ich lieber meinen Mund gehalten -
 und hab nix gesacht
 und hab mir das anhören lassen
 was andere so erzählen nech.
 Eh jetzt selber meinen Senf da dazugeben.
 Und heute - irgendwie -
 kommt das von alleine -
 daß man da so mal mitmischt."
 (II 94/6 - 95/9)

Der Unterschied zwischen ihrer heutigen Situation und der Zeit als Hausfrau und Mutter kommt hier schon durch die Wortwahl zum Ausdruck: "meinen Senf dazugeben" und "mitmischen" implizieren Aktivität, "Einnischung" und Mitgestalten von Kommunikationssituationen; "meinen Mund gehalten", "nix gesacht" und "hab mir das anhören lassen" (eine grammatikalisch falsche, aber inhaltlich vermutlich angemessene Verwendung der "Leidensform") drücken Passivität, Unsicherheit und Eingeschränktheit aus. - Ganz deutlich wird auch in dieser Sequenz wieder der enge Zusammenhang, den Gisela Kersting zwischen ihrer Berufsarbeit und ihrem Selbstbewußtsein bzw. ihrer sozialen Handlungsfähigkeit herstellt.

Arbeit in der Familie

Der persönliche Autonomiegewinn, den Gisela Kersting durch die Lohnarbeit erfährt, muß in Relation zu ihren Erfahrungen als Hausfrau und Mutter gesehen werden. Dabei soll nicht ihre gesamte Lebenssituation in der Familie (Beziehungsprobleme in der Verwandtschaft u.a.) dargestellt werden, sondern der Charakter ihrer "Hausar-

beit" - obwohl eine Trennung hier nur künstlich vollzogen werden kann. Im vorliegenden Zusammenhang geht es jedoch primär um die besonderen Merkmale der Hausarbeit und um die Frage, warum Gisela aus ihr offensichtlich kein Selbstbewußtsein gewinnen kann. Wie der Bezug zur Lohnarbeit ist allerdings auch ihre Erfahrung mit der Hausarbeit ambivalent. In Gisela Kerstings Erzählungen über die Arbeit in der Familie können vier zentrale Aspekte unterschieden werden:

- (a) "Erziehungsarbeit",
- (b) mangelnde soziale Anerkennung,
- (c) familiärer Alltag und Schichtarbeit und
- (d) soziale Isolation.

(a) "Erziehungsarbeit". Zunächst ist festzuhalten, daß Gisela Kersting sich ausdrücklich für die Aufgabe ihres Berufs entschieden hat, um ihre Mutterrolle nach ihren Vorstellungen wahrnehmen zu können. Sie selbst dokumentiert das in folgender Interviewpassage:

"Das war schon
wie ich unten war (in Süddeutschland, d. Verf.) -
da schri_ - da hat mir Peter nen Brief geschrieben -
"ja wenn denn Susanne soweit isch -
sagen wer so drei Jahre -
kann dann in Kindergarten -
kannschte ja als=e" -
was hat er geschrieben?
"Schokoladenköchin bei Schofa oder - Schokogluck anfangen".
Oh - ich sofort zurückgeschrieben -
/"ich arbeite nich
solange meine Kinder klein sind
un laß sie nich von andern Leuten erziehn nech -
meine Kinder brauchen ne Mutter -
ne Familie". ((schneller und bestimmt))/
Na ja aber trotzdem auf der andern Seite -
irgendwie hat mir doch -
d_ die Arbeit und der ganze Trubel hat mir gefehlt."
(I 70/19 - 71/10)

Gisela verbindet bestimmte Vorstellungen mit ihrer Funktion in der Familie, die eng an den positiven Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit orientiert sind. So setzt sie beispielsweise gegen den Widerstand ihrer Schwiegermutter durch, Weihnachten "auf ihre Art" zu feiern, und läßt die aufdringliche Verwandtschaft aus.

"Und das Jahr drauf hab ich gesacht -
"ich möcht ma Weihnachten so machen -
wie ich das von zuhause gewohnt bin".
"Na ja - wenn du meinst" nech -

Schwiegervater hat gesacht -

"ja - also ich versteh dich schon" -

ich sach -

/"ja ich bin das von Kind auf - bin ich das ganz anners gewöhnt".

((engagiert))/
Ich sach -

"ich kann das -

an Heiligabend und ersten Feiertag möcht ich mit meiner Familie

ganz alleine sein" -

...

Das war n schönen Weihnachten -

das kann ich dir sagen du.

Ham wer erst so richtig genossen -

weischt du -

so ganz ohne allem drum und dran -

so wie ich m_ mir das -

und so wollten das meine Kinder jahrelang auch haben -

so wie wir das -

wie ichs von zuhause mitgebracht hab -

bei uns eingeführt -

und so ham die das schön gefunden -

und das fanden sie herrlich."

(I 74/5 - 75/7)

Gisela unternimmt viel mit ihren beiden Kindern - wieder in Erinnerung an ihre eigene Kindheit:

"Ja - dann bin ich mit den Kindern im Herbst -

im Sommer baden -

im Herbst bin ich mit ihnen - -

das liegt von früher -

von der Kindheit her liegt das noch drin -

da bin ich dann Hagebutten sammeln gegangen -

Brombeeren sammeln gegangen -

Haselnüsse sammeln gegangen -

ich kann dir in unsrer Gegend - Umgebung -

bis Berghausen kann ich dir genau alle Ecken sagen -

wo das liegt nech.

Also das hab ich dann mit den Kindern aufgerissen."

(II 26/1 - 26/12)

Gisela Kersting, die sich an verschiedenen Stellen im Interview an positive Erlebnisse ihrer eigenen Kindheit erinnert, läßt ihren Kindern größere Freiheiten, als es in anderen Familien in ihrer Nachbarschaft üblich ist. Selbstbewußt vertritt sie ihre Erziehungsvorstellungen und nimmt dabei auch Konflikte mit ihren Nachbarn in Kauf:

"Das war denn nachher praktisch so -

die Kinder wurden größer -

wir ham unsern -
 Susanne war ja -
 ging schon zur Schule -
 da war ja hauptsächlich dann noch Heiner - -
 den ham wir ja mehr Freiheit gelassen -
 wie - wohl die andern Kinder das bekommen haben -
 also wir warn immer die Buhmänner -
 wenn die andern Kinder verschwunden warn -
 kamen se erscht zu uns nach oben -
 und ham gefragt -
 ob Heiner da isch -
 "nee Heiner isch nich da" -
 "na ja - dann isch Heiner ja mit denen wieder weg".
 Und das hab ich mir denn paar Mal so angehört -
 und dann hab ich auch gesacht -
 /"verflucht noch mal -
 wieso isch denn unser immer das?
 Eure Kinder sind doch genauso alt -
 warum könn die nich von sich aus denn da entscheiden -
 daß se da irgendwohin gehen" -
 ich sach -
 "unser isch gar kein Führertyp" ((erregt))/
 "ja die müssen - unsre müssen im Haus bleiben" und so
 ich war da noch nie für.
 Passieren kann da inne Wohnung genauso was wie vorm Haus -
 oder zwanzig Meter weiter.
 Also war meine Meinung. - -
 Das war schon der erschte - Aneckpunkt unserer Erziehung der
 Kinder."
 (II 20/7 - 21/12)

Ein gewisser Stolz klingt mit, als Gisela berichtet, daß Jüngere
 (Erzieher und Jugendliche, mit denen sie in einer Abenteuerspielplatz-
 initiative zusammenarbeitet) ihre Art der Erziehung anerkennen:

"Und die sagen uns auch wieder
 daß wir unsre Kinder richtig oder gut erzogen
 und daß wir denen viel Freiheiten lassen
 und daß sie das doll finden.
 Während unsre Kinder das ja nicht so akzeptieren
 wie andere Jugendliche das wieder sehn nech."
 (II 77/12 - 77/17)

Diese Beispiele dokumentieren, daß Gisela mit ihrer Rolle als Mutter
 positive Erfahrungen verbindet. Sie hat bestimmte Erziehungsvorstel-
 lungen, die sie zugunsten ihrer Kinder auch gegenüber Verwandten
 und Nachbarn behauptet.

(b) *Arbeit ohne gesellschaftliche Anerkennung.* Diese positiven Erfahrungen in der Kindererziehung können allerdings nicht die negativen Aspekte aufwiegen, die sich für Gisela Kersting persönlich aus der Arbeit in der Familie ergeben. Obwohl sie durch Kinder und Haushalt ausgelastet ist - "für mich war es ein ziemlich langer Tag" (II 24/8) -, erfährt sie in der Arbeit keine Befriedigung.

"ich war einfach -
wohl ausgelastet -
aber das war eine unbefriedigende Arbeit für mich -
also die hat mir nichts gebracht."
(II 30/1 - 30/4)

Hausarbeit macht Gisela "keinen Spaß" (II 83/18). Sie paßt sich nicht den traditionellen Rollenerwartungen an eine "pikobello Hausfrau" an (II 83/5), mit denen sie im Vergleich zu ihren Kolleginnen und Nachbarinnen, vor allem aber durch ihren Mann konfrontiert wird. Ihre Art, den Haushalt zu führen, ist Anlaß für Streit mit Peter, dessen Mutter "immer alles pikobello gehabt" hat (II 84/9).

"Das wird wohl unser Leben lang /wird das son kleiner Streitpunkt bleiben.
Immer son bißchen Salz in in der süßen Suppe nech. ((lachend))/"
(II 85/13f)

Die "Unzufriedenheit", die Gisela Kersting während der Jahre, in denen sie nicht berufstätig ist, erlebt, kann damit zumindest teilweise erklärt werden: Die Hausarbeit füllt sie nicht aus, nimmt aber gleichwohl die gesamte ihr zur Verfügung stehende Zeit in Anspruch. Hinzu kommt, daß Hausarbeit - anders als Erwerbsarbeit - keine unmittelbare *gesellschaftliche Anerkennung* findet. Die einzige "Instanz", die die Arbeit im Haushalt direkt beurteilt und bewertet, ist die Familie bzw. der Ehemann. (Allenfalls in Konkurrenz mit den Nachbarinnen aus dem Haus könnte Gisela durch besondere Demonstration hausfraulicher "Tugenden" eine - allerdings zwiespältige - Form sozialer Anerkennung gewinnen.)

Gisela entzieht sich zumindest teilweise der Rollenerwartung, eine "perfekte Hausfrau" zu sein, und erfährt deswegen von ihrem Mann häufig Kritik. Sie ist aber - da sie keine eigenständigen sozialen Kontakte hat - weitgehend von der persönlichen Bewertung und Anerkennung durch ihren Mann abhängig. Durch den Verzicht auf Lohnarbeit steht ihr auch kein anderer Erfahrungsbereich zur Verfügung, in dem sie - unabhängig von den persönlichen Beziehungs- und Abhängigkeitsstrukturen in der Ehe - soziale Anerkennung finden und Selbstbewußtsein entwickeln könnte. (19)

(c) *Familiärer Alltag und Schichtarbeit.* Gisela Kerstings Arbeit im Haushalt und ihre Organisation des familiären Alltags ist völlig vom

Schichtrhythmus ihres Mannes determiniert. Er wirkt sich bis in die Regelung der Essenszeiten und die Art der Zubereitung der Mahlzeiten aus.

"ich sach -

"ich habs festgestellt" -

das hat Peter dann na_ in gewissermaßen ja mit angeregt -

ich=e mach jetzt Abendbrot -

stell alles hin -

"hab kein Hunger" -

"hab kein Hunger". -

Weischt du -

das machscht du dann n paarmal -

und dann hascht du keine Lust mehr.

Ich sach -

"ja gut -

dann mach ichs anders -

dann lassen wer alles im Kühlschrank

und wenn einer Hunger hat

holt er sich was raus -

macht sich ne Scheibe Brot".

Und so hat sich das bei uns eingebürgert.

...

Nur das=e das das hängt damit zusammen -

daß Peter eben nich zu der Zeit

wann wir Abendbrot gemacht haben -

oder Mittagessen -

dann Hunger hatte.

Und das resultiert auch wieder auf der andern Seite von der

Schichtarbeit her. -

Da hat er -

wenn er Frühschicht gehabt hat -

hat er um halb drei Mittag gegessen. -

Wenn er Spätschicht gehabt hat -

hat er um halb zwölf Mittag gegessen.

Und bei Nachtschicht abends um halb acht.

So - und jetzt kommscht du

und sach mir

wie ich ne geregelte Essenszeit bei meinen Kindern einführen soll -

wenn er zu jeder ixbeliebigen Zeit warmes Essen haben sollte nech.

Also es ging einfach nich."

(II 79/3 - 80/19)

Vor allem ist Gisela dafür verantwortlich, daß ihr Mann die nötige Ruhe hat, wenn er wegen der Schicht tagsüber schlafen muß. Besonders schwierig ist die Situation, solange die Kinder klein sind.

"bei - Nachtschicht war das ganz schlimm für mich -
war echt Horror. - -
Du muschescht die Kinder ja praktisch immer - ruhig halten -
im Sommer ging das -
da ging ich mit den Kindern runter - aufen Spielplatz -"
(I 196/2ff)

"und er hatte da auch praktisch immer Schlafschwierigkeiten -
jetscht grad bei Nachtschicht -
und dann=e zogen dann nachher unter uns ne Familie mit zwei
Jungs ein -
und denn kam dann nachher noch das Dritte -
also das war noch schlimmer nech.
Wie ich jetzt mit meinen beiden -
ich konnt immer mal rausgehen -
und oft -
ich mein -
oft hab ich se auch nich in Zaum halten können -
da kam -
hab ichs nich vermeiden können -
da kam er raus -
und war wütend -
und hat denn geschimpft -
"verflucht noch mal -
könnt ihr -
kannscht du nich mal die Kinder in Zaum halten -
ich muß schlafen" nech -
also - es war ne enorme Anspannung."
(II 46/5 - 47/4)

Durch die beengten Verhältnisse in der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, in der die Familie in den ersten Jahren in Langstadt lebt, ist das Problem kaum zu lösen. Gisela Kersting schildert anschaulich die erhebliche Belastung, die die Schichtarbeit für die Familie (und besonders für sie) bedeutet:

"Es war erst ma -
muß ich sagen -
Stegstraße ziemlich eng -
beide Kinder im Schlafzimmer -
dann - Peter NACHTschicht - -
das könnt ihr euch ja gar nicht vorstellen.
Das Schlafzimmer grenzte ja - praktisch so wie hier ans Wohn-
zimmer -
war nur die Tür - -
praktisch dünne Tür als Verbindung nech -
du hattescht ja=e praktisch - nichts zum Dämpfen -
ja dann blieb mir nichts anders übrig -

na noch kleiner wie die Küche hier -
ich mein -
ich konnte grad so n Tisch an die Wand -
zwei Stühle -
und den Schrank -
und dann auf der andern Seite der Gasherd und die Spüle -
das war alles.
Und da hab ich denn mit den zwei Kindern da in der Küche
gehaust -
wenn Peter Nachtschicht hatte.
Da bin ich -
da bin ich manchmal echt -
bin ich durchgedreht.
Und denn war das ja auch schon äh - kalt -
im Januar dann -
ich mein -
das ging ja dann nachher schnell -
im Februar sind wer ausgezogen -
aber - Januar - Februar hatte er trotzdem auch noch mal Nacht=
schichtwoche gehabt.
Ja und dann bin ich aus Verzweiflung denn in der Kälte mit den
Kindern spazieren gegangen -
wenigstens vormittags zwei drei Stunden
bis er - richtig fest geschlafen hat -
und dann wieder rein -
und dann "psst - sei leise" - äh -
"der Papa schläft" -
dann der Heiner -
das war ein - ein Kind -
der war nur am Brüllen.
Ich durft ihm -
/laut Arzt durft ich ihm nichts zu Essen geben nachts ((lachend))/ -
dann hat er die halbe Nacht gebrüllt -
dann hab ichs mit Tee versucht -
ja der hat mir den Tee ja wieder ausgespuckt -
das war ja nix Handfestes.
Was hab ich dann gemacht?
Dann hab ich diese Kalkzwieback gekauft -
in Wasser eingeweicht -
/und hab die ihm mitem Löffel dann schon immer hinein
((lachend))/ -
damit der nachts durchgeschlafen hat."
(II 4/9 - 6/14)

Erschwerend kommt hinzu, daß die Kinder - auch als sie älter sind
- sich nicht auf den Schichtrhythmus des Vaters einstellen können. Er
erscheint ihnen als willkürliche Begrenzung ihres Handlungsspielraums:

"Ja - Frühschicht ging ja noch -
 Frühschicht ging noch. - -
 Spätschicht - na ja hatter auch - -
 bis zehn - halb elf - hat er dann auch geschlafen.
 Nun isch das ja -
 in de__ - in der jetzigen Wohnung ging das ja noch -
 aber es war -
 wie gesagt -
 es war immer ein Kampf -
 die Kinder ham bis heute nich kapiert
 wie dem Peter seine Schicht funktioniert.
 Also ich konnt ihnen -
 den Plan konnt ich ihnen erklären.
 "Also diese Woche hat er Frühschicht -
 dann hat er da ein Tag frei -
 dann hat er Spätschicht -
 dann hat er zwei Tage frei -
 dann hat er Nachtschicht -
 und dann hat er übers Wochenende frei". - -
 Die ham das -
 ich weiß nich
 woran das lag -
 die ham das immer vergessen bei Nachtschicht -
 daß er schlafen muß nech -"
 (II 22/3 - 23/8)

Gisela schildert, wie sie die doppelte Belastung - Beschäftigung mit den Kindern und Hausarbeit - bewältigt hat:

"Also vormittags - ging es noch -
 da konnt ich mit ihnen einkaufen gehn -
 und dann zu Mittag -
 ja die ham nu mittags nich mehr geschlafen -
 beide nich.
 Also manche Kinder können bis vier - fünf Jahre nachmittags noch
 zwei Stunden schlafen -
 das ham meine nie gekonnt nech.
 Die warn mit zwei Jahren -
 warn die voll den ganzen Tag da. - -
 Ja - und=e - das isch natürlich -
 ja - oder ich hab mich da mit ihnen in die Essecke gesetzt -
 Katalog angeguckt -
 da ja dann ham wer n Fernseher gekriegt -
 dann notgedrungen dann eben Fernsehprogramm -
 nachmittags -
 na ja und denn -
 da hat er länger geschlafen wie heute nech -

er hat manchmal bis sieben - acht Uhr geschlafen -
 isch dann erscht aufgestanden.
 Also das isch -
 für mich war es ein ziemlich langer Tag -
 die Kinder da - immer stillzuhaltten.
 Im Sommer gings -
 bin ich mit ihnen rausgegangen -
 zum Schwimmen gegangen -
 den ganzen Tag nech.
 Hab ich Essen vorbereitet -
 und dann sind wer eben den ganzen Tag dann - draußen
 gewesen. - -
 Aber wie gesagt im Winter -
 Spiele machen -
 ja da muschte nebenher Haushalt machen -
 muschtest -
 irgendwie mußte das gehen -
 ich weiß es nich -
 weiß es ehrlich nich mehr ganz genau -
 ich mein -
 ich hab wahrscheinlich dann abends gesaugt -
 die Wäsche hab ich dann=e - -
 wenn er dann abends auf war -
 denn schnell angemacht -
 und dann morgens eben aufgehängt -
 aber ich bin ja nun keene - gute Hausfrau -
 das so mit Wäsche bügeln und so nech -
 /das klappt ja immer nich. ((lachend))/"
 (II 23/10 - 25/8)

Die dokumentierten Textstellen mögen genügen, um zu verdeutlichen, daß Giselas Spielraum, auch innerhalb der Familie ihren Alltag "autonom" zu organisieren, äußerst begrenzt ist. Eine zusätzliche Einengung ihrer Handlungsmöglichkeiten - besonders in den ersten Jahren ihrer Ehe - ergibt sich aus der beschränkten *finanziellen* Situation der Familie. Gisela berichtet:

"Na ja Mensch und soviel Geld hat Peter damals auch nich nach Hause gebracht -
 zwei Kinder -
 Kindergeld gabs damals no nich -
 also ich mußte echt sehen -
 daß ich über die Runden kam.
 Über jedes Stück
 was ich da geschenkt bekam -
 ham wir uns gefreut -
 konntescht ja nich viel anschaffen - -"
 (II 3/14 - 3/22)

"Also du - das war /ein Hängen und Würgen mit dem Geld -
das - da - darf ich gar nich mehr drüber nachdenken. ((lachend))/
Und das ging auch."
(II 7/20ff)

Gisela erzählt, wie sie durch den Einkauf billiger Lebensmittel und eigene Herstellung von Kinderkleidung mit dem wenigen Geld zurechtgekommen ist:

"Dann hascht du ja sowieso -
hascht du dir dann ja - beim Schlachter -
bei dem einen Schlachter bei Fleischmann -
da hascht du dir dann gekauft -
die billigste Leberwurst -
die Blutwurst -
die Streichmettwurst.
Mehr gabs nich -
andere Wurst gabs nich.
Denn hatte ich durch Schwiegermudder dann -
hatte die n Schlachter da in=e -
glaub ich
Baumstraße -
da gleich gegenüber von Meyer und Co - war n Schlachter -
der hatte nur Wurststücke nech -
Pfund ne Mark - -
und da sind wer denn immer freitags hin -
wenn die denn so viel Aufschnitt gemacht haben -
warn ja immer - so Stücke übrig -
und dann ham wer denn immer schon vorbestellt nech -
und dann die Wurststücke denn da gekauft.
Und da hascht du denn rausgesucht -
da war denn Schinken - Mettwurst - und alle so -
also solche Wurstsorten -
die du dir normal überhaupt nich erlauben konnte konntest -
die hascht du denn da in den Stücken Wurst drin gehabt."
(II 7/23 - 9/1)

"hascht aber auch zwei Kinder gehabt -
und denen muschescht du ja auch was anschaffen -
und daraus resultiert das ja bei mir -
daß ich damals viel gestrickt und gehäkelt hab.
Da hab ich denen ja dann Pullis und Hosen -
dann hab ich n Nähkurs dann später angefangen -
hab dann Heiner aussem Peter sein alten Anzug /nen neuen Anzug
genäht ((lachend))/ -
Susanne Röcke gemacht - -
ja bloß um Geld zu sparen nech."
(II 9/14 - 9/22)

(d) *Soziale Isolation*. Es ist verständlich, daß Gisela Kersting unter diesen Bedingungen den Wunsch entwickelt, dem engen familiären Alltag wenigstens für einige Stunden zu entfliehen. In weitgehender Einengung ihres persönlichen Handlungsspielraums empfindet sie die *soziale Isolation* - "immer so stupide allein" die Hausarbeit zu machen (II 25/18) - als besonders hart. Auf die Frage eines der beiden Interviewer, ob sie denn auch "Zeit für sich" gehabt habe, erzählt sie von ihrem Wunsch "auszugehen":

"Das war -
auch jetzt so zum Beispiel Ausgehen -
was meinst du -
das war -
Immer wieder war da Kr_ -
was meinst du -
was wir da Krä_ - Krach hatten.
Das -
ich war einfach -
wohl ausgelastet -
aber das war eine unbefriedigte Arbeit für mich -
also die hat mir nichts gebracht.
Und da wollt ich gern mal ausgehen -
ja dann haperts erscht ma an der Schicht -
dann=e kam ihm das nich -
und=e - dann -
ich wollt nu -
daß von ihm aus was kommt -
daß er jetzt so -
weischt du
die Vorstellung -
Romanvorstellung -
weiß ich -
was man sich so vorgaukelt -
er kommt jetzt freudestrahlend nach Hause -
sacht -
"Liebling mach dich schön" nech -
"ich hab zwei Karten fürs Theater" oder so nech -
In der Art hab ich mir das so vorgestellt. - -"
(II 29/13 - 30/21)

Ihre "Romanvorstellung" läßt sich allerdings nicht verwirklichen. Gisela Kersting erzählt eine lange Geschichte über ihr erstes "Ausgehen" mit ihrem Mann, als die Kinder klein sind (II 31/10 - 35/3). Die negativen Begleitumstände - der Sohn wacht auf und "flüchtet" zu den Nachbarn - sind entmutigend und verhindern für die nächsten Jahre ähnliche "Ausbruchsversuche" aus dem Alltag.

"Wir ham das nich geschafft -
daß wir praktisch jetzt die Kinder alleine lassen konnten -
und dann weggehen."
(II 35/7ff)

Auch die Schichtarbeit ihres Mannes stellt hier ein zentrales Problem dar. Zeit für gemeinsame Unternehmungen ist kaum gegeben, und Giselas Mann entwickelt nach seiner anstrengenden Arbeit keine eigene Initiative. Die unterschiedlichen Bedürfnisse der Ehepartner führen gelegentlich zu Streit und gegenseitigem Unverständnis.

"Ja im Grunde Angelpunkt war immer das mitem Ausgehen nech.
Ja das hat mir un_ -
das hat mir gefehlt."
(II 87/12ff)

Gisela resümiert:

"Aber so echt - das war ganz schlecht. - -
I(2): Das war für euch schon ne harte Zeit so.
Ja und daraus resultiert wahrscheinlich auch diese Unzufrieden-
heit -
die ich damals dann hatte nech -
daß du - praktisch immer gebunden warscht -
du konntescht ja gar nich - jetzt groß was unternehmen -
dann eben
wie gesacht -
die Schichtarbeit hatt ich sowieso auf -
nur auf ne bestimmte Zeit - äh konzentriert -
daß du dann nur dann und dann -
also alle vier Wochen das Wochenende mal frei hattescht -
und so viel Geld hatteschte auch noch nich -
da großartig auszugehen."
(II 38/2 - 38/14)

Erst als die Kinder größer sind, kann Gisela Kersting Schritte unternehmen, ihre soziale Isolation zu durchbrechen und eigenständig neue soziale Kontakte zu suchen. Sie besucht einige Volkshochschulkurse, in deren Verlauf sie deutlich an Selbstbewußtsein gewinnt. Sie berichtet allerdings, daß sie dadurch ihre Probleme in der Familie, besonders in der Beziehung zu ihrem Mann, nicht lösen kann. Ihr Gewinn an Selbstsicherheit und die ersten Versuche, mit ihrem Mann über ihre Probleme zu sprechen, werden von diesem nicht anerkannt. Im Gegenteil, er reagiert mit Unverständnis und Abwehr.

"Na ja - aber da fing das an -
daß ich über mich selber son bißchen nachgedacht hab -
und mit Peter anfang auch ma darüber zu sprechen - nech. - -

Und=e da meinte er -
ich wäre ja - irgendwie weiter wie er - -
ich würde mich schon mehr informieren -
ich würde fernsehucken -
ich würde Kreuzworträtsel machen -
ich würde viel lesen -
also - ich hätte mehr drauf wie er.
Da - da - hat das Gefühl -
also er - wär - wäre schon unterdrückt von mir nech -
das wollt ich ja auch nich - -
nech - aber das war so sein Gefühl -
jetzt wo ich denn gesacht hab -
"ich hab kein Selbstbewußtsein" -
und er mir vorgehalten hat -
daß ich ja viel mehr hätte wie er - -
wo ich mit=e was anfangen kann. -"
(I 136/6 - 136/24)

"Identität in Arbeit und Familie"

Die Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit ist für Gisela Kersting zunächst mit erhöhten Anforderungen verbunden. Sie muß die Bedürfnisse der Kinder und des Mannes, die Erfordernisse der Hausarbeit und die durch den Schichtrythmus gegebenen zeitlichen Notwendigkeiten nun auch noch mit ihrer eigenen Berufsarbeit koordinieren. Sie beschreibt die Probleme, die sie dadurch mit den Kindern hat, und ihre Art, damit umzugehen:

"Ich hatte zu der Zeit nachher noch Probleme mit beiden Kindern mit der Schule -

mitem Heiner nicht so schlimm -
aber m_ mit Susanne.

Ich hatte sie ja nich mehr unter Kontrolle.

Die hatte nur vormittags Schule - -
eins - halb zwei kam die raus.

Ich kam ja erscht um siebzehn Uhr nach Hause -

ich konnt se ja nich mehr kontrollieren -

hat sie jetzt was gemacht -

sie war noch nich da ..."

(II 51/19 - 52/7; Es folgt eine Geschichte über ein konkretes Problem mit der Tochter.)

"Denn hat se nich für die Schule gelernt.

Dann kams dann drauf an -

äh für das Zeugnis -

wo se sich bewerben muß -

das kam da alles.

Heiner war dann inne - Gesamtschule schon - - -

kam denn die erste Zeit nich nach Hause. - -

Um sechzehn Uhr hätte er zuhause sein sollen -

dann war er um achtzehn - neunzehn zwanzig Uhr noch nich zuhause.

Ja - und das warn alles Protests dagegen

daß Ich arbeiten ging.

Das war das praktisch -

Oktober siebenundsiebzig hab ich angefangen -

so das erste Vierteljahr - war echt problematisch mit den Kindern -

und da hab ich mir das auch gesagt -

wenn ich das früher schon angefangen hätte -

wärs ja noch viel schlimmer gewesen.

So warn se ja schon einigermaßen vernünftig -

und dann ham wer uns mal zusammengesetzt -

und ich hab ihnen das auch erklärt -

Heiner hat gesucht -

ja - diese eine Stunde find er langweilig

wenn er nach Hause kommt

und Isch keiner zuhause.

Ich sach -

"mein Gott die eine Stunde -

die macht ja wohl auch nich viel aus".

Susanne hab ich gesucht -

/"sieh zu -

setz dich hin -

mach deine Schularbeiten -

lerne noch -

du brauchscht das -

du brauchscht das nich für uns -

du muscht das für dich lernen". ((eindringlich))/

Peter hats ihr denn eingepaukt -

na dann ham wers so langsam in Griff bekommen nech."

(II 53/9 - 54/21)

Auch die Hausarbeit, die "nebenher" organisiert werden muß, bedeutet für Gisela eine weitere Belastung:

"ja und die andern Frauen im Haus -

die ham denn gesucht -

"die Frau hat das gut -

die Kinder sind schon groß -

die kann arbeiten gehn".

Aber die hat auch nie gesehn -

die ham alle nich gesehn

daß das trotzdem auch noch Probleme gab -
 und die tauchten da gewaltig auf -
 mit der ganzen Haushaltseinteilung -
 /wenn des so nimmscht -
 das hat bis heute noch nicht richtig hingehauen. ((lachend))/
 Dann hab ich mal n Plan gemacht -
 (wie das ma) -
 man liest das mal -
 oder sieht das mal -
 jeder muß ne bestimmte Arbeit machen -
 Mann - und dann nach vier Wochen hascht des wieder aufgegeben -
 hat kein Zweck -
 machscht des selber.
 Irgendwie sind wir denn nicht konsequent genug -
 oder - verlierscht die Geduld
 und - ich hab das bei mir gemerkt - -
 das ischa nun -
 das kommt aus dem Beruf -
 du kriegscht was - in deinem Beruf gesacht -
 da muscht du sofort machen.
 Das überträgscht du auf dein Zuhause -
 auf deine Familie -
 wenn ich da jetzt was sach -
 und es wird nicht gleich gemacht
 werd ich ja vergrellt nech -
 dann mach ich das lieber selber.
 Das hab ich ihn auch schon versucht zu erklären -
 aber - irg_ -
 du ka_ kannscht ja nicht aus deiner Haut - raus -
 das isch da drin.
 Und da - daraus resultiert das wahrscheinlich
 daß eben ich nicht - die Arbeitsteilung so konsequent durchführen
 kann.
 Das is dann -
 die die Zeit nicht abwarten kann -
 die ham wohl dann im Moment keine Lust -
 und - "na ja ich mach das schon" -
 und das "ja ja mach ich schon"
 das is für mich schon wieder n rotes Tuch -
 also mach ichs lieber selber.
 Aber es gibt dann Krach nech."
 (II 55/3 - 56/15)

Gisela Kersting beschreibt hier die "gewaltigen Probleme" mit der Hausarbeit, die von Außenstehenden als solche nicht erkannt werden. Ihre Versuche, mit Hilfe eines Plans die Arbeit in der Familie zu verteilen, scheidert vor allem an ihren eigenen Ansprüchen und Erwartun-

gen. Obwohl sie - an anderen Stellen des Interviews mehrfach betont - keine übertriebenen Ordnungs- und Sauberkeitsvorstellungen hat, stellt sie bestimmte Ansprüche bezüglich der Ausführung der Hausarbeit. Von ihrem Beruf her ist sie gewohnt, daß Arbeit nicht nach dem "Lustprinzip" organisiert werden kann. Sie überträgt diese Erfahrung auf die Hausarbeit und erwartet von der Familie dieselbe Einstellung. Sie kann diese Ansprüche allerdings nicht durchsetzen, sondern erledigt die Arbeit lieber selbst, auch wenn sie abends "abgespannt" nach Hause kommt (cf II 59/17).

Seit Gisela Kersting wieder berufstätig ist, kann sie jedoch die Probleme in Haushalt und Familie - trotz objektiv gestiegener Belastung - subjektiv besser verarbeiten. Rückblickend bilanziert sie:

*"Nur jetzt=e - isch das nich mehr für mich so tragisch -
ich hab meine Arbeit und -
da äh fällt das nich mehr so ins Gewicht wie damals -
wie ich noch das nicht hatte.
Da war das für mich echt das A und O -
die kleinen Probleme -
die du jetzt im Haushalt hattescht -
ob das Kind was angestellt hat -
oder ob dies nich klappte -
oder ob du jetzt Streit hattescht mit der Nachbarin -
oder da irgendwie was war -
oder du bischt selber -
irgendwie haute die mit dir innen was nich - hin nech -
du warscht immer unzufrieden dadurch.
Und er hat mir nie das Gefühl gegeben -
daß er mich jetzt für voll nimmt.
Das - das konnte er nich.
Das siehschte ihm nich so an -
aber das isch bei ihm echt=e - -
die andern finden ihn alle toll - -
aber im Grunde kann Peter mir nie das Selbstbewußtsein geben -
was ich mir sel_ -
was ich brauche.
Das muß ich mir immer alles selber erarbeiten."
(I 202/8 - 203/11)*

An dieser Passage wird deutlich, daß Gisela in der Zeit ihrer Nicht-Berufstätigkeit auf die "kleinen Probleme" in Haushalt und Familie zurückgeworfen ist. Die daraus resultierende Unzufriedenheit und das mangelnde Selbstbewußtsein verstärken sich wechselseitig: Je größer ihre Probleme werden, desto mehr ist sie auf Verständnis und Anerkennung angewiesen. Diese Bedürfnisse konzentrieren sich - da sie kaum andere Interaktionspartner hat - zwangsläufig auf ihre Familie, vor allem auf ihren Mann. Daß er sie nicht "für voll" nimmt und

ihr das Selbstbewußtsein, das sie "braucht", nicht geben kann, verschärft ihre Identitätsprobleme. Erst allmählich - durch die Volkshochschulseminare, vor allem aber durch den Beruf - "erarbeitet" sie sich wieder Selbstbewußtsein und psychische Stabilität.

Mit Bezug auf die vorangegangene Zwischenbemerkung (s. S. 218ff) lassen sich Gisela Kerstings Erfahrungen mit "Arbeit" zusammenfassend interpretieren: Am Beispiel jener fünfzehn Jahre außerhalb der Erwerbsarbeit wird erkennbar, daß "Arbeit" nicht nur als konkrete Tätigkeit zentrale Bedeutung für die Ausbildung persönlicher Identität hat. Auf dieser Ebene betrachtet, birgt die Haus- und Erziehungsarbeit in der Familie durchaus positive Aspekte. Die Tätigkeiten sind in der Regel sehr komplex, an konkreten Bedürfnissen und Notwendigkeiten des familiären Alltags orientiert, sie haben "Gebrauchswertcharakter" und sind - trotz aller einschränkenden Bedingungen, die hier nicht heruntergespielt werden sollen - oft "produktiver" als viele Tätigkeiten in der Lohnarbeit. In Gisela Kerstings Fall besteht - vergleicht man die konkrete Tätigkeit, das "Kochen" - eine relativ große Ähnlichkeit zwischen ihrem Beruf und bestimmten Aufgaben im Rahmen ihrer Hausarbeit (ein Merkmal vieler sogenannter "Frauenberufe"). Dennoch gibt es *qualitative Unterschiede*: Als "privater" Arbeit fehlen der Hausarbeit bestimmte Aspekte, die nur in der *gesellschaftlichen Arbeit* (Lohnarbeit oder allgemein Erwerbsarbeit) enthalten sind. Die Berufsarbeit stellt einen sozialen Erfahrungsraum her, in dem der Einzelne nicht isoliert arbeitet, sondern in Kooperation mit anderen - und sei diese Kooperation auch noch so abstrakt. Erst durch den sozialen Vergleich, über Kritik und Anerkennung durch andere wird es möglich, "Selbstbewußtsein" zu entwickeln, das Bewußtsein der eigenen Kompetenz und Eigenständigkeit - "Selbstbewertung", Aufbau eines differenzierten, an der gesellschaftlichen Realität orientierten "Selbstkonzepts".

Der Ausschnitt sozialer Wirklichkeit, in dem sich das Individuum als Subjekt "verorten" kann, ist in der Lohnarbeit nicht nur größer, sondern impliziert eine andere Qualität. Die nicht-erwerbstätige Frau muß ihre Identität in erster Linie innerhalb der traditionellen familiären Strukturen, als "Teil der Familie", entwickeln, ohne daß für sie die Funktion ihrer Arbeit in einem übergeordneten gesellschaftlichen Zusammenhang erkennbar würde.

"Austausch, Wechselseitigkeit, das Gefühl, einem übergreifenden gesellschaftlichen Ganzen zuzugehören, ist bei der Hausarbeit, die die Frauen - auch wenn Mann und Kinder helfen - meistens im Alleingang hinter sich bringen, nicht ohne weiteres gegenwärtig. Das Gesellschaftliche dieser Arbeit wird in der Privatisierung unsichtbar." (BECKER-SCHMIDT 1982:306)

Die Erwerbsarbeit dagegen bietet die Möglichkeit, sich - bei allen Restriktionen - als eigenständiges Subjekt im gesellschaftlichen Zu-

sammenhang zu erfahren und auch als Individuum, das eine persönliche Leistung bringt, wenigstens über den Lohn gesellschaftlich anerkannt zu werden. Daß diese Anerkennung und die "Selbst-Erfahrung" im sozialen Austausch auch auf die Position der Frau in der Familie zurückwirkt, wird an Giselas Beispiel deutlich.

Die Dimension der Gesellschaftlichkeit von Arbeit ist ein zentraler Aspekt für die Herausbildung persönlicher Identität - und zwar *unabhängig* davon, ob die konkreten Bedingungen der Lohnarbeit eher "förderlich" (s. Willi Becker) oder eher einschränkend sind (s. Ernst Hellberg, Jürgen Mahnke, teilweise auch Gisela Kersting). Diese Funktion der Lohnarbeit wird jedoch offensichtlich erst via negationis subjektiv erfahrbar und "sichtbar" - nicht nur am Beispiel von Frauen, sondern auch in Fällen von Arbeitslosigkeit. Doch gerade an den Erfahrungen erwerbstätiger Frauen wird sie - durch den *Kontrast zur Hausarbeit* - deutlicher als an den Arbeitserfahrungen von Männern. An Gisela Kerstings Interview läßt sich die Funktion gesellschaftlicher Arbeit auf zwei Ebenen konkretisieren:

In vielen Erzählungen und Berichten über ihren *Alltag* als "Nur-Hausfrau" und Mutter wird die qualitative Begrenzung ihres persönlichen Handlungsspielraums durch die soziale Isolation erkennbar. "Soziale Isolation" meint hier nicht die geringe Anzahl sozialer Kontakte, sondern die weitgehende Beschränkung des Interaktionsfeldes auf den sozialen Nahbereich, das "Gebundensein" an die Familie. Die Einengung ihrer Handlungsautonomie innerhalb der Familie durch die Schichtarbeit ihres Mannes kommt "nur" verstärkend hinzu. Erst die erneute Berufstätigkeit erschließt Gisela ein soziales Feld, in dem sie kommunikative Kontakte und Handlungsmöglichkeiten "autonom" wahrnehmen kann. Daß der "Handlungsspielraum" hier nicht nur als wissenschaftliches Konstrukt gleichsam "von außen" zur Beschreibung und Interpretation ihrer Erfahrungen herangezogen wird, sondern auch in Giselas eigener Sicht eine hohe Bedeutung hat, zeigt auch folgende Aussage:

*"Ne ich bin auch nich son Mensch
der so so starre Disziplin auf - führn muß -
also kann ich nich. -
Ne gewisse Freiheit -
oder n gewisser Spielraum -
find ich immer besser."
(II 81/3ff)*

Was die Erzählerin hier in bezug auf ihr Verhalten gegenüber ihrer Familie (Erziehung, Organisation des Alltags) formuliert, resultiert aus ihrer eigenen positiven (Kindheit) wie negativen ("Hausfrauenleben") Erfahrung persönlicher Handlungsfreiheit.

Aber auch in der *lebenszeitlichen* Perspektive wird bei Gisela Kersting die spezifische Funktion gesellschaftlicher Arbeit sichtbar (cf

noch einmal die Verlaufsstrukturanalyse). Sie wirkt bis in die thematische und strukturelle Organisation der biographischen "Haupterzählung" hinein. Während die Abschnitte der Gesamterzählung, die sich auf die Zeit ihrer Berufstätigkeit beziehen, einen hohen Differenzierungsgrad aufweisen und auf erlebte Ereignisse aus vielen unterschiedlichen sozialen Kontexten referieren, beziehen sich die Passagen über ihre "Hausfrauenzeit" überwiegend auf familiäre Beziehungen (Eltern, Schwiegereltern, Kindheit, eigene Familie) und - häufig in Form längerer Reflexionen - auf ihr persönliches Erleben des "Hausfrauendaseins", ihre Unzufriedenheit im zyklisch wiederkehrenden Alltag und ihr allmählich schwindendes Selbstbewußtsein.

Auch der *Verlaufscharakter* der Erzählung unterscheidet sich: Die Zeit der Ausbildung und Berufstätigkeit wird als *strukturierte Abfolge* zeitlich relativ dicht aufeinander folgender "Stationen" dargestellt; der Verlaufscharakter der fünfzehn Jahre, in denen Gisela nicht erwerbstätig ist, erscheint eher *implizit*. Diese Zeit wird zunächst nur durch relativ wenige familiäre Ereignisse gegliedert, die im definierten Sinn als indexikalisierte "Stationen" betrachtet werden können (Umzug, Geburt der Kinder). Dennoch ist auch hier eine *Entwicklung* erkennbar, die sich allerdings weniger an exponierten Ereignissen festmachen läßt, sondern eher als eine Art "schleichender Verlauf" charakterisiert werden kann: Gisela wird "immer unzufriedener", ihr Selbstbewußtsein "baut sich immer weiter ab"; auf der anderen Seite "werden die Kinder allmählich größer" und Gisela kann wieder an die Möglichkeit der Berufstätigkeit denken. Besonders das Älterwerden der Kinder scheint ein wichtiges Moment der biographischen Zeitperspektive zu sein und hat möglicherweise die gleiche Funktion für die "Linearisierung" der Lebenszeit wie die Orientierung an beruflichen Veränderungen. Diese Hypothese kann mit dem vorliegenden Interview allein jedoch nicht begründet werden. Sehr deutlich an Gisela Kerstings Erzählung wird allerdings die enge Verbindung ihrer persönlichen Entwicklung mit der Situation ihrer Familie - und besonders der Kinder - in der Lebensphase, in der sie nicht erwerbstätig ist.

Die dokumentierende Interpretation soll damit abgeschlossen werden, obgleich noch eine Fülle von Aspekten zumal der Spezifität weiblicher "*Doppelarbeit*" offen bleibt. Sie können im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht angemessen behandelt werden. Bereits das Beispiel einer weiblichen Biographie jedoch deckt eine Vielzahl von Fragen und Problemstellungen für weitere Forschungen auf.

2.3.2 "Subjektivitätsüberschuß" im Arbeitsalltag - empirisch fundierte Generalisierungen

Die dokumentierende Interpretation subjektiver Bedeutungsaspekte der "Arbeit" in erzählten Lebensgeschichten hinterläßt ein scheinbar diffuses Spektrum von Einzelergebnissen, das eine "gegenstandsbezogene Theorie" aussichtslos erscheinen läßt. Faßt man allerdings einige wesentliche Beobachtungen zusammen, so ergeben sich drei allgemeinere Perspektiven:

- "Arbeit" erscheint in der Sichtweise der Erzähler nur selten explizit als *Lohnarbeit*. Ihre abstrakte Funktion als objektives gesellschaftliches Verhältnis, das die Biographie und die alltägliche Reproduktion des Lohnarbeiters determiniert, scheint sinnlich nicht erfahrbar und darum auch nicht "erzählenswert" zu sein.
- Interessanterweise bleibt "Arbeit" aber gleichwohl das *zentrale Thema* biographischer Erzählungen. In ihren *konkreten* Aspekten - als qualifizierte Tätigkeit (s. Willi Becker, Gisela Kersting), als Kommunikationsmöglichkeit (s. Willi Becker, Gisela Kersting, Jürgen Mahnke), als "Eigenarbeit" (s. Ernst Hellberg) oder als "Erziehungsarbeit" (s. Gisela Kersting) - dominiert sie den alltäglichen Erfahrungsrahmen und offenbar auch das "autobiographische Gedächtnis" (HALBWACHS) von Lohnarbeitern.
- Schließlich wird "Arbeit" in einem sehr plausiblen und praktischen Sinn - positiv wie negativ - als sozialer Rahmen erfahren. Sie gestaltet und konstituiert auf vielfältige Weise den überschaubaren *gesellschaftlichen Erfahrungsraum* der biographischen Erzähler. Sie bestimmt den lebensweltlichen Horizont.

Es scheint also, als repräsentiere "Arbeit" für die Erzähler implizit (aber keineswegs nur "theoretisch") eine eigenwillige Doppelperspektive: einmal als *gesellschaftliche Arbeit* - ein abstraktes und vom Individuum nicht beeinflussbares *gesellschaftliches Verhältnis*, das zwar fürs "Überleben" benötigt wird, über das sich freilich nur sehr allgemeine, bilanzierende Beschreibungen zu lohnen scheinen (s. Jürgen M., Ernst H.); dann als *konkretes Umgehen* mit jenem abstrakten Verhältnis: am Arbeitsplatz, in der Kooperation mit Kollegen, im familiären Alltag oder in der dörflichen Lebenswelt - gleichsam als "*individuelle Arbeit*".

Genau besehen handelt es sich bei dieser "individuellen Arbeit" um etwas "Subökonomisches", um die "Arbeit an der Lohnarbeit": Wenn Gisela Kersting die fünfzehn Jahre ihrer ausschließlichen Hausfrauentätigkeit als Autonomieverlust erfährt und ihr Bedürfnis wächst, wieder in die Erwerbsarbeit einzutreten, so ist nicht eigentlich die Lohnarbeit das, was sie anstrebt, sondern die *konkreten Prozesse*, die sie in der Lohnarbeit erwarten - die Kooperation mit Kollegen, die Ge-

brauchswerterfahrung ihrer Qualifikation usw. Wenn sie ihre Situation als Hausfrau reflektiert und Perspektiven zur Wiederaufnahme der Berufstätigkeit entwickelt, setzt sie sich mit der Arbeit auseinander. Wenn Willi Becker jene Geschichte erzählt, wie er die längst veraltete Karussellbank "überlistet" und sie im Fertigungsprozeß zu einem Produktionsmittel macht, das präzise Arbeit ermöglicht, dann greift er als *Subjekt* verändernd in den Arbeitsprozeß ein. Wenn Ernst Hellberg seine begrenzten Verdienste aus der Lohnarbeit nutzt, sich "etwas Eigenes" aufzubauen, etabliert er - praktisch - mit dem Hausbau eine "Subökonomie" unterhalb des gesellschaftlichen Verhältnisses der Lohnarbeit, das ihn freilich nach wie vor determiniert.

Diese *Auseinandersetzung des Subjekts mit der Arbeit* scheint also das tatsächlich Bedeutungsvolle in der biographischen Erfahrung der Lohnarbeit zu sein. Sie wird mit der polit-ökonomischen Kategorie der Lohnarbeit selbst nicht gefaßt. Ihre genauere Bestimmung könnte allenfalls im Rahmen einer "politischen Ökonomie der Arbeitskraft" erfolgen, wie sie NEGT und KLUGE vorschlagen (cf 1981:87ff). Freilich, auch ihr Konzept hat noch stark programmatischen Charakter und bedarf der empirischen Ausfüllung.

Zur Verdeutlichung des hier zu diskutierenden Problems ist zunächst ein kritischer Rückgriff auf SEVEs "Zeitplan"-Konzept hilfreich: Wenn wir - SEVE folgend - "die Infrastruktur der Persönlichkeit als Struktur einer Aktivität" und damit notwendig als *zeitliche Struktur* denken (cf 1977:340), dann gelingt es uns, die vage Bezeichnung "Arbeit an der Lohnarbeit" präziser zu fassen. Als *Aktivität* geht sie ein in die "tatsächlichen zeitlichen Verhältnisse zwischen den verschiedenen objektiven Aktivitätskategorien eines Individuums" (ebd.:341); sie "belastet" die *Ökonomie der Zeit*, die die Infrastruktur der Persönlichkeit, die lebensgeschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Subjekts bestimmt. Das Eigentümliche an dieser spezifischen Aktivität scheint nun darin zu bestehen, daß sie - anders als SEVEs Unterscheidung zwischen "abstrakter" und "konkreter" Aktivität nahelegt - sowohl gesellschaftlich produktiv als auch "unmittelbar auf das Individuum selbst" bezogen ist (cf ebd.:345). "Gesellschaftlich produktiv" ist die individuelle Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit insofern, als die menschliche Arbeitskraft nur als "lebendige Arbeit" im Verwertungsprozeß funktional ist; der Lohnarbeiter stellt nicht nur seine "Muskelkraft", sondern auch seine motivationalen, emotionalen und intellektuellen Ressourcen zur Verfügung und agiert - allen Taylorisierungsprozessen zum Trotz - als *Subjekt*; eine vollständig zergliederte, in Einzelfunktionen aufgelöste "Arbeitskraft" wäre nicht mehr in der Lage zu *produzieren* (cf dazu neuerdings auch KERN/SCHUMANN 1984a und b). Auf der anderen Seite ist die Auseinandersetzung mit den Bedingungen und Erfahrungen der Lohnarbeit eine *für das Individuum selbst* unmittelbar notwendige Aktivität. Das Individuum muß in und außerhalb der Lohnarbeit als *Subjekt* "überleben", es muß seine "Persönlichkeit" auch gegen die einschränkenden und

vereinnahmenden Bedingungen der Lohnarbeit behaupten. Zugleich aber findet es bestimmte Voraussetzungen für die Entfaltung seiner Persönlichkeit überhaupt erst in der Lohnarbeit als gesellschaftlicher Arbeit - trotz aller Einschränkungen (s. besonders Gisela Kersting). In diesem Sinne ist die "Arbeit an der Lohnarbeit" eine zentrale Aktivität der *Produktion und Reproduktion von Subjektivität*, "Alltagsarbeit" und "Lebensarbeit" in einem. Im folgenden soll eine Untersuchung einzelner Aspekte diese Hypothese mit Bezug auf das empirische Material konkretisieren.

2.3.2.1 "Alltagsarbeit" und Lebenswelt

Erzählungen über die subjektive Auseinandersetzung mit der Arbeit haben nicht immer den Charakter weitreichender und zeitlich großflächiger Bilanzierungen. Sie sind gewöhnlich *Alltagsgeschichten*, d.h. die Zeitperspektive, die sie wählen, hat den engen Rahmen des Arbeitstages, allenfalls der Woche oder des Monats. Ereignisse, auf die sie referieren, sind zumeist "Komplikationen", die dem Erzähler bei der Bewältigung des Arbeitstages "zugestoßen" sind und seine besondere Bedeutung im Prozeß konkreter Arbeit hervorheben: die Bewältigung der "Tücke des Objekts" (z.B. der Maschine), die Konfrontation mit Vorgesetzten und Kollegen, die Entdeckung "schlummernder Fähigkeiten" (z.B. Ernst Hellberg beim Hausbau).

In diesem zeitlichen Rahmen bewahren sich die Erzähler einen beträchtlichen Handlungsspielraum. Hier entwickeln sie Kompetenzen, Wünsche, Perspektiven, aber hier "begraben" sie auch Hoffnungen und Pläne. Der Alltag hat etwas Vertrautes, Selbstverständliches. Er wird nicht vollends von den Prämissen der Lohnarbeit zugedeckt, selbst wenn (für Ernst H., Jürgen M. und Gisela K. etwa) die Schichtarbeit die Alltagszeit strukturiert. Ernst Hellberg beispielsweise gewinnt auch dieser einschränkenden Perspektive noch einen positiven Aspekt ab, wenn er betont, daß er nur wegen der Schichtarbeit seine Frau im Haushalt so habe unterstützen können, und daß es wohl auch nicht gelungen wäre, in so kurzer Zeit sein Haus ohne fremde Hilfe aufzubauen. Die Alltagszeit bietet einen "lebensweltlichen Horizont", in dem äußere Beschränkungen der biographischen Perspektive gleichsam "unterlaufen" werden können.

Willi Beckers Erzählungen zeigen, daß alltägliche Handlungsspielräume unter bestimmten Bedingungen auch "innerhalb" der Lohnarbeit möglich sind. Seine hohe Arbeitskompetenz und der enge Bezug zu den Kollegen (während seiner Anstellung bei Wocker auch außerhalb des Betriebs, im Stadtteil, im Verein usw.) verweisen auf jene traditionelle "proletarische Lebenswelt", in der "Arbeitswelt" und Lebensweise noch eng verbunden sind und auch die alltäglichen Resistenzer-

fahrungen noch in die gewachsenen Strukturen kollektiver "Klassenerfahrung" eingehen. Am Ende seines Interviews deutet Willi an, daß solche lebensweltlichen Bezüge zunehmend brüchig werden.

Bei Ernst Hellberg läßt sich eine gegenläufige Erfahrung beobachten. Bei ihm sind Lohnarbeit und "Lebenswelt" gegeneinander abgeschottet. Die Eigenständigkeit von Haus und Garten und ihre selbstbestimmte "Bewirtschaftung" konterkarieren geradezu die abstrakte Verwertung seiner Arbeitskraft im Stahlwerk. Ernst lebt - pointiert gesagt - "zwei Leben": ein "abstraktes" in dem Stahlwerk Stalcon, von dem es kaum etwas zu erzählen gibt; und ein zweites "konkretes" Leben im Dorf, in dem er "Eigenes" aufbaut, seine Arbeit selbst bestimmt. Aber auch bei Ernst entsteht keine "Homöostase in der Dichotomie". Die Lohnarbeit holt ihn ein in den Schlafstörungen und den nervösen Magenbeschwerden, die ihn chronisch quälen. Seine "Eigenarbeit" ist ein Widerstandssyndrom: "Arbeit an der Lohnarbeit".

Für Gisela Kersting hat die Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit noch komplexere Aspekte. Ähnlich wie Willi Becker erfährt sie in der Erwerbsarbeit ihre individuelle Kompetenz. Aber härter als jeder der männlichen Kollegen muß sie erleben, was Ausbeutung bedeutet. Für Frauen heißt Lohnarbeit *doppelte Ausbeutung*: als Arbeitskraft und als Frau. Diese Erfahrung belastet sie - vermittelt - auch in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter. Obgleich dem Lohnarbeitsverhältnis ihres Mannes subsumiert (die vollständige Determinierung ihrer Zeit durch den Schichtrhythmus gibt dafür ein eindrucksvolles Beispiel), wird ihrer Hausarbeit - jedenfalls aus ihrer Sicht - der "gesellschaftliche Aspekt" entzogen. Sie fühlt sich isoliert. Erst der Wiedereintritt in die Erwerbsarbeit hebt diese Isolation auf. Das macht ihre Situation psychisch erträglicher, aber um den Preis einer doppelten Belastung. Die Widersprüche weiblicher Arbeit in Betrieb und Familie bleiben bestehen. Giselas Erzählung ist das Dokument einer "geschlechtsspezifischen Lebenswelt": Frauenleben als Lebensarbeit.

Jürgen Mahnkes Lebensgeschichte scheint auf den ersten Blick ein alltagsweltlicher Handlungsspielraum, ein selbstverständlicher lebensweltlicher Horizont zu fehlen. Der Bezug auf eine jener "traditionellen Lebenswelten", des Dorfes (Ernst H.) oder des proletarischen Lebenszusammenhangs (Willi B.), steht ihm nicht zur Verfügung. Seine biographische Erzählung läßt am ehesten den Eindruck entstehen, er sei vor allem "Objekt" der Verhältnisse gewesen, selten Akteur. Aber gerade die narrative Rekapitulation zunehmender "Instrumentalisierung" ist der aktive Wiederherstellungsversuch eines alltagsweltlichen Horizonts, in dem die Arbeit eine andere als nur instrumentelle und instrumentalisierende Bedeutung hat. Wenn es für ihn über die aktuelle Verwertung im Arbeitsprozeß bei Stalcon auch wenig zu erzählen gibt, so lohnt doch die Erinnerung daran, was er "eigentlich" mit sich selbst einmal vorhatte. Diese Erinnerung macht ihn resistent gegen das, was die Lohnarbeit ihm gegenwärtig zufügt. Er hat sich auch

nach zwanzig Jahren mit der Schichtarbeit nicht "abgefunden". Seine Ansprüche an eine befriedigende Arbeitssituation sind keineswegs verschüttet. Die subjektive Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit ist auch bei ihm das zentrale biographische Thema.

In jeder Fallstudie also zeigt sich, daß die narrative Rekapitulation der *Arbeitserfahrung* nicht nur die biographische Erzählung beherrscht; sie geht auch weit über das hinaus, was als "Illustration" gesellschaftlicher Lohnarbeit charakterisiert werden könnte. So verschieden die Repräsentationsformen der Arbeitsperspektive auch sein mögen, in einem Punkte gleichen sie sich *strukturell*: Es geht nicht eigentlich um jene Arbeit, die im Arbeitsprozeß verwertet wird; und es geht erst recht nicht um deren bloße Kompensation und Verdrängung. "Lebensarbeit" steckt in dem subjektiven Anteil, den jede(r) einzelne einbringen muß, um seine Lohnarbeit zu bewältigen. Erinnerungswert ist dieser "*persönliche Surplus*", der zwar auch jenen Mehrwert schafft, den sich das Kapital skrupellos aneignet, ohne den freilich die Arbeiter als Subjekte nicht überleben könnten. Diese "lebendige Arbeit" (NEGT/KLUGE 1981:98ff, NEGT 1984:168ff) ist ein Spezifikum in Arbeiterlebensgeschichten.

2.3.2.2 Subjektivitätsüberschuß in der Arbeitserfahrung: "Identitäts-Arbeit"

Und *lebendige Arbeit* ist konkrete Arbeit - Arbeit im prozessualen Vollzug, in den das Subjekt noch eingreifen kann; in dem es Ergebnisse hat, die erinnert werden und erzählenswert sind. Für Abläufe im Betrieb gilt dies zunehmend weniger.

"In einer Leistungsgesellschaft gilt die ganze Aufmerksamkeit den Resultaten. Die Resultate erscheinen als das Wirkliche, demgegenüber erscheinen die Prozesse, aus denen das Wirkliche hervorgegangen ist, als geminderte Wirklichkeit, sozusagen Privatsache. Für die politische Ökonomie der Arbeitskraft sind es aber gerade die Prozesse und nicht die Resultate, welche die für die Analyse notwendige Bedingung erfüllen, daß *Arbeit und wirkliches Leben identisch* sind. Das sind sie im Resultat nicht. Es erweist sich, daß abstrakte Arbeit in der Wegnahme von konkreter Lebenszeit besteht sowie in der Rückgewähr eines Teilstücks. Die Zeit, in der eine Stanzerin an ihrem Gerät steht, ist aus ihrem Lebenslauf quasi gestrichen, es ist nicht sie als lebendige Person, sondern ihre Abstraktion, die dort steht. Macht sie Überflüßbewegungen, die ihr der MTS-Mann auszutreiben gedenkt, so verstößt sie als etwas Wirkliches gegen die Unwirklichkeit dieses Zeitraums. Eine wichtige Frage der politischen Ökonomie der Arbeitskraft liegt wiederum darin, wie diese genannte Stanzerin sich für diese Abstraktion

aus ihren Kräften herzurichten vermag. Für die Bedienung der Maschine muß sie sich nicht Mühe geben - es ist anstrengend, es verzehrt ihre Kräfte, aber die Maschine diktiert den Willen -, Mühe geben muß sie sich, *um es in dieser Abstraktion auszuhalten*. Die Arbeitsleistung liegt also in diesem Produkt, das sie mit sich selbst herstellt." (NEGT/KLUGE 1981:106/107)

Diese außerordentlich subtile Beschreibung der "Arbeitserfahrung", wie sie im Programm einer "politischen Ökonomie der Arbeitskraft" bei NEGT und KLUGE am Beispiel der Stänzerin vorgenommen wird, belegt überzeugend, daß "Arbeitserfahrung" niemals ausschließlich in der Produktanfertigung aufgeht. Sie ist, selbst in hochqualifizierten Arbeitsprozessen (s. Willi B.), noch "Arbeit an sich selbst". Jede Arbeitserfahrung bindet einen spezifischen "Subjektüberschuß", ohne den sie kaum zum Thema autobiographischer Erinnerung würde. Selbst die monotonste Fließarbeit verlangt vom Arbeiter noch ein Stück Identifikation (cf VOLMERMER u.a. 1983); selbst das "Unterlaufen" von Akkordvorgaben, die Renitenz gegen "Preisbrecher" setzt einen Gebrauchswert der Arbeit voraus. Erst die *subjektive* Interpretation im Rahmen der objektiven Bedingungen kennzeichnet die Dimension der Arbeitserfahrung.

In allen vier biographischen Erzählungen spielt der implizite *Widerstand* gegen die "Instrumentalisierung" im Arbeitsprozeß eine entscheidende Rolle: Willi Becker wehrt sich mit wiederkehrender Hartnäckigkeit gegen Arbeitsbedingungen, die seinen persönlichen Handlungsspielraum systematisch einschränken. Ernst Hellberg verleugnet geradezu die (subjektive) Bedeutung der Arbeit im Stahlwerk. Erst auf intensive Nachfrage hin läßt er sich zu wenigen beschreibenden Äußerungen bewegen. Jürgen Mahnke betont, daß er sich - auch nach zwanzig Jahren - nicht mit der Schichtarbeit abgefunden habe. Die intensive narrative Rekonstruktion der frühen Stadien seiner Arbeitsbiographie muten an wie ein subtiler Protest. Gisela Kersting stellt Erwerbsarbeit explizit in den Kontext ihrer persönlichen Entwicklung. Aber der Autonomiegewinn, den sie sich von der Lohnarbeit erhofft, hat weder ausschließlich mit der konkreten Tätigkeit selbst noch primär mit "Geldverdienen" zu tun. Er bedeutet für sie Erweiterung ihres sozialen Interaktionsrahmens, Durchbrechung der einschränkenden Handlungsbedingungen des familialen Milieus und ein gewisses Maß an (ökonomischer) Unabhängigkeit.

Für jeden also bedeutet "Arbeit" weit mehr als notwendige Sicherung der materiellen Reproduktion. Für jeden ist sie eng verknüpft mit persönlicher Entwicklung und Entfaltung. Die "Geschichten über die Arbeit" dienen nicht einer "Phänomenologie der Tätigkeit". Sie sind vielmehr *Dokumente über die arbeitenden Subjekte selbst*: Die beinahe "liebevollen" Beschreibung von Aspekten und Komplikationen des "Drehens" bei Willi Becker beziehen sich nicht auf sozialgeschichtlich kuriose Produktionsbedingungen des kleinen Metallbetriebs

Wocker, sondern auf ihn *selber* und *seine* Handlungsmöglichkeiten. Ernst Hellbergs emphatische Betonung der "Eigenarbeit" in Haus und Garten meint nicht irgendeine Aktivität, sondern die Verwirklichung seines "Lebensplans". Gisela Kerstings Wunsch, wieder erwerbstätig zu sein, entspringt nicht irgendwelchen äußeren Zwängen. Er hat mit *ihr* zu tun und mit *ihren* restriktiven Erfahrungen als Hausfrau und Mutter. Jürgen Mahnkes "Resignation" angesichts der Notwendigkeit, die Schichtarbeit ertragen zu müssen, ist eine sehr *persönliche* Resignation, die nur verständlich wird, wenn man die im Laufe seiner Arbeitsbiographie zurückgedrängten Ansprüche berücksichtigt.

Arbeit ist für jeden der biographischen Erzähler *mehr* als eine spezifisch professionelle Form der Aktivität. Arbeit ist ein unverwechselbarer Aspekt der Subjektivität. Oder umgekehrt: In jede Erzählung über die Arbeit geht ein Überschuß an subjektiven Erfahrungen, Interpretationen, Deutungen und Fokussierungen ein. Was der konkrete Arbeitsvollzug - sieht man hypothetisch von seiner ökonomischen Formbestimmtheit als Lohnarbeit ab - an psychischer Energie "binden" würde, liegt vermutlich weit unterhalb dessen, was der reale Arbeitsprozeß tatsächlich erheischt. Das arbeitende Subjekt gibt nicht nur ein "Mehr" an *konkreter* Arbeit in den Prozeß ein, sondern auch ein Surplus an "*psychischer Arbeit*". Und so wenig der aus dem ersten im Produkt vergegenständlichte "Mehrwert" zum Produzenten zurückfließt, so wenig kommt jener Überschuß an Subjektivität dem arbeitenden Subjekt unmittelbar zugute. Er wird vielmehr abgezogen aus Aktivitätsbereichen, die der Selbstverwirklichung dienen könnten. So bestimmt die Lohnarbeit nicht nur die gesellschaftliche Ökonomie; sie prägt auch die "Ökonomie der Persönlichkeit". Sie ist der lebens- und persönlichkeitsstrukturierende Faktor in der Biographie von Lohnarbeitern. Aber sie ist es nur durch deren eigene psychische - kognitive, emotionale und motivationale - Aktivität: durch die Auseinandersetzung mit der Arbeit als "Arbeit an sich selbst".

Es ist deshalb gewiß nicht überzeichnet, bei den biographischen Thematisierungen des Arbeitsaspekts von "*Identitäts-Arbeit*" zu reden. Denn in der spezifisch individuellen Verausgabung jenes Subjektivitätsüberschusses findet sich diejenige Kohärenz des biographischen Gesamtbildes, die jeden einzelnen Erzähler auszeichnet.

2.3.2.3 "Individuelle" Arbeit und gesellschaftliche Arbeit

Dieser Hinweis wäre allerdings mißverstanden, wenn er als bloße "subjektivistische" Interpretation der Lohnarbeitersituation betrachtet würde. Auch "*Identitäts-Arbeit*" - so unterschiedlich sie sich bereits in den vier Fallstudien darstellen mag - ist *gesellschaftlich* bestimmt. Das konkrete Individuum bleibt gerade der *gesellschaftlichen* Organi-

sation seiner Arbeit, den Produktionsverhältnissen gegenüber "in doppelter Hinsicht ohnmächtig: Zum einen steht es einem Zusammenhang gegenüber, den es mit seinen kognitiven, affektiven und praktischen Organen und Möglichkeiten nicht wirklich erfahren und erfassen kann; es erfährt lediglich die Unangemessenheit, die Ohnmacht seiner individuell verfügbaren Mittel gegenüber der Totalität. Umgekehrt vermag die individuelle Arbeitskraft sich der Prägung und Bestimmung durch die gesellschaftliche Gesamtarbeit nicht zu entziehen. Diese ist vor Eingriffen des Individuums geschützt, das Individuum dagegen kann sich nicht abschotten oder abgrenzen gegen seine gesamtgesellschaftliche Prägung." (NEGT/KLUGE 1981:103)

So muß auch Willi Becker, trotz des großen Handlungsspielraums, den er sich selbst unter lebenszeitlichen Perspektiven im Arbeitsprozeß bewahrt hat, ohnmächtig zusehen, wie sein gegenwärtiger Arbeitsplatz den Strukturen eines Industriebetriebs zunehmend ähnlicher wird. So muß Jürgen Mahnke seinen Wunsch, "an die Maschine" zu kommen, den äußeren Bedingungen opfern. So wird Ernst Hellberg in seiner dörflichen Lebenswelt immer wieder von der Schichtarbeit eingeholt - nicht nur seine Schlafstörungen und sein chronisches Magenleiden, auch die Instrumentalisierung seiner Zeit entfernen ihn vom dörflichen Alltag. Er kann z.B. die Feste *nicht* feiern, "wie sie fallen". Auch Gisela Kersting fügt sich notgedrungen einem gesellschaftlichen Organisationsprinzip, wenn sie über fünfzehn Jahre ihre Selbstentfaltung gleichsam "einfriert" und die Rolle als Hausfrau und Mutter übernimmt.

Diese virtuelle Ohnmacht spiegelt sich selbst da noch, wo die Handlungsspielräume am größten sind: eben im Bereich jener *alltäglichen* "Identitäts-Arbeit". Ein großer Teil der Erzählungen, die auf diesen Kontext referieren, sind "Betroffenheits-Geschichten" (cf dazu ausführlich ALHEIT 1982b:26ff); d.h. die Komplikationen, die sie erzählenswert machen, *stoßen* dem Erzähler zu. Sie werden dem Alltag von außen aufgedrängt - durch gesellschaftliche Entwicklungen, durch die "Tücke des Objekts".

So ist auch die historische und soziale Situation, in der die Arbeitsbiographien beginnen, nicht ohne Einfluß auf die subjektiven Verarbeitungsstrategien. Während Willi Becker in traditionellen proletarischen Lebenszusammenhängen aufwächst und noch so etwas wie eine "klassische Facharbeitermentalität" ausbilden kann mit all den Attributen (Kompetenzbewußtsein, Kollegialität, "Lohnarbeiterstandpunkt"), die gewöhnlich den Avantgarden der traditionellen Arbeiterbewegung zugeschrieben werden (cf auch SEVE 1977:384), ist für Ernst Hellberg, Jürgen Mahnke und Gisela Kersting aufgrund ihrer spezifischen biographischen Bedingungen (Nachkriegszeit, Lehrstellenmangel, häufige Arbeitsplatzwechsel, ländliche Region usw.) diese Möglichkeit stark eingeschränkt. Konsequent bezieht sich ihre "Identitäts-Arbeit" (Gisela Kersting vielleicht ausgenommen) weniger auf jene Attribute ho-

hen Kompetenzbewußtseins und naturwüchsiger Assoziationsbereitschaft im Arbeitsprozeß selbst. Sie ist vielmehr durch Sichtweisen bestimmt, die dem konkreten Arbeitsablauf *äußerlich* sind. Denn dieser Ablauf ist - mindestens bei Ernst H. und Jürgen M. - "inhaltsleer" geworden. Er bietet nur geringe Ansatzpunkte für soziale Phantasien, für Erinnerungen und "Geschichten". Er erfordert kaum mehr "konkrete", sondern weitgehend "unspezifische" Fähigkeiten und Fertigkeiten (s.o.). Er reduziert auch die Chance zur spontanen Assoziation mit Kollegen am Arbeitsplatz. Die objektive Erhöhung des Vergesellschaftungsgrades industrieller Produktion bleibt einem größer werdenden Teil der Arbeiter verborgen.

Es wäre freilich fatal, diesen - gesellschaftlich notwendig - veränderten Verarbeitungsmodus der Lohnarbeiterexistenz schlicht mit einer defizitären Bewußtseinslage der betreffenden Subjekte zu erklären. Jene subjektive Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit - darauf deutet der Vergleich der Biographien - wird *objektiv* zunehmend weniger durch die "innere Organisation" der Lohnarbeit und zunehmend mehr durch die universalistische Komponente relativ beliebiger Erfahrungen in "segmentierten Lebenswelten" beeinflusst: Während für Willi Becker bis heute jene traditionelle "proletarische Lebenswelt" bestimmend ist, die ihren Fokus *in der industriellen Arbeit selbst* hat, ist es für Ernst Hellberg die anachronistische "Lebenswelt des Dorfes", für Jürgen Mahnke (nur implizit rekonstruierbar) jene unstrukturierte "Privatsphäre", in der neben der Wohnung auch die "Parzelle" einen wichtigen Platz hat (20), und für Gisela Kersting womöglich die hoffnungsvolle Perspektive einer gelingenden Integration von Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit und gesellschaftlichen Aktivitäten (21), die allerdings erst in Ansätzen realisiert ist.

Bleibt als vorsichtiges Fazit: "individuelle" und gesellschaftliche Arbeit durchdringen sich wechselseitig. Das heißt aber zugleich: "Lohnarbeit" existiert in der kognitiven Rekonstruktion ihrer Agenten nicht gleichsam in theoretischer "Reinkultur" als abgeleiteter Ausdruck "gesellschaftlicher Verhältnisse". Sie gewinnt vielmehr erst als "Arbeit an der Arbeit", als "Identitäts-Arbeit", konkrete Gestalt. Für diese subjektive Anstrengung gilt, was SEVE von der "Persönlichkeit" sagt: Sie "ist in ihrem Wesentlichen *konkret* und *einmalig*; anders gibt es sie nicht." (1977:238) Und genau deshalb ist sie nicht allein für die Psychologie von besonderem Interesse. Denn:

"Das Individuum ist *einmalig im wesentlich Gesellschaftlichen seiner Persönlichkeit* und *gesellschaftlich im wesentlich Einmaligen seiner Persönlichkeit ...*" (ebd.:237)

SEVE hat mit dem Theorem der persönlichen "Infrastruktur" plausibel die *Gesellschaftlichkeit* des Einmaligen hervorgehoben (cf auch 1977:303, 344, 388ff) und in der analytischen Trennung von "abstrakter" und "konkreter Aktivität" (s.o.) einen theoretischen Bezugsrah-

men geschaffen, in welchen biographische Dokumente auf einem vergleichsweise hohen Abstraktionsniveau integriert werden können. Aber ist damit zugleich die "Einmaligkeit" des wesentlich Gesellschaftlichen in Biographien erfaßt?

Die Assoziation an Ernst Hellbergs Lebensgeschichte mit ihrer scheinbar hermetischen Trennung von Lohnarbeit und "Eigenarbeit" mag naheliegen, wenn SEVE pointiert zusammenfaßt:

"Die abstrakte Aktivität ist nur noch *Mittel* für den Unterhalt eines konkreten Lebens, das selbst bei weitem kein Ziel mehr an sich ist und die Rolle einer illusorischen *Kompensation* für den entfremdeten Charakter des abstrakten Lebens spielt. Eine derartige Persönlichkeit ist also bis ins Mark entfremdet, und zwar durch die kapitalistischen Verhältnisse, die mehr oder minder im Kostüm psychologischer 'Gegebenheiten' auftreten ..." (1977:373)

In der Tat erscheint gerade Ernst Hellberg als "Prototyp" dieser Trennung. Aber wird seine "Identitäts-Arbeit" durch SEVEs markante Definition tatsächlich angemessen interpretiert? Gewiß sind bei ihm - deutlicher als bei jedem der drei anderen Erzähler - "abstrakte" und "konkrete Aktivitäten" hart gegeneinander abgegrenzt. Die räumliche Trennung, ihre symptomatisch unterschiedene kognitive Repräsentation in den "Geschichten" des Erzählers bestätigen SEVEs These, daß die "abstrakte Aktivität ... nur noch (als) *Mittel* für den Unterhalt eines konkreten Lebens" fungiere. Plausibel ist auch, daß für Ernst Hellberg selbst in der dörflichen Lebenswelt noch die Lohnarbeit den Rahmen und den Umfang der konkreten Aktivitäten bestimmt.

Aber läßt sich der Aufbau des eigenen Hauses ausschließlich als "illusorische Kompensation" beschreiben? Ist der Kampf "ums Eigene" (nicht um "Eigentum"!) wirklich "bis ins Mark entfremdet"? Gerade an Ernst Hellbergs Beispiel zeigt sich doch, daß auch "unterhalb" der (nach wie vor) dominanten kapitalistischen Produktionsverhältnisse "Gegenproduktionszusammenhänge" entstehen können, die für die gesellschaftlichen Subjekte von hoher Relevanz sind. So gelingt es Ernst, im Prozeß der "Eigenarbeit" seine Qualifikationen und Kompetenzen (SEVEs Aktivitäten der "Abteilung I"; s.o.) zu erweitern und auch im Verhältnis zu seiner Frau völlig neue Assoziations- und Kooperationsbeziehungen zu entwickeln. Gewiß ist dieser "Gegenproduktionszusammenhang" nicht revolutionär. Er beruft sich eher auf sozialgeschichtlich sedierte kollektive Erfahrungen der agrarischen Produktionsweise. Aber er ist durchaus nicht nur "illusorische Kompensation". In seinem subtilen Widerstand gegen die Entfremdungseffekte abstrakter Lohnarbeit konkretisiert er einen Entfaltungsaspekt historisch konkreter Subjekte unter kapitalistischen Bedingungen: *lebendige Arbeit* als "Protestarbeit".

Ernst Hellbergs Beispiel ist nur ein Dokument für die Erkenntnis, daß die Beziehung zwischen "abstrakten" und "konkreten Aktivitäten"

in der Einmaligkeit individueller Biographien hochkomplex ist und kaum in SEVEs vergleichsweise "einfacher" Definition aufgeht. Übrigens hat SEVE selbst auf den interessanten Bereich sogenannter "intermediärer Aktivitäten" hingewiesen (cf 1977:346), allerdings ihre besondere Funktion nicht näher charakterisiert. Und SEVE verwendet noch einen weiteren Begriff, den er - in Anlehnung an die französische Variante der Basis-Überbau-Terminologie - äußerst vage "Suprastrukturen" nennt: "willkürliche" und "spontane Regelungen", "in der Hauptsache ... exogene", dann aber doch auch "zutiefst endogene" (kognitive) Steuerungsprozesse (cf ebd.:359f). SEVE ist auch in der Grundlegung dieses Begriffs nicht eben präzise gewesen und hat - teilweise gezielt - einige Fragen offengelassen (cf ausführlich ALHEIT 1976:17ff, 80f; s. auch Teil IV).

An diesem Punkt freilich scheint gerade das theoretisch interessante Problem zu liegen: Arbeiter erzählen von ihrer Arbeit und was sie für ihr Leben bedeutet. Sie präsentieren keine gängigen Klischees. Im Gegenteil: Ihre "Arbeit an der Lohnarbeit" ist eine spezifische Art der *Protestarbeit* (cf NEGТ/КЛУGE 1981:93; BECKER-SCHMIDT 1982:309f); *in jenem Surplus an Subjektivität, das in die Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit eingeht, steckt zugleich die unausgesprochene Antizipation des objektiv notwendigen und objektiv möglichen "Mehr" an lebendiger Arbeit.*

Diese Interpretation ist gewagt - nicht nur weil die Anzahl von vier Fallstudien eine solch weitreichende Deutung empirisch nicht abzudecken vermöchte, mehr noch weil sie begrifflich ausgesprochen unpräzise zu sein scheint und der anfangs kritisierten These einer Erosion der Arbeitssphäre überraschend nahe kommt. Tatsächlich aber geht es weder um eine repräsentative empirische Aussage noch um die Variante einer probaten Modethese. Absicht ist vielmehr die "Entdeckung neuer Fragestellungen" (cf S.84ff). Und zu diesen Entdeckungen gehört, daß eine Gesellschaft, in der *lebendige Arbeit* das dominante Organisationsprinzip sozialer Interaktion darstellt (cf dazu neuerdings NEGТ 1984:168ff), nicht bloß eine theoretische Utopie sein muß, sondern in der biographischen Auseinandersetzung der Lohnarbeiter mit ihrer Arbeit bereits implizit enthalten ist. Diese in der vorliegenden Studie zunächst nicht theoretisch abgeleitete, sondern aus dem empirischen Material gewonnene Einsicht soll im abschließenden vierten Kapitel mit ausgewählten theoretischen Positionen konfrontiert werden und zu einigen weiterführenden Hypothesen und Perspektiven Anlaß geben.

IV ARBEITSWISSENSCHAFTEN UND "BIOGRAPHIEPARADIGMA" Hypothesen und Perspektiven

I Arbeit, allgemeine Arbeit, lebendige Arbeit

Tatsächlich existiert ja - gerade wenn man MARX folgt - keine "ganz einfache Kategorie" *Arbeit* (Grundrisse:24). Die Aussagekraft des Begriffs liegt nicht darin, daß er ein ebenso zentrales wie banales anthropologisches Phänomen "auf den Punkt" bringt, sondern eher umgekehrt darin, daß er in gewisser Weise sogar *abstrahiert* von dem, was Arbeit sinnlich und konkret bedeutet. Das setzt nach MARX zweierlei voraus:

(a) Die Arbeitsarten müssen historisch so weit entwickelt und differenziert sein, daß nicht *eine* "die alles beherrschende ist" und gleichsam die Konnotation des Begriffs auf sich ziehen kann. "So entstehen die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung, wo Eines vielen Gemeinsam (sic!) erscheint, allen gemein." (Grundrisse:25) Die Einfachheit ist also zugleich historischer Beleg für eine "sehr entwickelte Totalität wirklicher Arbeitsarten" (ebd.).

(b) Jene Abstraktion, die in dem Begriff steckt, ist jedoch nicht nur eine theoretische Leistung, die möglich wird, weil viele bestimmte Arbeitsarten existieren; die *begriffliche* "Gleichgültigkeit" gegenüber der je konkreten Arbeit ist nur ein Spiegel der *wirklichen* Gleichgültigkeit, die theoretische Abstraktion nur Ausdruck der *realen* Abstraktion. "Die Arbeit ist hier nicht nur in der Kategorie, sondern in der Wirklichkeit als Mittel zum Schaffen des Reichtums überhaupt geworden, (sic!) und hat aufgehört (sic!) als Bestimmung mit den Individuen in einer Besonderheit verwachsen zu sein." (Grundrisse:25) Und dies ist der Fall erst unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen, wo Arbeit zur *Lohnarbeit* wird.

Freilich, obgleich Arbeit "als Bestimmung (aufgehört hat,) mit den Individuen in einer Besonderheit verwachsen zu sein", verhalten diese sich nicht einfach komplementär. Die These einer wachsenden Gleichgültigkeit des Subjekts gegenüber der Arbeit ist nicht aufrechtzuerhalten (cf die hervorragende Kritik bei NEGT 1984:171ff). Eher scheint es umgekehrt zu sein: das Subjekt investiert ein gewisses Maß

an *psychischem Surplus*, um eine je "besondere" Beziehung zwischen Arbeit und Biographie wiederherzustellen. Und diese offenbar notwendige Aktivität hat keineswegs nur kompensatorischen Charakter. Sie deutet vielmehr auf jenen Aspekt im Konzept gesellschaftlicher Arbeit, den MARX eher vorsichtig und an den einschlägigen Stellen seiner Verwendung zumeist im Vorgriff auf noch nicht existente gesellschaftliche Bedingungen "*allgemeine Arbeit*" genannt hat (cf vor allem Grundrisse:505; MEW 25:113f).

In einer beinahe amüsanten Auseinandersetzung mit ADAM SMITH' Überzeugung, Arbeit sei im alttestamentlichen Sinn als "Fluch" zu betrachten, "Ruhe" dagegen als wahre "Freiheit" und wahres "Glück", fragt MARX ironisch, ob die Annahme nicht plausibler sei, "daß das Individuum 'in seinem normalen Zustand von Gesundheit, Kraft, Tätigkeit, Geschicklichkeit, Gewandtheit' auch das Bedürfnis einer normalen Portion der Arbeit" habe (Grundrisse:505). Und selbst wenn er SMITH einräumt, daß Arbeit "in den historischen Formen ... als Sklaven-, Fronde-, Lohnarbeit ... stets als *äußere Zwangsarbeit*" erscheine, so sei doch andererseits evident, daß reale Freiheit nur als *tätige* Freiheit bestehen könne, nur als "Selbstverwirklichung, Vergegenständlichung des Subjekts, ... deren Aktion eben die Arbeit (ist)" (ebd.). Denn Selbstverwirklichung sei keineswegs "bloßes amusement", wie FOURIER fälschlicherweise annehme: "Wirklich freie Arbeiten, z.B. Komponieren ist grade zugleich verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung." Und MARX fährt fort: "Die Arbeit der materiellen Produktion kann diesen Charakter nur erhalten, dadurch daß 1) ihr gesellschaftlicher Charakter gesetzt ist, 2) daß sie wissenschaftlichen Charakters, zugleich allgemeine Arbeit ist, nicht Anstrengung des Menschen als bestimmt dressierter Naturkraft, sondern als Subjekt, daß in dem Produktionsprozeß nicht in bloß natürlicher, naturwüchsiger Form, sondern als alle Naturkräfte regelnde Tätigkeit erscheint." (ebd.) Keine Frage, daß diese Utopie vorläufig - zumal im Kapitalismus - noch nicht eingelöst ist. Kein Zweifel aber auch, daß es sich um eine *reale Utopie* handelt. Denn ein Stück dieser von MARX antizipierten *allgemeinen Arbeit* steckt ganz offensichtlich in jenem Überschub an Subjektivität, den das Lohnarbeitsverhältnis den Subjekten abzwingt.

MARX verbindet freilich mit dem Begriff noch einen weiteren Aspekt: den der souveränen (und das bedeutet für ihn: "*wissenschaftlichen*") Naturbeherrschung. "Allgemeine Arbeit ist alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung." (MEW 25:114) Diese Assoziation hat für MARX im dritten Band des 'Kapital' zunächst noch keine weitreichenden theoretischen Konsequenzen. Sie fixiert allenfalls eine eigenwillige Beobachtung, die in den klassischen Kategorien der politischen Ökonomie nicht aufgeht: "den großen Unterschied in den Kosten zwischen dem ersten Bau einer neuen Maschine und ihrer Reproduktion" (MEW 25:114). Was an "Erfindergeist" in eine "Ent-

deckung" einfließt und oft erst später in "ihrer gesellschaftlichen Anwendung durch kombinierte Arbeit" (ebd.) profitabel genutzt werden kann, ist durch die abstrakte Bestimmung der Lohnarbeit im Kapitalismus allein nicht gedeckt. Auch hier wird am Beispiel des Entdeckers und Erfinders die Dimension eines *Surplus an Subjektivität* berührt, ohne die der kapitalistische Produktionsprozeß offenbar - in historischer Perspektive - nicht auskommt. Auch in diesem Kontext wäre indessen dem Mißverständnis vorzubeugen, daß dieser Subjektivitätsüberschuß eine ahistorisch dem Wesen des Menschen zuzurechnende Qualität darstelle. In gewisser Weise ist er ein "Produkt", zumindest aber ein Komplement der Lohnarbeit, denn unbestreitbar "werden erst bei großer Stufenleiter der Produktion die Ökonomien möglich, die aus der gemeinschaftlichen produktiven Konsumtion hervorgehen ... erst die Erfahrung des kombinierten Arbeiters (entdeckt und zeigt), wo und wie zu ökonomisieren, wie die bereits gemachten Entdeckungen am einfachsten auszuführen, welche praktischen Friktionen bei Ausführung der Theorie - ihrer Anwendung auf den Produktionsprozeß - zu überwinden usw." (MEW 25:113).

Was MARX hier für das scheinbar marginale Phänomen des Entdeckens und Erfindens, aller wissenschaftlichen Arbeit im Produktionsprozeß, festhält: die Qualität einer "selbständigen Ökonomie", die zwar alle bisherige Produktion voraussetzt, aber doch erst *post festum* kapitalistisch ausgebeutet werden kann, läßt sich prinzipieller auch für jene "allgemeine Arbeit" beschreiben, die der Lohnarbeiter in aller Regel der Lohnarbeit *hinzufügen muß*, um in diesem, ihm aufgenötigten (Re-)Produktionsverhältnis überleben zu können. Die "Erfindungen" und "Entdeckungen", die er macht - innerhalb und außerhalb des Produktionsprozesses -, *sind allgemeine Arbeit*.

Diese Qualität wird plausibler bei einem letzten expliziten Bezug auf die vorliegenden vier Fallstudien: Die Leistung, die *Willi Becker* an der Drehbank vollbringt, wenn er der längst veralteten Maschine noch Möglichkeiten entlockt, die gewöhnlich nur sehr viel entwickeltere Produktionsmittel bereitstellen, ist allgemeine Arbeit. Diesen Charakter hat aber auch die Phantasie, mit der *Ernst Hellberg* und vor allem *Gisela Kersting* den Bereich der Reproduktion ihrer Arbeitskraft ("Reproduktionsarbeit") organisieren. Ernst Hellberg verwirklicht den biographischen Plan des Hausbaus in Selbsthilfe, weil die durch die Schichtarbeit aufgenötigten Schlafstörungen "normales Wohnen" fast unmöglich machen. Der spezifische Beitrag seiner Reproduktionsarbeit geht nicht auf in Begriffen wie "Regeneration", "Kompensation" oder "Wiederherstellung der Arbeitskraft". Er ist allgemeine Arbeit. Gisela Kerstings Versuche, die isolierte Hausarbeit durch Erwerbsarbeit gleichsam "anzureichern" - nur sekundär aus familienökonomischen Gründen; primär, um die soziale Isolation zu durchbrechen - sind allgemeine Arbeit im Sinn jener berechtigten Option der Individuen auf "Selbstverwirklichung, Vergegenständlichung des Subjekts",

wie MARX sie der SMITHschen Faulheitsidylle entgegenhält (cf Grundrisse:505). Einzig bei Jürgen Mahnke scheint dieser Aspekt zu fehlen. Betrachtet man indessen seinen biographisch gewiß nicht verwirklichten, doch in Wahrheit niemals aufgegebenen Wunsch, "an die Maschine zu kommen", wird evident, daß auch er an der Dimension allgemeiner Arbeit ("innerhalb" der Lohnarbeit) festhält. Der symbolisierte Sinn des Wunsches, an die Maschine zu kommen, deutet ganz unmittelbar auf die MARXsche Utopie vom "Subjekt, das in dem Produktionsprozeß nicht in bloß natürlicher, naturwüchsiger Form, sondern als alle Naturkräfte regelnde Tätigkeit erscheint" (Grundrisse: 505). Die Tatsache, daß Jürgen Mahnke so lange an seiner "persönlichen Utopie" mit der "Maschine" festhält; daß er sie biographisch zwar mehrfach variiert (s. Triebwagenführer bei der Bundesbahn), aber niemals fallenläßt; daß er sie schließlich im Stahlwerk - wengleich mit beträchtlichen Einschränkungen - ansatzweise realisieren kann, belegt auch in seinem "Arbeitsleben" die Bedeutung allgemeiner Arbeit.

Das auch theoretisch wirklich interessante Ergebnis der intensiven biographischen Fallstudien ist die vielfach belegte Tatsache, daß Arbeit im Kapitalismus offensichtlich ohne ein Surplus an Subjektivität nicht organisiert werden kann. *Lohnarbeit muß sich zwangsläufig mit allgemeiner Arbeit "anreichern"*. Damit ist in der Organisation kapitalistischer Lohnarbeit zugleich ihr eigener Widerspruch angelegt: *lebendige Arbeit*. Und die vorsichtige Vermutung, die OSKAR NEGТ geäußert hat, kann durch die vorliegende Untersuchung nur bekräftigt werden: *"Nicht berufliche Erwerbsarbeit ist, wie Max Weber meinte, das Schicksal der modernen Welt, vielleicht aber lebendige Arbeit - Arbeit in dem umfassenden Sinne eines unaufhebbaren, weil sinnlich-gegenständlichen Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, in dem keine der beiden Seiten ohne die andere existieren kann. So gesehen, ist Arbeit die einzige Vermittlungstätigkeit, die dem Grundpostulat der Emanzipation gerecht zu werden vermag, nämlich der Naturalisierung des Menschen und der Humanisierung der Natur, wie der junge Marx es formuliert hat."* (1984:173)

Freilich, dieser Prozeß geht nicht automatisch vonstatten. Lebendige Arbeit ist nicht jene *List der Vernunft*, die sich - HEGEL zufolge - gleichsam hinter dem Rücken der Individuen durchsetzt. Sie muß - gesellschaftlich - erkämpft werden. Die Wissenschaft ist nützlich in diesem Kampf, wo sie Widersprüche in der Arbeitsorganisation selbst offenlegt und damit Ansatzpunkte für eine realistische Perspektive der Auseinandersetzung liefert. Aber sie bleibt nur Hilfsmittel.

Dennoch ist die "Entdeckung" jenes Subjektivitätsüberschusses in der Arbeitserfahrung (1) auch für die Sozialwissenschaften nicht ganz folgenlos. Neben die bereits ausführlich diskutierte Konsequenz, die eine angemessene Berücksichtigung der Arbeitsdimension für die sozialwissenschaftliche Konzeptualisierung der Subjektperspektive hät-

te, müßte eine "Erweiterung" des Arbeitsbegriffs treten. Damit ist ausdrücklich nicht die dramatische Preisgabe marxistischer Theorie-traditionen gemeint, schon gar nicht die modische Absage an die soziale Bedeutung der Arbeit (s. Einleitung). Eher das Gegenteil: ein Bedeutungsgewinn der konnotativen Reichweite des Arbeitsbegriffs. Gerade die vorangegangenen Überlegungen sollten daran erinnern, daß auch in der MARXschen Theorie der Arbeitsbegriff ein sehr viel umfassenderes Bedeutungsspektrum besitzt, als die strikte Fassung des Lohnarbeitsbegriffs im Zentrum einer 'Kritik der Politischen Ökonomie' zunächst nahelegt. Deshalb ist die Anregung zur Erweiterung des Arbeitsbegriffs kein Dementi MARXscher Kernaussagen, sondern eher die Aufforderung, die MARXsche Theorie auszuschöpfen. So betrachtet kann die von REGINA BECKER-SCHMIDT vorgetragene programmatische Option - auch wo sie (vielleicht bewußt) die begriffliche Schärfe bestimmter polit-ökonomischer Kategorien "unterläuft" - als sinnvolle Ergebnissicherung auch der vorliegenden Studie gelten:

"Eine politische Ökonomie, der es auch um eine politische Psychologie der Arbeit geht, müßte ihren Arbeitsbegriff erweitern. Und zwar in doppelter Hinsicht: über den Betrieb hinaus und betriebsimmanent. Nicht nur der Stoffwechsel, der in den Fabriken, genereller: in der Erwerbssphäre stattfindet, stellt gesellschaftlich wichtige Arbeit dar; menschliche Produktivkraft wird ebenso in anderen sozialen Zusammenhängen 'werktätig'..." (1982:308) (2)

Diese "allgemeine Werktätigkeit", diese lebendige Arbeit, ist eben keine Utopie jenseits des Kapitalismus. Sie findet - wissenschaftlich weitgehend ignoriert und "systemisch" vereinnahmt - jeden Tag statt: an der Werkbank und in der Familie, in der Nachbarschaft, im Verein, in der Gewerkschaft. Vielleicht ist es (auch) ein Resultat der mangelnden Sensibilität fortschrittlicher Sozialwissenschaftler, daß dieses Potential lebendiger Arbeit für die Arbeiterbewegung eher "brachliegt" und offenbar nur vom Kapital profitabel eingesetzt werden kann. Im folgenden sollen - exemplarisch - am Beispiel zweier profilierter *arbeitspsychologischer* Ansätze und eines prominenten *industriesoziologischen* Konzepts die Möglichkeiten der Berücksichtigung jener "lebendigen Arbeit" noch einmal überprüft werden.

I.1 Die Gefahr einer Ignoranz der "Subjektivität"

"Arbeit" - das erscheint auch empirisch überzeugend - bestimmt die Biographie von Lohnarbeitern: und zwar sowohl in alltagszeitlicher wie in lebenszeitlicher Perspektive. Auf diesem allgemeinen Aussage-niveau liegt eine Assoziation des SEVEschen "Infrastruktur"-Konzepts nahe. SEVE betont, daß

- die Infrastruktur der Persönlichkeit als eine "Struktur mit Zeitsubstanz" ('Zeitplan') aufgefaßt werden müsse (1977:340f) und
- eben dieser Zeitplan substantiell durch die gesellschaftliche Organisation der Arbeit - im Kapitalismus also primär durch Lohnarbeit - geprägt sei (ebd.:345ff).

Damit ist der Konstitutionszusammenhang von Arbeit und Persönlichkeit anspruchsvoll beschrieben. Unterhalb dieses gleichsam "äußeren" Aspekts bleibt freilich zu klären, wie in einem eingeschränkten "Verlaufsrahmen" intentionale Handlungsspielräume fortexistieren können, die zumindest die Formulierung "allgemeiner Gesetzmäßigkeiten" (SEVE) auf empirisch relevantem Niveau beträchtlich erschweren. SEVEs "Gesetz" vom "tendenziellen Fall der psychologischen Fortschritttrate" (1977:368ff) etwa hat - über eine gewisse abstrakte Plausibilität hinaus - in den vorliegenden Fallstudien empirisch wenig Anhaltspunkte. Die "Einmaligkeit" und subjektive Gestaltungsfreiheit biographischer Aktivitäten wird durch das Infrastrukturkonzept noch nicht erfaßt.

Wie also läßt sich der subjektive Reproduktionsaspekt präziser beschreiben? SEVE verwendet - oben wurde es angedeutet - neben dem Infrastruktur-Begriff auch die Kategorie "psychischer Suprastrukturen" (1977:358ff). Er faßt darunter so interessante Erscheinungsformen wie die "sehr prägende Gegebenheit der unmittelbar empfundenen Neigung zu dieser und jener Handlung und des Fehlens der Neigung, des Überdrusses, ja des außerordentlichen passiven Widerstands der Faulheit gegenüber anderen Handlungen" (1977:358) - bemerkenswert subtile Prozesse also. Aber statt auf vergleichbare Phänomene und ihre Beschreibung die gleiche theoretische Sorgfalt zu verwenden wie bei der Explikation des Infrastruktur-Begriffs, begnügt sich SEVE mit der "Vorab-Diskreditierung":

"Unter psychologischen Suprastrukturen wird hier die Gesamtheit jener Aktivitäten verstanden, die nicht unmittelbar zur Produktion und Reproduktion der Persönlichkeit beisteuern, sondern in bezug auf diese Prozesse eine Reglerrolle spielen." (1977:358)

Angesichts des untersuchten empirischen Materials erscheint diese pauschale Marginalisierung der "Suprastrukturen" eher fragwürdig. Der beschriebene "Subjektivitätsüberschuß" in den Erzählungen über die Arbeit läßt sich weder als "endogene" noch vollends als bloße "exogene Regelung" (1977:359), d.h. "simple und direkte Verinnerlichung" der "abstrakten Arbeit" (cf ebd.:359f) angemessen interpretieren. Er hat eine wenigstens "relativ autonome" Bedeutung bei der "Produktion und Reproduktion der Persönlichkeit". Die theoretische Vernachlässigung der "psychologischen Suprastrukturen" bleibt eine entscheidende Leerstelle in SEVEs Persönlichkeitstheorie. Sie ist darüber hinaus auch vom Standpunkt der MARXschen Theorie aus höchst

problematisch. "Infrastructure" und "Superstructure" - "Basis" und "Überbau" in der gängigen französischen Übersetzung zweier Grundbegriffe der Politischen Ökonomie (cf Übersetzermanmerkung in SEVE 1977:339) - werden bei SEVE *undialektisch* und in letzter Konsequenz "mechanistisch" auf die Konstitution der Persönlichkeit übertragen. Aber es ist eben nicht allein die abstrakte gesellschaftliche Organisation der Produktionsverhältnisse, die die Menschen bestimmt; es sind auch die konkreten Menschen selbst, die diese Verhältnisse "ausfüllen": *"Das Bewußtsein des Menschen widerspiegelt nicht nur die objektive Welt, sondern schafft sie auch."* (LW 38:203)

SEVEs im übrigen niveauvolle und relevante theoretische Konzeption zur Interdependenz von Arbeit und Biographie hat an dieser Stelle zweifellos ein Defizit. Sie begründet präzise die Konstitution biographischer Einmaligkeit durch die Arbeit. Aber sie erfaßt nicht mehr die "subjektive Konstitution" durch jene oben als "Identitäts-Arbeit" charakterisierte *Auseinandersetzung* der Individuen mit der Lohnarbeit. Sie unterschätzt die Bedeutung und Differenziertheit "suprastruktureller Regelungen". Es bleibt zu prüfen, ob eine Kritik, die die relevanten Aspekte des SEVEschen Ansatzes berücksichtigt, diese theoretische Lücke ausfüllen kann.

Immerhin liegt in VOLPERTs arbeitspsychologischen Überlegungen ein Konzept vor, das sich kritisch und zugleich produktiv mit der SEVEschen Theorie auseinandersetzt (cf 1975:99ff). VOLPERT kann das bei SEVE zunächst unbestimmt gebliebene Problem psychischer Regulation überzeugend an den Grundbegriff der "Handlung" zurückvermitteln. Freilich "umgeht" auch er dabei in spezifischer Weise die Problematik der "Subjektivität" individuellen Bewußtseins. Auf der Basis seiner Definition von Persönlichkeit als gleichsam strukturierterem System von Handlungen (1975:141) faßt er "Bewußtsein" konsequent als Gesamtheit komplexer Regulationsprozesse bezüglich der Voraussetzungen und Durchführungen von Handlungen.

Das erlaubt ihm - pointiert gesagt - den "mechanistischen Kurzschuß" von der Strukturanalyse *einzelner* Handlungen auf die Struktur individuellen Bewußtseins überhaupt. Aus einer zweifellos plausiblen Beobachtung der "objektiven Partialisierung" von Handlungen im kapitalistisch organisierten Arbeitsprozeß zieht er die - sehr abstrakt gewiß zutreffende - Konsequenz, daß auch der Aneignungs- bzw. Sozialisationsprozeß, der durch die spezifischen und allgemeinen Handlungsanforderungen des Produktionsprozesses determiniert ist, partialisiert sein müsse (cf 1975:171). Allerdings überträgt er dann voreilig (den "Verinnerlichungsprozeß" einlinig konzeptualisierend) die objektiven Strukturen partialisierter Handlungsanforderungen *unmittelbar* auf die Persönlichkeitsstruktur.

"Der Aneignungsprozeß erscheint also in einem als Entwicklung von Handlungen, der Handlungskompetenz und der Motivstruktur durch 'Verinnerlichung' gesellschaftlich-gegenständlicher Handlungs-

anforderungen. Er ist damit ... als 'Entwicklung von Persönlichkeit' zu kennzeichnen. 'Sozialisation' bedeutet damit die Entwicklung einer persönlichen Handlungskompetenz und einer persönlichen Motivstruktur, welche der Stellung des Individuums im gesellschaftlichen System, insbesondere im gesellschaftlich organisierten Produktionsprozeß, entsprechen." (1975:151f)

Diese Fokussierung hat durchaus ihre Berechtigung, wenn es um die Kennzeichnung der *allgemeinen* Bedingungen und Beschränkungen der Persönlichkeitsentwicklung in kapitalistisch organisierten Gesellschaften geht. Darauf will VOLPERT auch hinaus, wenn er die faktischen Grenzen persönlicher Entwicklung unter kapitalistischen Verhältnissen an den *potentiellen* Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen mißt:

"Partialisiertes Lernen und partialisiertes Handeln sind zwei Aspekte desselben Tatbestandes: einer von Grund auf blockierten, gesellschaftlich unmöglich gemachten Aneignung der entwickelten Fähigkeiten des Menschen als Gattungswesen." (1975:172)

Freilich geht VOLPERT mit dieser Position nicht grundsätzlich über SEVES Bestimmung der "Topologie der Persönlichkeit" im Kapitalismus hinaus. Seine Handlungsstrukturanalyse mag zurecht als Ausdifferenzierung der *infrastrukturellen* Prozesse der Persönlichkeit, als Präzisierung der spezifischen "Individualitätsform" des Lohnarbeiters im Kapitalismus interpretiert werden. Ungeklärt bleibt aber auch hier die Frage der konkreten "psychologischen Gestalt" (...) als *Effekt der Individualität*" (SEVE 1977:263).

Dies indessen ist das eigentlich *psychologisch* interessante Problem: wie nämlich eine "bis ins Mark entfremdete" (SEVE) oder "von Grund auf blockierte" konkrete Persönlichkeit überhaupt existieren kann. VOLPERTs Hinweis auf "Restbereiche" menschlicher Tätigkeit, in denen bei "aller Strukturdeterminiertheit ... Handlungsformen vorkommen, welche der strikten Partialisierung nicht unterliegen, welchen also eine gewisse 'spielerische Freiheit' ... eignet" (1975:171), ist offensichtlich nicht befriedigend. Die Vorstellung einer "Persönlichkeit", die in zwei gegeneinander abgeschotteten Handlungssphären agiert - einem dominanten Sektor, in dem sie entfremdet und partialisiert "wird", und einem kleinen "Restbereich", in dem sie autonom "überleben" und sich entfalten kann - wirkt angesichts der analysierten Lebensgeschichten geradezu artifiziell. Durch die "psychische Leistung" des konkreten Individuums, durch jenen *Subjektivitätsüberschuß*, werden offenbar auch partialisierte Handlungen bis zu einem gewissen Grade noch "synthetisierbar". *Subjektivität spielt sich nicht in einem Restbereich individueller Existenz ab*. Sie spiegelt auch nicht einfach die objektive Partialisierung der Lebensbereiche und Handlungszusammenhänge wider.

In jener "Identitäts-Arbeit" werden vielmehr die Widersprüche sowohl aus dem industriellen Produktionsprozeß wie aus dem "privaten" Reproduktionsbereich auf spezifische Weise "gebunden": durch den Widerstand des Subjekts gegen seine vollständige Vereinnahmung und Partialisierung, durch die Ausnutzung seiner Handlungsspielräume im Alltag (ausdrücklich auch im Arbeitsprozeß!), durch den Entwurf wie auch immer begrenzter biographischer Pläne und Perspektiven. Diese *alltägliche Protestarbeit* wird gerade von marxistisch orientierten psychologischen Analysen häufig nicht nur unterschätzt; sie wird gleichsam theoretisch ignoriert.

Wissenschaftlich faßbar werden solche Aspekte erst, wenn die *Perspektive der arbeitenden Subjekte selbst* zur Kenntnis genommen wird - und zwar, wie BAHRT sagt, in der ihnen "gewohnten und angemessenen Artikulationsweise" (1975:13), in der Form biographischer Erzählungen. Die alltagsweltlich spontan gewählte lebensgeschichtliche Binnensicht erschließt einen empirischen Zugang zur Subjektivität, das heißt auch zur zeitlichen Dimension der "Identitäts-Arbeit".

Das Konzept der Handlungsstrukturanalyse - als wissenschaftliche Zugangsweise - "partialisiert" demgegenüber *seinerseits* diesen komplexen Prozeß. (3) Es zerlegt ihn in Analyseeinheiten der "Handlung". Doch das Handlungskonzept, so fruchtbar es als theoretischer "Grundbegriff" (SEVE) sein mag, bleibt zunächst situationsgebunden und ahistorisch. Erst wenn es in die subjektiv-biographische Perspektive, und nicht nur in die gesellschaftlich-historische Zeitdimension (s. VOLPERT) eingebunden wird, verliert es seinen künstlich-objektivistischen Charakter. SEVE weist übrigens durch die Einführung des Biographiebegriffs selbst darauf hin. Daß er allerdings "Biographie" unter Ausschluß der Subjektperspektive konstruiert, rächt sich in der oberflächlichen Konzeptualisierung der "Suprastruktur". SEVEs Fassung des Biographiekonzepts bietet aber auch für VOLPERT offensichtlich keinen Ansatzpunkt zur Erweiterung seiner Theorie.

Die Ignoranz der Subjektperspektive führt im Grunde auch zur Indifferenz gegenüber dem widersprüchlichen Potential *lebendiger Arbeit*, das selbst in der Lohnarbeit noch steckt (s.o.). Das aber schwächt die prognostische Kapazität der Sozialwissenschaften - die "soziologische Phantasie" - beträchtlich. Dabei käme es auf überzeugende Prognosen gerade gegenwärtig an. Nicht theoretisch und empirisch überdifferenzierte "Ex-post-Analysen" führen hier weiter, sondern eher der Mut zu einer "Ex-ante-Empirie", wie KERN und SCHUMANN (1984b:7) es ausgedrückt haben. Ihrer Prognose sollen deshalb die folgenden Überlegungen gelten.

1.2 Kapitalistische Innovation und lebendige Arbeit

Wenn die Voraussagen von KERN und SCHUMANN nur halbwegs plausibel sind, dann befinden wir uns gegenwärtig an einer *Nahtstelle* kapitalistischer Entwicklung: "Erstmals in der Geschichte des Industriesystems wird es mit der Neoindustrialisierung möglich, statt die Heteronomie der Industriearbeit zu erhöhen, sie breitflächig zurückzudrängen und die Voraussetzungen für kompetentes, selbstbewußtes Verhalten im Arbeitsprozeß entscheidend zu verbessern." (1984c:327) M.a.W. erstmals wird jene "allgemeine Arbeit", die MARX im Vorgriff auf andere Organisationsformen der Arbeit reklamierte (s.o.), zum konstitutiven Bestandteil der Durchschnittsarbeitskraft:

"Es klingt paradox: Gerade zu jenem historischen Zeitpunkt, zu dem die technischen Möglichkeiten zur Substitution menschlicher Funktionen geradezu explodieren, steigt gleichzeitig das Bewußtsein für die qualitative Bedeutung menschlicher Arbeitsleistung; steigt die Wertschätzung der besonderen Qualitäten lebendiger Arbeit. Denn das Credo der neuen Produktionskonzepte lautet:

a) Autonomisierung des Produktionsprozesses gegenüber lebendiger Arbeit durch Technisierung ist kein Wert an sich. Die weitestgehende Komprimierung lebendiger Arbeit bringt nicht per se das wirtschaftliche Optimum.

b) Der restringierende Zugriff auf Arbeitskraft verschenkt wichtige Produktivitätspotentiale. Im ganzheitlichen Aufgabenzuschnitt liegen keine Gefahren sondern Chancen. Qualifikation und fachliche Souveränität auch der Arbeiter sind Produktivkräfte, die es verstärkt zu nutzen gilt." (KERN/SCHUMANN 1984b:13)

Die "neuen Produktionskonzepte" der "Neoindustrialisierung" erscheinen auf den ersten Blick wie die realisierte Fassung jener MARXschen Visionen. Aber was ist ihr Preis? KERN/SCHUMANN beschreiben - wohl zurecht -, daß ins "Mekka der lebendigen Arbeit" nur eine kleine Minderheit der Lohnarbeiter gelangt; jene "*Rationalisierungsgewinner*", die als "Protagonisten der betrieblichen Umgestaltung" gelten können: moderne Produktions-Facharbeiter und Instandhaltungsspezialisten (cf 1984b:20f). Daneben registrieren sie jene Gruppe von Arbeitern "auf den traditionellen Arbeitsplätzen in den Kernsektoren", die sich aller Wahrscheinlichkeit nach als "*Rationalisierungsdulder*" erweisen werden (ebd.:21). Eine dritte Gruppe bilden die Arbeiter in Krisenbranchen. Sie sind bereits heute "*Rationalisierungsverlierer*" (ebd.:21f). Schließlich bleibt noch die Gruppe der "*Risikoträger am Arbeitsmarkt*". "Sie werden noch stärker ins Ghetto der Dauerarbeitslosigkeit verbannt, weil mit den neuen Produktionskonzepten die Außenabschottung der Betriebe ebenso wächst wie die spezifischen Qualifikationsnachfragen." (ebd.:23) Während also die Binnenpolarisierung des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters zum Still-

stand gekommen ist, hat ein Prozeß der Segmentierung eingesetzt, dessen Folgen kaum absehbar sind (cf 1984c:319ff).

Dramatische Prognosen haben immer einen gewissen Reiz. Und die zwiespältige Utopie von KERN/SCHUMANN läßt sich durchaus als solche charakterisieren. Aber ist sie darum schon überzeugend? Von der fatalistischen "Partialisierungsthese" marxistischer Arbeitspsychologie unterscheidet sie immerhin die Entdeckung steigender Relevanz *lebendiger Arbeit*. Freilich, auch die Prognose von KERN und SCHUMANN bleibt eine technologische Utopie. Der Prozeß, dessen "Inkubation" sie vorgeblich andeutet, betrifft eine *äußerliche* Entwicklung. Menschen kommen darin nur als passiv Betroffene vor: als Gewinner oder als bedauernswerte Opfer. Daß es nicht allein kapitalistische Innovationen sind, die lebendige Arbeit erheischen, sondern die Arbeiter *selbst*, wird nur aus der *Subjektperspektive* deutlich. Die jedoch wird bei KERN/SCHUMANN ebenso umgangen wie bei VOLPERT und SEVE. Die sympathische Bescheidenheit am Ende ihres Buches weist auf dieses Defizit hin: "Die Hauptschwäche unserer eigenen Überlegungen zu einer Politik der Modernisierung sehen wir darin, daß sie gebunden bleiben an die gesellschaftlichen Ist-Strukturen und der Blick nach vorn nur von der Ahnung der befreiten Gesellschaft geleitet wird. Systematische Verknüpfungen mit einem Modell der Transformation sind unterblieben." (1984c:331) Die allerdings wären wünschenswert. Und wenn auch bis dato keine vergleichbar differenzierten Ergebnisse über eine Perspektive der "Arbeitsvermögen" aus der Sicht ihrer Träger vorliegen, wäre doch gerade das eine notwendige Ergänzung. Dieser Gedanke führt - abschließend - noch einmal zu einer allgemeineren Betrachtung der Bedeutung biographietheoretischer Vorgehensweisen in den Arbeitswissenschaften.

2 Perspektiven biographischer Forschung in Arbeitspsychologie und Industriosozilogie

Die Ausblendung der Subjektperspektive, die exemplarisch an den diskutierten Ansätzen noch einmal deutlich gemacht wurde, dokumentiert ein entscheidendes Defizit: die Menschen, die - MARX zufolge - gerade durch ihre Arbeit 'Geschichte *selber* machen', wenn auch nicht immer 'aus freien Stücken', kommen in den Arbeitswissenschaften als Subjekte selten vor. Hier könnten biographische Methoden eine wichtige Ergänzung bieten - und zwar nicht nur in der lebenszeitlichen Rekonstruktion der "Arbeitsbiographie", auch in der Reformulierung subjektiver Sichtweisen des *Alltags*. Gerade die alltagszeitlich organisierten "Geschichten" geben Aufschluß über die komplexe *Interdependenz von Arbeit und Leben*. Sie präsentieren nicht nur "fallbezogene" Erfahrungen, die allein einer "psychologisie-

renden Betrachtung" zugänglich wären (cf DEPPE 1978:14), sondern einen vielschichtigen sozialen Erfahrungsraum.

Auch wenn gegenwärtig noch keine Methoden entwickelt sind, die die systematische Auswertung einer großen Anzahl solcher "Geschichten" und damit eine "Dechiffrierung" der *kollektiven* Erfahrungen im Alltag von Lohnarbeitern ermöglichen, tragen doch bereits "unsystematische" Analysen von Arbeiterlebensgeschichten zu einer wesentlichen Erweiterung des theoretischen Horizonts bei. Die vorliegenden Fallstudien haben die eingangs formulierten Erwartungen an das Biographiekonzept als Zugang zur sozialen Wirklichkeit (S. 44ff) zumindest insofern bestätigt, als sich aus den empirisch fundierten Generalisierungen ohne Not Forschungsperspektiven entwickeln lassen, die einen umfassenderen, die Zeitdimension und die Subjektperspektive einschließenden Zugang erlauben:

- (a) Lebensgeschichtliche Thematisierungen - und vor allem "Alltagserzählungen" - erweitern den gewöhnlich auf *Lohnarbeit* zentrierten Blick in mehrfacher Hinsicht: Zum einen dokumentieren die Biographien den engen Zusammenhang zwischen der Erwerbsarbeit und dem Lebenszusammenhang "außerhalb der Arbeit". Die einfache Gegenüberstellung von *Arbeit* und *Freizeit* erweist sich als absurd. Aber auch Fragen nach der Wechselbeziehung zwischen beiden Lebensbereichen könnten auf einer neuen Ebene untersucht werden. Es ginge dann zunächst nicht darum, die bloßen "Auswirkungen" bestimmter Arbeitsbedingungen auf das "übrige Leben" der Individuen zu beschreiben. Lebensgeschichten enthalten vielmehr eine komplexe widersprüchliche Beziehungsstruktur von Arbeitserfahrungen *innerhalb* und *zwischen* "Arbeit" und "Privatsphäre". Möglicherweise läßt sich also unter dem Aspekt jener "Identitäts-Arbeit" ein neues Rahmenmodell entwickeln, das von vornherein die *Beziehungen* zwischen beiden Bereichen erfaßt - und zwar diejenigen Interdependenzen, die für die arbeitenden *Subjekte* relevant sind, nicht die aus abstrakten "Modellen" oder theoretischen Präferenzen abgeleiteten Relationen.

Diese Erwartung hätte immerhin konkrete Anhaltspunkte: Sowohl industriesoziologische Ansätze, die Arbeit primär unter organisatorischen (polit-ökonomischen, qualifikatorischen, technologischen, betriebs- und branchenspezifischen) Aspekten betrachten, als auch psychologische Modelle, die eher das *Arbeitsverhalten* untersuchen, kommen zu bestimmten Hypothesen über die Auswirkung der Arbeit auf die Freizeit bzw. auf die individuellen Befindlichkeiten, Aktivitäten und "Bewußtseinszustände" außerhalb der Arbeit. Es gibt jedoch kaum eine Vermittlung zwischen beiden Forschungshorizonten, obgleich jeder auf seine Weise durchaus zu plausiblen Erkenntnissen führen kann. Die dokumentierten Erzählungen zeigen nun, daß aus der Sicht der Betroffenen Arbeit weder ausschließlich als *gesellschaftliches Organisationsprinzip* noch

als *Arbeitsverhalten*, als konkrete Tätigkeit, erfahren wird. Damit können auch aus vergleichbaren Prämissen entwickelte Theorieansätze relativiert und hinsichtlich ihrer Reichweite kritisch abgeschätzt werden.

Zum anderen verweisen biographische Erzählungen auf spezifische Formen gesellschaftlicher Arbeit *neben* der Erwerbsarbeit, die in bestimmten biographischen Phasen sogar größere Bedeutung für die persönliche Entwicklung haben können. Probleme der Hausarbeit von Frauen beispielsweise sind bis vor kurzem in den Arbeitswissenschaften kaum untersucht worden. Abgesehen davon, daß durch diese Ignoranz die "allgemeingültigen" theoretischen Aussagen über Arbeit zumindest für eine Hälfte der Bevölkerung äußerst fragwürdig erscheinen, verzichten die Arbeitswissenschaftler damit auf wesentliche Erkenntnismöglichkeiten.

Die Bedeutung *gesellschaftlicher* Arbeit für die persönliche Identität kann am Beispiel weiblicher Biographien sehr viel konkreter nachvollzogen werden als in allgemeinen, deduktiv abgeleiteten Analysen "der Lohnarbeit". Auch die spezifischen Merkmale der Hausarbeit und jene alltägliche "Koordinationsarbeit", die vor allem berufstätige Frauen leisten müssen, dürften für eine "Psychologie der Arbeit" hochinteressant sein.

Die vorliegende Biographie von Ernst Hellberg zeigt darüber hinaus, daß auch für Männer andere Formen der Arbeit neben der Lohnarbeit existieren, die gewiß von dieser nicht unabhängig sind, aber doch in ihrer Eigenständigkeit in die Analyse der Lohnarbeit miteinbezogen werden müssen. In diesen Kontext gehört auch der immer breiter werdende Bereich der "Subökonomien" (sog. "Schwarzarbeit", Nachbarschaftshilfe oder "alternative Produktionsformen"). Ihre Bedeutung für die Subjektkonstitution darf nicht marginalisiert werden. - Damit eröffnet sich ein breites Spektrum von "Arbeitserfahrungen", die für die Analyse "individueller Arbeit" von hoher Relevanz sind und industriesoziologisch wie arbeitspsychologisch gewöhnlich ignoriert werden.

- (b) Die biographische Dimension liefert ferner Hinweise auf *Veränderung* und *Genese* bestimmter Aspekte des subjektiven Bezugs zur Arbeit. Von den diskutierten Lebensgeschichten belegt Jürgen Mahnkes gewiß am eindrucksvollsten, wie sich eine spezifische "Arbeitsorientierung" erst im biographischen Prozeß *herausbildet*. Ohne den Einbezug der Lebenszeitperspektive könnte sein gegenwärtiges ("instrumentelles") Verhältnis zur Arbeit nicht angemessen interpretiert werden. Aber auch die übrigen Biographien machen die Grenzen "typologischer" Erklärungsansätze erkennbar.

Einstellungsmodelle fokussieren den situativen (und "meßbaren") Bezug zur Arbeit. Ihre Resultate können kategorisiert und mit vergleichbaren "Oberflächenergebnissen" statistisch korreliert werden. Die Erklärung des jeweiligen "Typs der Arbeitsorientie-

rung" ist allerdings auf die vage Annahme "innerer" Dispositionen angewiesen oder auf Hypothesen über den externen Einfluß isolierbarer Variablen der aktuellen Arbeitssituation.

Eine nicht auf "Arbeitsbiographie" begrenzte lebensgeschichtliche Untersuchung kann dagegen empirisches Material liefern, das geeignet ist, die *Entstehungsgeschichte* von Orientierungen aufzudecken. Dabei spielen immer auch Erfahrungen "außerhalb" der (Lohn-)Arbeit eine wesentliche Rolle - Pläne, Hoffnungen und Erwartungen. Darüber hinaus läßt sich aus den Texten gewissermaßen "herauslesen", welche äußeren "biographischen Großereignisse" für eine bestimmte Entwicklung mitverantwortlich sind: zeitgeschichtliche Konstellationen etwa (Krieg, Nachkriegssituation, ökonomische Krisenphasen) oder auch sozialspezifische Bedingungen ("proletarische Sozialisation", "dörfliche Lebenswelt").

- (c) Die Verwendung umfangreicher autobiographischer Interviews in Industriesoziologie und Arbeitspsychologie hat neben der Komplexität und Materialfülle noch einen anderen Gebrauchswert. Lebensgeschichten sind ja nicht nur *dokumentarisches Material* für die Untersuchung sozialer Wirklichkeit; sie stellen selbst ein zentrales Konstitutionselement für diese Wirklichkeit dar. Die thematisierte biographische Gesamtsicht ist eine kognitive Leistung, die ihrerseits handlungsrelevant wird. Die Interpretation, Rekonstruktion und "phänomenale Ordnung" des Selbst und der Lebenswelt muß als komplexe *Handlung* verstanden werden, die weitere Handlungen oder gegebenenfalls Modifikationen von Handlungsentwürfen nach sich zieht. Sie ist - als Erzählung - Handlung *in actu* und damit zugleich Handlung für den kommunikationsrelevanten Interaktionspartner (cf dazu ausführlich ALHEIT 1982b).

In diesem Verständnis sind "Lebensgeschichten" nicht nur für sozialwissenschaftliche Fragestellungen nach kollektiven Erfahrungen oder sozialspezifischen Lebensverläufen interessant, sondern auch für interaktionstheoretische Forschungsprobleme, für ethnomethodologische Fragestellungen und namentlich für spezifisch psychologische Forschungen zu Problemen der Subjektivität.

- (d) Schließlich bleibt festzuhalten, daß das *narrative Interview* sich als geeignetes Erhebungsinstrument erwiesen hat, um die oben genannten Aspekte subjektiver Erfahrungen "hervorzulocken". Die spezifische Interviewerhaltung hat sich in anderen Bereichen - besonders der Psychologie, namentlich bei nicht-direktiven Therapiemethoden - seit längerem bewährt. Auch die von THOMAE vorgeschlagene "Exploration zur subjektiven Anamnese" - in zentralen Aspekten dem narrativen Interview sehr ähnlich - ist ein gezieltes Verfahren, die subjektiven Binnensichten offenzulegen (cf bes. 1968).

Die systematische Elizitierung *narrativer* Sequenzen und daran anknüpfende Interpretationsperspektiven versprechen gerade auch für psychologische Fragestellungen neue Anregungen. Dabei ist nicht nur die Interviewstrategie von Interesse (bes. etwa im Rahmen der Selbstkonzept-Forschung oder kognitionstheoretischer Untersuchungen), sondern auch das Phänomen der "Narrativität" selbst. Psycholinguistische oder gedächtnispsychologische Konzepte, die bevorzugt mit Wörtern, Sätzen oder konstruierten "Texten" arbeiten, könnten mit "Alltagserzählungen" eine interessante, weniger künstliche Analyseeinheit gewinnen (cf QUASTHOFF 1980).

Allerdings, die wirklich qualitativ weiterführende Erkenntnis ist die "Entdeckung" der *lebendigen Arbeit*; des Surplus an Subjektivität, der auch in der Lohnarbeit steckt. Diese *Entdeckung* läßt nicht nur den Optimismus legitim erscheinen, daß gerade mit biographischen Forschungen die Entwicklung einer "Theorie des Subjekts" vorankommt, die - wie SEVE gefordert hat - "die gesellschaftliche Arbeit zum Ausgangspunkt nimmt"; sie läßt die *MARXsche Utopie der Universalisierung "allgemeiner Arbeit"* ganz *real* erscheinen und gebietet (mit SEVE, LENINs Rat befolgend), davon "unverzüglich aktiv (zu) träumen".

ANMERKUNGEN

EINLEITUNG

- (1) Ein wichtiges Indiz ist zweifellos eine Reihe von Beiträgen auf dem 21. Deutschen Soziologentag in Bamberg 1982, der von den Protagonisten der Zunft - nicht ohne "zeitdiagnostische" Ambitionen - das Motto "Krise der Arbeitsgesellschaft" erhielt (cf MATTHES (ed.) 1983).
- (2) Diese Qualifizierung stammt von CLAUS OFFÉ (1983:58).
- (3) Zur Kritik dieser "Konjunktur" ist auf verschiedene Traditionen hinzuweisen (cf ALHEIT 1983a).
- (4) cf dazu die umfangreiche 'Zweite Zwischenbetrachtung' in HABERMAS' "Theorie des kommunikativen Handelns" (1981,II:171ff)
- (5) erinnert sei hier beispielsweise an solche "Klassiker" wie POPITZ, BAHRDT u.a. (1957) oder KERN/SCHUMANN (1970).
- (6) Gerade darauf weisen übrigens seit Beginn der 70er Jahre in sorgfältigen empirischen und systematischen Analysen Vertreter der häufig en passant difamierten sog. marxistischen "Orthodoxie" hin (cf dazu stellvertretend den äußerst differenziert argumentierenden Beitrag von LOTHAR PETER (1983: bes. 22ff)).
- (7) So erinnert natürlich gerade die klasstheoretische Variante der Diskussion, wie sie aktuell in der BRD vor allem von JOACHIM HIRSCH vertreten wird (cf HIRSCH 1980, HIRSCH/ROTH 1980), an Überlegungen der "Frankfurter Schule". Erstaunliche Parallelen ergeben sich beispielsweise zu ADORNOs Einleitungsvortrag auf dem 16. Deutschen Soziologentag in Stuttgart. Aber auch ganz andere Traditionen stehen Pate. So verweist DAHRENDORF in seinem Einleitungsvortrag auf dem 22. Deutschen Soziologentag zurecht auf HANNAH ARENDT, die längst das "Ende der Arbeitsgesellschaft" prognostiziert habe (cf 1983:30f). Eine Reihe von Argumenten der "Antiproduktivistin" findet sich bereits in der Diskussion um die "neue Arbeiterklasse" (cf dazu ALHEIT 1976: 227ff).
- (8) neben der interessanten Skizze von KERN/SCHUMANN (1983) cf noch SCHUMANN u.a. (1981); ähnlich auch schon KUDERA u.a. (1979)
- (9) cf dazu GLASER/STRAUSS 1967 1979; zum methodischen Stellenwert der 'grounded theory' cf noch die Hinweise im dritten Kapitel dieser Studie

I ARBEITSERFAHRUNG UND BIOGRAPHIE Interdisziplinäre Zugänge zur Fragestellung

- (1) Der folgende Versuch einer Einschätzung der Forschungslage bezieht sich u.a. auf die umfangreiche Aufarbeitung einschlägiger Ansätze im Hinblick auf ein sozialisationstheoretisch orientiertes Forschungsprojekt am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (cf bes. LEMPERT 1977).
- (2) Nach LEMPERS lassen sich mindestens vier theoretische Grundrichtungen unterscheiden: "materialistische Arbeits-, Handlungs- und Lernpsychologie

(...), kognitivistische Entwicklungspsychologie (...), symbolischer Interaktionismus (...) und historisch-materialistische Arbeits- und Betriebssoziologie (...)" (1977:4). KOHLI und VOLPERT ergänzen "Lebenswelt" und "Biographie" als weitere Dimensionen (cf 1983:6f). Zu erinnern wäre darüber hinaus noch an psychoanalytisch affizierte Ansätze (cf stellvertretend VOLMERM 1978).

(3) Hier sind vor allem die Arbeiten im Umkreis des Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) Göttingen zu nennen (cf OSTERLAND 1973, 1978, 1983; BAHRDT 1975, 1982; SCHUMANN u.a. 1981; DEPPE 1982; KERN/SCHUMANN 1984). Erwähnenswert sind auch verschiedene Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 101 in München (BECK/BRATER 1977; BROCK/VETTER 1979, 1982 u.a.) sowie die interessante Studie von BROSE (1983).

(4) Interessante Hinweise finden sich allerdings in der empirischen Studie von VOLMERM u.a. (1983; bes. 211ff).

(5) SCHUMANN u.a. (1981) sowie KERN/SCHUMANN (1982, 1983, 1984c) sind keineswegs die einzigen, die in den letzten Jahren komplexere qualitative Forschungsansätze vorgelegt haben. Ihre Studien bieten sich u.a. deshalb für eine Diskussion an, weil die Autoren die Differenzierung der Forschungsperspektive gewissermaßen "am eigenen Leibe" vollzogen haben, was etwa ein Vergleich der 1970er Studie mit ihrer "Folgeuntersuchung" (1984c) zeigt.

(6) cf dazu auch die Kritik von SCHMIEDER (1980:102ff)

(7) Bei SCHUMANN u.a. heißt es: "Der auch in der Industriesoziologie verwendete Einstellungsbegriff reduziert Komplexität um den Preis der Verkürzung und Verzerrung des Gegenstandes. Die mit dem Einstellungsbegriff unterstellte Widerspruchsfreiheit von Situationsdeutungen und deren eindeutigem Objektbezug sind besonders dann problematisch, wenn es sich um Haltungen gegenüber einem Objektbereich wie dem kapitalistisch organisierten Produktionsprozeß, (sic!) handelt. Mit dem traditionellen Einstellungsbegriff werden Widersprüchlichkeiten im wahrgenommenen Gegenstand selbst ausgeschlossen." (1981:545)

(8) cf dazu den Hinweis auf OSKAR

NEGTs interessante These, daß sich das Kapital notwendig "mit Subjektivität verunreinigen" muß, bei BECKER-SCHMIDT (1982:310/311)

(9) Eine ähnliche "Abwehr" gegenüber "einer nur noch mit den Kategorien der Psychologie analysierbaren Kollektion von Einzelbiographien" (OSTERLAND 1973:414f) findet sich übrigens auch in solchen industriesoziologischen Ansätzen, die von einem differenzierteren und stärker gewichteten Biographiekonzept ausgehen als SCHUMANN u.a. (cf OSTERLAND 1973, DEPPE 1982).

(10) Der Begriff "Frauenforschung" wird hier relativ allgemein verwendet. Er meint sowohl dezidiert feministische Positionen, wie sie etwa in den "beiträgen zur feministischen theorie und praxis" diskutiert werden, als auch andere sozialwissenschaftliche Ansätze, die sich von unterschiedlichen Forschungstraditionen ausgehend - im Interesse der betroffenen Frauen mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs befassen.

(11) Die Verfasser sind sich bewußt, daß sie mit dieser äußerst verkürzten Aussage der differenzierten These der Frankfurter Autorinnen nicht gerecht werden. Auf keinen Fall darf sie mit dem reaktionären Postulat einer "natürlichen" Familienorientierung von Frauen identifiziert werden. Eine angemessene Auseinandersetzung mit der umfangreichen Untersuchung von ECKART u.a. kann in der vorliegenden Studie, die ihren Fokus nicht im Problem spezifisch weiblicher Arbeitererfahrungen hat, jedoch nicht geleistet werden.

(12) BECKER-SCHMIDT u.a. berichten: "Wir haben *kein* Interview, in dem eine ausschließlich instrumentelle Beziehung zur Arbeit vorliegt, alle Arbeitererfahrungen sind ambivalent, d.h. von positiven und negativen Besetzungen getragen." (1981a:63)

(13) Erst diese Sichtweise läßt die Frage nach möglichen *Widerstandspotentialen* zu, die sich in der als "Ambivalenz" erfahrenen Wahrnehmung einer widersprüchlichen Realität entwickeln (cf BECKER-SCHMIDT u.a. 1983:23f).

(14) Es gilt als empirisch gesichert, daß Arbeiter in Streiksituationen sehr viel optimistischer mögliche Veränderungs-

perspektiven beurteilen als im Arbeitsalltag, weil eine *Handlungsperspektive* konkret vorstellbar wird, weil ein Stück der angezielten Veränderung in actu bereits realisiert ist. Ist die Kampfsituation beendet, wird auch der größere Teil der darin gemachten Erfahrungen gleichsam "stillgestellt".

(15) cf auch den Hinweis von BECKER-SCHMIDT (1982:308) auf Bestandteile gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die außerhalb der "Erwerbssphäre" bestehen, gleichwohl aber - subjektiv wie objektiv - in die (industrielle) Erwerbsarbeit mit eingehen.

(16) Diese Auffassung setzt sich zunehmend sowohl in der Soziologie als auch in der Psychologie durch. Begriffe wie "Erwachsenensozialisation", "Soziologie des Lebenslaufs" (cf stellvertretend HURRELMANN (ed.) 1976, KOHLI (ed.) 1978, GRIESE (ed.) 1979) oder "Entwicklungspsychologie der Lebensspanne" (cf OERTER (ed.) 1978, BALTES (ed.) 1979 u.a.) können als Indizien dafür gelten.

(17) Wenn im hier diskutierten Zusammenhang vorrangig die Auswirkungen der Arbeitstätigkeit auf die Persönlichkeitsentwicklung thematisiert werden, so wird damit die umgekehrte Wirkungsrichtung - die Einflüsse der individuellen psychischen Strukturen, die sich z.T. vor und außerhalb von konkreten Arbeitserfahrungen entwickelt haben, auf den Arbeitsprozeß - nicht geleugnet. Es handelt sich um das komplexe dialektische Verhältnis von "Arbeit" und "Persönlichkeit", das allerdings empirisch außerordentlich schwer zu analysieren ist.

(18) Untersuchungen zur "Psychopathologie" industrieller Arbeit: cf stellvertretend FRESE 1977, 1979; FRESE/GREIF/SEMMER (eds.) 1978; ALTHAUS 1979 u.v.a.

(19) cf zum Beispiel BURGER/SEIDENSPINNER 1977, WACKER 1977, FRESE/MOHR 1978, HEINEMANN 1978, JAHODA/LAZARSFELD/ZEISEL 1978 (erstmalig 1933), FRESE 1979, KIESELBACH/OFFE (ed.) 1979, WACKER (ed.) 1979, JAHODA 1981 u.v.a.

(20) zur genaueren Darstellung der SEVEschen Begrifflichkeit cf ALHEIT/DAUSIEN (1983:22ff)

(21) zum Konzept der "Infrastruktur" cf SEVE (1977:339-358)

(22) Hier muß allerdings kritisch angemerkt werden, daß SEVE nicht näher auf diese "intermediären" oder Zwischenformen der Aktivität eingeht. Daran zeigt sich exemplarisch die Schwäche der SEVEschen Hypothesen. Seine mangelnde Ausarbeitung des zentralen Handlungsbegriffs (cf dazu die Kritik von VOLPERT 1975:100ff, 108ff), die hauptsächlich aus seiner Ausgliederung der "Wissenschaft von den Verhaltensweisen" aus der Theorie der Persönlichkeit resultiert, und die hohe Abstraktheit des "Juxtastruktur"-Begriffs lassen eine letztlich vorschnelle Hypothesenbildung zu, die trotz aller gegenteiligen Bemühungen die Gefahr einer ökonomistischen Transformation der Persönlichkeitsproblematik nicht ausschließen kann. Zumindest die begriffliche Parallelität zwischen Gesellschaftsanalyse und Persönlichkeitstheorie kann leicht zu einer solchen Interpretation führen. Die eigentliche Leistung von SEVEs Analyse, die gerade die Voraussetzung für die Überwindung oberflächlicher Ableitungs-konstruktionen liefert, ginge damit verloren.

(23) Mit "psychologischer Fortschrittsrate" bezeichnet SEVE das relative Maß des Fähigkeitenzuwachses angesichts eines bereits vorhandenen "Grundfonds an Fähigkeiten" (cf 1977:368ff).

(24) zur Problematik des "Freizeit"-Begriffs cf HABERMAS (1970)

(25) Die strikte Trennung zwischen Arbeit und "Freizeit" ist selbst das historische Produkt der Entwicklung der Lohnarbeit zur allgemeinen Arbeitsform im Kapitalismus (cf HABERMAS 1970).

(26) für die Soziologie s. stellvertretend die Diskussion auf dem 20. Deutschen Soziologentag 1980 in Bremen (MATTHES (ed.) 1981; bes. "Themenbereich 5: Soziale und individuelle Entwicklung..."); stellvertretend für die Psychologie cf OERTER (1978), EPSTEIN (1979), WALTER/OERTER (eds.) (1979) u.a.

(27) Eine systematische Begrenzung der Reichweite vieler arbeitspsychologischer Untersuchungen ergibt sich aus der Tatsache, daß "Arbeit" stillschweigend mit "Arbeitsverhalten" gleichgesetzt wird.

(28) "Nun ist freilich 'Alltagsleben' keineswegs ein gesellschaftlicher Erfahrungsraum, der sich ... von der 'Produkt-

tion' abgespalten ... hat. Sowenig es einen Sinn hat, von 'Arbeitsbewußtsein' zu reden (so SCHUMANN et al. 1981) und damit vermeintlich die Disposition des Arbeiters zur Arbeit zu erfassen, so überflüssig ist die Isolierung eines 'Alltagsbewußtseins'... Der Arbeiter ist auch in der Fabrik noch 'Alltagsmensch'. Er ist nicht auf die verdinglichte Perspektive einer 'Ware Arbeitskraft' reduzierbar. Seine Wünsche und Hoffnungen, Phantasien und Tagträume bleiben auch an der Werkbank erhalten. Andererseits ist er außerhalb des Produktionsprozesses nicht einfach 'ein anderer'. Auch hier spielen Erfahrungen der konkreten Arbeit eine entscheidende Rolle... Die Binnensicht, die Teilnehmer von Alltagswelten haben, kann nicht auf Segmente ihres tagtäglichen Arbeits- und Lebensprozesses begrenzt werden. Sie ist überall virulent..." (ALHEIT 1983a:146f)

(29) In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf die Arbeiten von BROCK/VETTER (1979) und BROSE (1983) verwiesen, auf die im Text nicht näher eingegangen werden kann.

(30) KOHLI formuliert die These, "daß das Verhältnis von Individualität und Gesellschaftlichkeit sich in der biographischen Dimension zuspitzt und daß eine zureichende Konzeptualisierung dieses Verhältnisses ohne die Analyse biographischer Thematisierung nicht auskommt... In der Tat ist die Dimension der Biographie die konsequenteste Herausforderung für theoretische Konzeptionen, die Subjektivität in Gesellschaftlichkeit aufgehen lassen bzw. restlos aus ihr ableiten wollen (marxistische ebenso wie normativistische, z.B. Funktionalismus)." (1981b:503) Es wäre hinzu zufügen, daß die "Herausforderung" sich ebenso an Theorien und Forschungsmodelle richtet, die Subjektivität unter weitgehendem Ausschluß von "Gesellschaft" bestimmen (etwa organismische Konzeptionen) oder die Frage nach der Subjektivität überhaupt aus dem Bereich wissenschaftlicher (psychologischer) Forschung verweisen möchten (z.B. Positionen des radikalen Behaviorismus; cf dazu auch GRAUMANN/METRAUX 1977).

(31) Von einer situational-interaktions-theoretisch reduzierten Konzeption un-

terscheidet sich dieser Ansatz durch die Einführung der Grunddimension der "Historizität" (cf ebd.).

(32) "Binnensichten" sind die Perspektiven von "Teilnehmern der Lebenswelt". SCHÜTZ/LUCKMANN präzisieren den Begriffskontext: "Der Wissensvorrat des lebensweltlichen Denkens ist nicht zu verstehen als ein in seiner Gesamtheit durchsichtiger Zusammenhang, sondern vielmehr als eine Totalität der von Situation zu Situation wechselnden Selbstverständlichkeiten, jeweils abgehoben von einem Hintergrund der Unbestimmtheit. Diese Totalität ist nicht als solche erfassbar, ist aber, als ein sicherer, vertrauter Boden jeglicher situationsbedingter Auslegung erlebt, im Erfahrungsablauf mitgegeben." (1979:31)

(33) Wie KOHLI weiter ausführt, impliziert diese Position die "Wahrnehmung der individuellen Besonderheiten in den Lebensverhältnissen" (1978a:23f), die durch allgemeine Bestimmung der "Klassenlage" ebensowenig erfaßt werden können wie durch sozialstatistische Indikatoren der "Schichtzugehörigkeit". Schließlich sieht er durch den Einbezug der Subjektperspektive eine Möglichkeit, die "individuellen Handlungsbeiträge des Subjekts wahrzunehmen" und damit die Tatsache zu berücksichtigen, "daß das Subjekt selber aktiv an der Gestaltung seiner Lebensverhältnisse beteiligt ist" (ebd.:24).

(34) Gewiß spielen auch bei dieser Herangehensweise Vorannahmen des Forschers eine wichtige Rolle, sie erhalten jedoch einen anderen Stellenwert (cf HOPF 1979:27). Entscheidend ist, daß die subjektiven Interpretationen der Befragten nicht als "Störfaktoren" oder "Verzerrung" in einem auf "objektive" Befunde gerichteten Forschungsprozeß gesehen werden, sondern selbst Gegenstand der Untersuchung und Grundlage für eine Hypothesen- bzw. Theoriebildung sind.

(35) Der aus der Phänomenologie stammende und vor allem im Anschluß an SCHÜTZ (1971:153ff) in linguistischen und ethnomethodologischen Varianten der 'verstehenden Soziologie' verwendete Begriff der "Lebenswelt" ist besonders dann instruktiv, wenn es um die intersubjektive (kollektive) Selbstverständ-

lichkeit der "Binnensichten" von gesellschaftlichen Individuen geht (cf dazu SCHÜTZ/LUCKMANN 1979:25ff, 1984; HABERMAS 1981,II:197ff). Der Begriff wird in der folgenden Analyse noch einmal im empirischen Teil aufgenommen, um die Unterschiede biographischer Sichtweisen von "Arbeit" zu verdeutlichen.

(36) In handlungstheoretischem Kontext definiert KOHL: "Biographische Thematisierung ist ein besonderer Typ der alltäglichen Praktiken, mit denen Orientierungsrahmen geschaffen und gesichert werden, d.h. sie ist eine der alltagspraktischen Grundlagen der Sozialwelt." (1981b:502)

(37) cf dazu auch die methodologische Position der phänomenologisch orientierten Psychologie; GRAUMANN/METRAUX kennzeichnen die spezifische phänomenologische Herangehensweise dadurch, "daß sie weder den in der (sic!) Innerlichkeit des Individuums führenden Weg der 'Introspektion' beschreitet, noch rein auf das *behavior* bzw. die *responses* eines Individuums starrt. Vielmehr wird sie *mit* dem in Frage stehenden Individuum auf das blicken und das festzuhalten versuchen, was seine Welt ausmacht, von der nicht a priori feststeht, daß es die des Untersuchers ist." (1977:44)

(38) Die Kritik gilt ausdrücklich auch für Ansätze der Sozialisationsforschung und Entwicklungspsychologie, die sich ja per definitionem mit Veränderungsprozessen beschäftigen. Die wachsende Kritik an der Begrenzung vieler Theorien auf Prozesse in einem bestimmten Lebensabschnitt (Kindheit und Jugend) hat in den letzten Jahren allerdings zu einer stärkeren Beachtung von Veränderungsprozessen auch im Erwachsenenalter geführt. Die Konzeption einer "lifespan developmental psychology" (cf stellvertretend OERTER (ed.) 1978, BALTES (ed.) 1979) weist auch in me-

thodischer Hinsicht neue Perspektiven auf, die über traditionelle Quer- und Längsschnittanalysen hinausgehen.

(39) Der Begriff des "zeitlichen Horizonts" stammt aus der Phänomenologie (cf HUSSERL 1966). GRAUMANN/METRAUX veranschaulichen diesen Gedanken überzeugend: "Von den anderen und den Dingen, die mich umgeben, waren viele schon vor mir da, viele Dinge, wie man mir sagt, immer schon. Wie sie heißen, was sie bedeuten, weiß ich von anderen; auch daß sie früher vielleicht anders hießen, auch etwas anderes bedeuteten. Manche Dinge verschwinden oder ändern sich: Das Elternhaus ist ausgebombt, die Schule jetzt ein Parkplatz, die Bäckerei eine Boutique. Menschen werden älter, ich mit ihnen. Sie haben Pläne, sich zu verändern. Sie ändern unsere Umwelt. Was immer ich im einzelnen erfahre, hat eine Vergangenheit, ist entstanden aus einem Kontext, mit dem ich mehr oder minder vertraut bin; es vergeht oder verweist auf ein Späteres, auf Möglichkeiten des Wiederbegegnens. Bisher Unerreichtes wird greifbar; gerade noch Anwesendes entfernt sich für immer. Manche Dinge wie Menschen tragen die Zeichen ihrer Herkunft erkennbar an sich, manche verweisen deutlich auf etwas, das kommt. Ich selbst erinnere mich, plane, hoffe, befürchte. Ich selbst, die anderen Menschen und die von Menschen gemachten und bezeichneten Dinge stehen in einem Horizont der Zeitlichkeit, den wir in bezug auf die Sozialität von Personen und ihren Umwelten als Horizont der Geschichtlichkeit bezeichnen und der Horizonthaftigkeit oder Perspektivität allen Erlebens zuordnen. Ich selbst in meiner individuellen Biographie bin Manifest und Teil dieser Historizität intentionaler Person-Welt-Beziehungen. Jedes einzelne Erlebnis oder Verhalten steht also immer auch in dieser historischen Dimension." (1977:46)

II ERZÄHLETEXT UND WIRKLICHKEIT Methodologische Vorüberlegungen

(1) OSTERLAND beruft sich auf illustre Zeugen, nämlich auf PETER WEISS und CHRISTA WOLF (cf 1983:283). Bei dem Bezug auf die WEISSschen 'Notizbücher' freilich ist OSTERLAND ungenau. Die Belegstelle des NYMAN-Gesprächs dokumentiert explizit keine "Erinnerungstäuschung", sondern eine bewußte und kontrollierte *Ergänzung* der Erfahrung (cf WEISS 1981,1:50f).

(2) Dazu könnte beispielsweise die Vorbemerkung zu seiner Studie 'Prozeßstrukturen des Lebensablaufs' verleiten (cf 1981:67).

(3) Der Warencharakter der Arbeitskraft (cf MEW 23:86ff) ist beispielsweise *nicht narrativ rekapitulierbar*, weil er nicht bloß eine begriffliche, sondern - wie MARX sagt - eine *reale* Abstraktion darstellt. Und mit solchen Abstraktionen pflegt man keine "Erlebnisse" zu haben; sie müssen wissenschaftlich - und das heißt *begrifflich* - erst "aufgedeckt" werden.

(4) Natürlich ist hier die Einschränkung angebracht, daß weder SCHÜTZE noch auch OEVERMANNs Position in ihrer ganzen Breite dargestellt werden kann-

ten. Für den vorliegenden Zweck ging es freilich um die exemplarische Funktion beider Konzeptionen. Und deren problematische Aspekte herauszuarbeiten, schien (bei aller Wertschätzung in anderen Punkten) an der gewählten Differenzierung der Darstellung möglich zu sein.

(5) Tatsächlich knüpft hier OEVERMANN an eine Attitüde an, die in den 60er Jahren vor allem von den avanciertesten Repräsentanten der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, von GADAMER zumal, vertreten wurde (cf bes. 1965).

(6) BUDE, der "Begriff" und "Kollage" der Erzählung als gleichwertige Dimensionen des Rekapitulierens zugesellt (cf 1984b), übersieht, daß die "Kollage" - also die assoziative Reaktivierung von Erinnerungspartikeln - aus *handlungstheoretischer* Sicht tatsächlich weniger relevant ist als die Erzählung. Für den Psychoanalytiker dagegen (der ja bereits über eine Theorie denkbarer Verknüpfung gerade der absurdesten Assoziationen verfügt) mögen Kollagen hochinteressant sein.

III ARBEITSLEBEN - LEBENSARBEIT*

Aspekte einer empirisch fundierten Theorie. Vier Fallstudien

(*) Den Verfassern ist natürlich bewußt, daß sie mit der Verwendung dieses Titels ein *Plagiat* begehen; denn er kennzeichnet auch eine in dieser Studie mehrfach außerordentlich positiv gewürdigte Untersuchung von REGINA BECKER-SCHMIDT und Mitarbeiterinnen (1983). Aber ist es tatsächlich "literarischer Diebstahl", wenn man - auch für die eigenen Aussagen - einen Titel so originell und so treffend findet, daß jeder künstliche Originalitätszwang nur mediokre Alternativen zu Tage brächte? Ist es nicht auch ein Kompliment an die Erfinderinnen, daß ihr Titel in vollem Bewußtsein aufgenommen wird? - Da wir ziemlich sicher sind, daß diese die -

wie wir hoffen - sinnvolle Verwendung ihrer Idee akzeptieren werden, bedanken wir uns herzlich dafür.

(1) Die Themenkomplexe sind nicht disjunktiv konzipiert, da eine "Geschichte" in der Regel mehrere Erfahrungsdimensionen beinhaltet.

(2) Ein Beispiel für solche abstrakten Biographiemodelle ist die psychologische Konzeption des Lebenslaufs, die CHARLOTTE BÜHLER bereits vor mehr als fünfzig Jahren entwickelt hat ((1933) 1959).

(3) Einen solchen Weg wählt etwa HANS THOMAE - um wieder ein Beispiel aus der Psychologie zu zitieren - in seinem phänomenologisch orientierten Ansatz.

Er konzipiert die biographischen Beschreibungsdimensionen bzw. Interpretationskategorien als "Vorgangsqualitäten", die - vergleichsweise abstrakt - "quer" zu den konkreten Inhalten eines jeweiligen "Vorgangs" liegen (cf 1968: 120ff).

(4) cf dazu RIEGELS - gewiß kritisierbare, aber teilweise sehr anregende - Ideen zu einer "dialektischen Psychologie", insbesondere sein Entwicklungskonzept (1978, 1980)

(5) Die Analyse ließe sich im Prinzip auch für andere Themen (z.B. "Familie", "Krankheit") durchführen.

(6) Die Begriffe "Station" und "Schaltstelle" werden im folgenden weitgehend synonym gebraucht. Die leicht unterschiedlichen Konnotationen sind jedoch geeignet, lebensgeschichtliche Ereignisse eher "normaler" Gewichtung ("Stationen") von solchen abzuheben, die den Charakter einer zentralen "Weichenstellung" haben ("Schaltstellen").

(7) Die Unterscheidung der vier "Niveaus" hat - auf den ersten Blick gewisse Affinitäten zu den von FRITZ SCHÜTZE beschriebenen "Prozeßstrukturen des Lebensablaufs" (cf 1981, 1984: 92ff). Die Kategorie der "biographischen Handlungsschemata" ähnelt der Definition der ersten und zu Teilen auch der zweiten der vier "Konstellationen". "Institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte" (SCHÜTZE) ließen sich unschwer mit der zweiten und Aspekten der dritten Konstellation vergleichen. SCHÜTZE's "Verlaufskurven" schließlich haben eine Reihe von Parallelen in der Definition der Niveaus 3 und 4. Gleichwohl erscheinen zwei Hinweise notwendig, die eine voreilige Identifizierung erschweren: a) Der erste Hinweis bezieht sich auf einen eher forschungspraktischen Aspekt. Die in dieser Studie explizierten "Niveaus" sind weitgehend aus dem eigenen Forschungsmaterial entwickelt und im Anschluß konzeptualisiert worden, in ihrer ersten Fassung übrigens zu einem Zeitpunkt, als SCHÜTZE's frühere Arbeit zu dem Thema (1981) noch nicht zugänglich war. b) Die zweite Notiz betrifft ein theoretisches Problem. SCHÜTZE verwendet einen Handlungsbegriff, der sich im wesentlichen am Paradigma des interak-

tionstheoretischen Handlungskonzepts orientiert - selbst wenn an der Kategorie der "Verlaufskurve" eine gewisse Modifikation (über die Kategorie des "Erleidens") vorgenommen wird (cf 1981:94). Das Merkmal dieses Handlungsparadigmas ist ein Wirklichkeit gleichsam "hervorbringender" Akteur als Konstitutionszentrum sozialer Realität. Daß dieser Akteur je in actu, daß der soziale Rahmen seiner Handlung und daß schließlich die Geschichte, wie es zu der konkreten Handlung kam, ihrerseits Konstitutionsbedingungen unterliegen, die womöglich nicht personeller, sondern *struktureller* Art sind, wird in jenem Paradigma nicht mehr faßbar. Genau dies empirisch auszudrücken, ist aber Zweck der oben beschriebenen "Niveaus" oder Konstellationen, deren Wechsel im biographischen Prozeß durch "Schaltstellen" und "Stationen" markiert wird. Aus der Abfolge intentional gesteuert und konditionell determinierter Handlungssequenzen ergibt sich schließlich eine - zwar individuell einzigartige, aber keineswegs zufällige - gesellschaftlich in gewisser Hinsicht "erwartbare" *Verlaufsstruktur* (cf dazu auch KOHLI 1981d).

(8) Eine "analoge" Rekonstruktion der Lebensgeschichten stünde in der Gefahr, die Erzählungen schlicht zu verdoppeln. Dann aber hätte sie keinen anderen, eher einen minderen Status als die Erzählung selbst. Diese nämlich ist allemal die "authentischere" Rekapitulation des Lebensablaufs.

(9) Die Zurechnung lebensgeschichtlicher Stationen zu den "Niveaus" versucht primär, die Sichtweise der narrativen Rekapitulation wiederzugeben, nicht die mehr oder minder plausible Lesart der Forscher, "wie es tatsächlich gewesen sein könnte". Dennoch stellt auch die Rekonstruktion der narrativen Binnensicht eine Interpretation dar, die erst durch "kommunikative Validierung" zustande gekommen ist.

(10) Am Beispiel der Verlaufsstruktur der Biographie Gisela Kerstings (und tendenziell wohl der meisten Frauenbiographien) wird deutlich, daß das hier gewählte "zweidimensionale" Darstellungsverfahren gewisse Grenzen hat und weiterentwickelt werden muß. In einer geplanten Folgestudie zum Thema "Biogra-

phien von Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen" ist eine Differenzierung ausdrücklich vorgesehen.

(11) An dieser Stelle soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß "Intentionalität" nicht als "psychische Disposition" mit mehr oder weniger überdauerndem Charakter, sondern als Produkt subjektiver Realitätsverarbeitung betrachtet wird, das sich im biographischen Prozeß selbst verändert. Damit kann im vorliegenden Beispiel auch die Bedeutung "einsozialisierter", d.h. in letzter Instanz objektiver gesellschaftlicher Rollenzuweisungen und -erwartungen (hier als Frau und Mutter) berücksichtigt werden. Auf diesen Aspekt wird hier allerdings nicht eingegangen.

(12) Auch das Verfahren der dokumentierenden Interpretation "verdoppelt" natürlich die Sichtweise des Erzählers durch eine explizit *performative* Einstellung zum Text. Aber diese "interpretative Empathie" ist nicht gleichzusetzen mit deskriptiver Verdoppelung; sie ist *keine* Paraphrasierung, sondern bereits der Versuch einer *Verdichtung* der biographisch-sequentiell produzierten Bedeutungen zum hier in Rede stehenden Thema "Arbeit".

(13) Der Begriff der *dokumentierenden Interpretation* legt ganz unmittelbar die Assoziation an GARFINKELS "Regel der dokumentarischen Methode der Interpretation" nahe (cf 1973:199). Von dieser Regel gilt nach GARFINKEL, daß sie "bedeutungsvoll und kennzeichnend (ist) sowohl für sozialwissenschaftliche als auch für alltagsweltliche Verfahren zur Entscheidung über Einsichtigkeit und Verbürgtheit" (ebd.). Hinter dieser von den Ethnomethodologen auch sonst nicht weiter problematisierten *Gleichsetzung* sozialwissenschaftlicher und alltagsweltlicher "Verfahren" der Konsistenzprüfung verbirgt sich durchaus ein tiefgehendes methodologisches Problem. Ein relevanter Vertreter des 'interpretativen Paradigmas' hat dieses Problem auf den Begriff gebracht: "Wenn ... soziale Interaktion als ein wesentlich interpretativer Prozess angesehen wird, dann sind ... Beschreibungen von Interaktionen notwendig interpretative Beschreibungen. Wenn aber auf dieser elementaren Ebene die einzige Möglichkeit für den Beob-

achter, vorgenommene Handlungen zu identifizieren, darin besteht, den Weg der dokumentarischen Interpretation zu gehen, dann sind Beschreibungen von Interaktionen nicht in irgendeinem strengen Sinne intersubjektiv verifizierbar - weil die Interpretationen unterschiedlicher Individuen nur dann übereinstimmen können, wenn diese fähig und in der Lage sind, eine gemeinsame soziale Wirklichkeit miteinander auszumachen (...), - und weil solche Beschreibungen nicht unabhängig von ihrem Kontext sind. Wenn der Beobachter Interaktionen auf interpretative Weise beschreibt, kann er nicht umhin, ein zugrunde liegendes Muster zu konstruieren, das als unerlässlicher Kontext dazu dient zu sehen, was die Situationen und Handlungen "eigentlich" sind, während wiederum diese gleichen Situationen und Handlungen eine unerlässliche Ressource dafür sind zu bestimmen, was der Kontext "eigentlich" ist." (WILSON 1973:66/67) Dieser Relativismus ist wissenschaftlich nur zu neutralisieren, wenn der Forscher gegenüber der Kontextabhängigkeit des Verstehens schlechthin eine *indifferente* Haltung einnimmt und damit - durch eine Art methodischer Immunisierung - künstlich einen eigenen Kontext schafft. Wie er aus diesem Kontext noch performativ in das Kontextwissen der Alltagsmenschen eindringen kann, bleibt sein Geheimnis. Tatsächlich ist der Kontext des Interpretieren ein anderer als der des sozialwissenschaftlichen Laien; nur verdanken beide Kontexte ihre Existenz nicht ausschließlich Situationen und Handlungen, die ihrerseits nur über den Kontext ihre Bedeutung erhalten, sondern auch Konstitutionsbedingungen, die noch "hinter" den Kontexten liegen. Diese Erkenntnis setzt nun das hier gewählte Verfahren der dokumentierenden Interpretation ausdrücklich voraus und geht deshalb - anders als das Alltagswissen - reflexiv mit dessen "Dokumenten" um.

(14) Dabei wird nicht unterschieden, ob die Geschichten auf "Stationsereignisse" oder auf "Alltagsereignisse" referieren. Auch biographisch relevante "Schaltstellen" werden nämlich in der Regel alltagszeitlich verortet. Außerdem wird angenommen, daß der in lebenszeitlich re-

levanten Ereignissen thematisierte "Bezug auf Arbeit" auch alltagszeitlich bedeutsam ist. Wie in der Verlaufsanalyse gezeigt, wird die "biographische Relevanz" eines Ereignisses ja weniger durch subjektiven Perspektivwechsel (etwa eine intentionale Veränderung des "Bezugs auf Arbeit") als vielmehr durch eine Veränderung der äußeren, konditionellen Ereigniskonstellationen bestimmt.

(15) In informellen Gesprächen mit den Schichtarbeitern bei Stalcon wurde uns von einigen mitgeteilt, daß sie trotz langjähriger Werksangehörigkeit nicht das gesamte Firmengelände und alle Fertigungsbereiche kennen. Andere haben eine Anschauung vom "ganzen Betrieb" erstmals durch eine Betriebsbesichtigung gewonnen, die für die Ehefrauen der Werksangehörigen durchgeführt wurde - oft nachdem sie selbst schon viele Jahre dort gearbeitet hatten.

(16) Im Rahmen des Projekts "Soziale Biographien von Industriearbeitern..." (s.o.) wird gegenwärtig eine Betriebsmonographie erstellt, die neben anderen Materialien wesentlich die Erinnerungen ehemaliger Arbeiterinnen und Arbeiter bei Wocker mit einbezieht.

(17) Die Erfahrungen aus dem Forschungsprojekt "Soziale Biographien von Industriearbeitern..." bestätigen, daß es Frauen offensichtlich nicht "gelingt", ihre Lebensgeschichte als "individuelle" Biographie, also unabhängig von der Geschichte ihrer Familie darzustellen. Nicht dies scheint allerdings bemerkenswert, sondern - umgekehrt - die Tatsache, daß Männer offensichtlich deutlich

zwischen "ihrer" Biographie und der Geschichte ihrer Familie trennen können, verdient wissenschaftliche Beachtung. (Dies trifft allerdings nicht auf alle im Projekt befragten Männer zu, wie man etwa am Vergleich der Interviews mit Willi Becker und Ernst Hellberg sieht.)

(18) Obgleich Gisela Kersting im Interview nicht explizit auf das Kochen im familiären Kontext eingeht, kann angenommen werden, daß dies - wenn auch als *Tätigkeit* nicht wesentlich unterschieden - von ihr qualitativ anders wahrgenommen wird als die berufliche Arbeit. Entscheidend ist auch hier der Aspekt *gesellschaftlicher Anerkennung*. Darüber hinaus dürfte die Schichtarbeit (die unregelmäßigen Essenszeiten und die gelegentliche Appetitlosigkeit ihres Mannes aufgrund der Schichtarbeit) den Spaß am Kochen verleidet haben, wie Gisela selbst andeutet.

(19) Eine ausführliche Deutung dieses für das Phänomen der "Hausarbeit" von Frauen typischen Aspekts haben BECKER-SCHMIDT u.a. vorgelegt (cf bes. 1981b).

(20) Jürgen Mahnke hat in den Vor- und Nachgesprächen zum Interview sehr ausführlich davon berichtet. Im Interview selbst steht er unter dem Druck, nur das "Wesentliche" zu erzählen (s.o.).

(21) Gisela Kersting berichtet in der Nachfragephase und in folgenden informellen Gesprächen von dem Engagement in einer Spielplatzinitiative im Stadtteil, die sie gemeinsam mit ihrem Mann und einigen Nachbarn erfolgreich aufgebaut hat.

IV ARBEITSWISSENSCHAFTEN UND "BIOGRAPHIEPARADIGMA" Hypothesen und Perspektiven

(1) Mit "Entdeckung" ist in diesem Zusammenhang natürlich keine vollständig neue, ganz und gar originelle Erkenntnis gemeint. Viele Aspekte des bisher Beschriebenen sind von anderen Autorinnen und Autoren bereits sehr ähnlich dargestellt worden. Besonders NEG/ KLUGE (1981:98ff, 106ff u.a.) und BECKER-SCHMIDT und Mitarbeiterin-

nen (stellvertretend BECKER-SCHMIDT 1982:308f) haben - z.T. ebenfalls mit Bezug auf umfangreiche empirische Materialien - die Arbeit aus der Perspektive der Arbeitskraft in vergleichbarer Absicht thematisiert. - "Entdeckung" meint hier die Formulierung von Fragestellungen, die theoretisch äußerst interessant, aber noch keineswegs zufrieden-

stellend gelöst sind. Bei der gesellschaftlichen Bedeutung dieser Fragestellung ist die Beteiligung möglichst vieler Sozialwissenschaftler(innen) an ihrer Lösung geradezu gefordert und durch anachronistische Originalitätsvorstellungen eher gefährdet.

(2) Die bemerkenswerte Fortsetzung des Zitats ist stark auf den Fokus "Frauenarbeit" bezogen. Gerade weil aber aus diesem gesellschaftlich so zentralen Erfahrungskontext unmittelbar evidente Einsichten in die geforderte "Erweiterung des Arbeitsbegriffs" kommen, soll die Fortsetzung wenigstens in einer Anmerkung vollständig zitiert werden. BECKER-SCHMIDT fährt fort: "... ohne Sozialisationsarbeit ist keine Produktion von Arbeits- und Lebensvermögen denkbar; ohne Hausarbeit gibt es keine Verwandlung von Nahrungsmitteln zu wirklichem Gebrauch und Genuß, keine Wohnlichkeit, keine Erholung; ohne Beziehungsarbeit keine Fähigkeit zur Soziabilität - ohne alle diese Bestimmungsmomente gesellschaftlicher Arbeit im wei-

testen Sinne - wäre die Industrie unfähig zu überdauern." (1982:308)

(3) Diese Kritik gilt auch, wenn konzediert werden muß, daß VOLPERT seinen Ansatz weiter ausdifferenziert und mit dem von ihm entwickelten Analyseinstrument "VERA" ("Verfahren zur Ermittlung von Regulationserfordernissen in der Arbeitstätigkeit") eine Grundlage für umfangreiche empirische Analysen gelegt hat (cf OESTERREICH/VOLPERT 1983:63ff). Freilich kann auch die in dieser Veröffentlichung (ebd.:59ff) zum Anlaß genommene Polemik gegen den "Komplexitäts-Mythos" nicht darüber hinwegtäuschen, daß ganz ohne Zweifel wissenschaftlich notwendige Reduktions- und Generalisierungsverfahren den Gegenstand gelegentlich verfehlen. Bei allen Verdiensten der Handlungsstrukturanalyse erfaßt sie eben tatsächlich nicht die "Komplexität" subjektiver "Suprastrukturen" - schon weil sie der biographischen Zeitperspektive gegenüber indifferent ist.

- ADORNO, Th. W. (1972), Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag, in: ders., Soziologische Schriften 1, Werke, Bd. VIII, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- ALHEIT, P. (1976), Alltagswissen und Klassenbewußtsein. Zur Konstitutionsanalyse gesellschaftlichen Bewußtseins im Spätkapitalismus, Diss. phil., Kassel
- ALHEIT, P. (1982a), Neue Aspekte der "biographischen Methode". Interdisziplinäre Tendenzen und eine qualitativ-politische Wende der Sozialforschung, Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapiere des Forschungsprojekts "Arbeiterbiographien", Heft 1)
- ALHEIT, P. (1982b), Alltag und Biographie. Erzählte Lebensgeschichten als Ansatz einer empirischen Alltagsforschung, Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapiere des Forschungsprojekts "Arbeiterbiographien", Heft 4)
- ALHEIT, P. (1982c), Alltagszeit und Lebenszeit in biographischen Thematisierungen. Anmerkungen zur soziologischen Bedeutung der Zeit, Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapiere des Forschungsprojekts "Arbeiterbiographien", Heft 5)
- ALHEIT, P. (1983a), Alltagsleben. Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen "Restphänomens", Frankfurt a.M.: Campus
- ALHEIT, P. (1983b), Zur sozialen Biographie jugendlicher Arbeitsloser. Eine Untersuchung zur Relevanz der Arbeitslosigkeit für die autobiographische Planung von Jugendlichen, Bremen: DFG-Projektantrag
- ALHEIT, P. (1984a), Wirklichkeitsrekonstruktion und Wirklichkeitskonstitution in biographischen Verläufen. Interpretative Soziologie und politische Praxis. Vortrag auf dem 22. Deutschen Soziologentag in Dortmund 1984, Bremen: (Ms.)
- ALHEIT, P. (1984b), Kollektive Erinnerungsmuster in proletarischen Lebensgeschichten. Einige theoretische und methodische Hinweise. Vortrag auf dem 22. Deutschen Soziologentag in Dortmund 1984, Bremen: (Ms.)
- ALHEIT, P./DAUSIEN, B. (1983), Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der "biographischen Methode", Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapiere des Forschungsprojekts "Arbeiterbiographien", Bd. 6)
- ALHEIT, P. u.a. (1981), Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung. Explorative Untersuchungen zur sozialen Spezifität erzählter Lebensgeschichten (Forschungsantrag), Bremen: Universität Bremen
- ALHEIT, P. u.a. (1982), Erster Zwischenbericht des Forschungsprojekts "Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung...", Bremen: Universität Bremen
- ALHEIT, P. u.a. (1983), Zweiter Zwischenbericht des Forschungsprojekts "Soziale Biographien von Industriearbeitern - Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung...", Bremen: Universität Bremen
- ALTHAUS, D. (1979), Zur Psychopathologie des Alltagslebens am Arbeitsplatz, Frankfurt a.M., New York: Campus
- BAHRDT, H. P. (1975), Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern, in: OSTERLAND, M. (ed.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential (Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim), Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 9-37

- BAHRDT, H. P. (1982), Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität, in: BREDNICH, R. W. u.a. (eds.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung, Freiburg: Abt. Volkskunde d. Deutschen Seminars der Universität Freiburg, 18-45
- BALTES, P. (ed.) (1979), Entwicklungspsychologie der Lebensspanne (hrsg. u. Mitarbeit v. L. H. ECKENBERGER), Stuttgart: Klett-Cotta
- BECK, U./BRATER, M. (1977), Die soziale Konstitution der Berufe, 2 Bde., Frankfurt, New York: Campus
- BECKER-SCHMIDT, R. (1980), Widersprüchliche Realität und Ambivalenz: Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie, in: KZfSS, Jg. 32, Hft. 4, 705-725
- BECKER-SCHMIDT, R. (1982), Lebenserfahrung und Fabrikarbeit: Psychosoziale Bedeutungsdimensionen industrieller Tätigkeit, in: SCHMIDT u.a. (eds.), 297-312
- BECKER-SCHMIDT, R./KNAPP, G.-A./RUMPF, U. (1981a), Frauenarbeit in der Fabrik - Betriebliche Sozialisation als Lernprozeß? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 52-74
- BECKER-SCHMIDT, R. u.a. (1981b), Familienarbeit im proletarischen Lebenszusammenhang: Was es heißt, Hausfrau zu sein, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 75-96
- BECKER-SCHMIDT, R. u.a. (1982), Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie, Bonn: Neue Gesellschaft
- BECKER-SCHMIDT, R. u.a. (1983), Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen, Bonn: Neue Gesellschaft
- 'beiträge zur feministischen theorie und praxis' (1982): Dokumentation der Tagung "Weibliche Biographien" in Bielefeld, Oktober 1981, München: Frauenoffensive
- BERGER, H. (1974), Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- BERGER, H./HESSLER, M./KAVEMANN, B. (1978), 'Brot für heute, Hunger für morgen'. Landarbeiter in Südspanien. Ein Sozialbericht, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- BERTAUX, D./BERTAUX-WIAME, I. (1980), Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis, in: NIETHAMMER, L. (ed.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History", Frankfurt a.M.: Syndikat, 108-122
- BROCK, D./VETTER, H.-R. (1979), Die Arbeiterexistenz als biographischer Lernprozeß: Vorschläge zur Neuorientierung des industriesoziologischen Lernbegriffs, in: ZfS, Jg. 8, Hft. 3, 209-219
- BROCK, D./VETTER, H.-R. (1982), Alltägliche Arbeiterexistenz. Soziologische Rekonstruktionen des Zusammenhangs von Lohnarbeit und Biographie, Frankfurt, New York: Campus
- BROSE, H.-G. (1983), Die Erfahrung der Arbeit. Zum berufsbiographischen Erwerb von Handlungsmustern bei Industriearbeitern, Opladen: Westdeutscher Verlag
- BUDE, H. (1982), Text und soziale Realität. Zu der von Overmann formulierten Konzeption einer "objektiven Hermeneutik", in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 2, Hft. 1, 134-143
- BUDE, H. (1984a), Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen - eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt, in: KOHLI/ROBERT (eds.), 7-28
- BUDE, H. (1984b), Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Zur Kritik einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. Leicht veränderte Fassung eines Vortrages auf dem 22. Deutschen Soziologentag in Dortmund 1984, (Ms.)
- BÜHLER, Ch. (1959), Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem, Göttingen: Hogrefe, 2. völlig veränderte Aufl. (zuerst 1933)

- CICOUREL, A. V. (1964), *Method and Measurement in Sociology*, New York: The Free Press of Glencoe
- DAHRENDORF, R. (1983), Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht, in: MATTHES (ed.), 25-37
- DEPPE, W. (1978), *Arbeiterleben. Eine empirische Untersuchung über Lebensschicksale und lebensgeschichtliche Erfahrungen deutscher Industriearbeiter verschiedener Generationen*, Diss., Göttingen
- DEPPE, W. (1982), *Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung*, Frankfurt a.M.: Campus
- ECKART, Ch./JAERISCH, U. G./KRAMER, H. (1979), *Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Eine Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen*, Frankfurt, New York: Campus
- ECKART, Ch./KRAMER, H. (1981), Der Einfluß der Arbeit in der Familie auf die Möglichkeit der Interessenwahrnehmung von Frauen in der Fabrik, in: BRANDT, G. u.a. (eds.), *Technologieentwicklung, Rationalisierung und Humanisierung* (Beitr. AB 53), Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung
- EHLICH, K./REHBEIN, J. (1979), Sprachliche Handlungsmuster, in: SOEFFNER (ed.), 243-274
- EHLICH, K./SWITALLA, B. (1976), Transkriptionssysteme - Eine exemplarische Übersicht, in: *Studium Linguistik* 2, 78-105
- ENGFER, U./HINDRICH, K./WIESENTHAL, H. (1983), Arbeitswerte im Wandel. Empirische Analysen zum Zusammenhang von unkonventionellen Werten und Arbeitsbeteiligung, in: MATTHES (ed.), 434-454
- EPSTEIN, S. (1979), Entwurf einer Integrativen Persönlichkeitstheorie, in: FILIPP, S.-H. (ed.), *Selbstkonzept-Forschung: Probleme, Befunde, Perspektiven*, Stuttgart: Klett-Cotta, 15-45
- FISCHER, W. (1982), Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE)*, Jg. 2, Hft. 1, 5-19
- FRERICHS, P. (1983), *Arbeitsituation und Lebenszusammenhang von Industriearbeiterinnen. Eine Literaturstudie zur subjektiven Bedeutung der Erwerbstätigkeit und zur Interessensvertretung von Frauen im Betrieb*, Köln: Institut zur Erforschung sozialer Chancen (Arbeitsmaterialien Nr. 4)
- FRESE, M. (1977), *Psychische Störungen bei Arbeitern: Zum Einfluß von gesellschaftlicher Stellung und Arbeitsplatzmerkmalen*, Salzburg: Müller
- FRESE, M. (1978), *Partialisierte Handlung und Kontrolle: Zwei Themen der industriellen Psychopathologie*, in: FRESE/GREIF/SEMMER (eds.)
- FRESE, M. (1979), *Industrielle Psychopathologie*, in: GROSKURTH (ed.), 47-72
- FRESE, M./GREIF, S./SEMMER, N. (eds.) (1978), *Industrielle Psychopathologie*, Bern: Huber (Schriften zur Arbeitspsychologie, Bd. 23)
- FRESE, M./MOHR, G. (1978), Die psychologischen Folgen des Entzugs von Arbeit: Der Fall Arbeitslosigkeit, in: FRESE/GREIF/SEMMER (eds.)
- FRIEDRICH, J./KAMP, K. (1978), Methodologische Probleme des Konzepts "Lebenszyklus", in: KOHLI (ed.), 173-190
- FUCHS, W. (1979a), *Arbeiterleben nach 1945. Lebensgeschichten in der Geschichte der Arbeiterschaft in Offenbach am Main seit dem Zweiten Weltkrieg (Projektplan)*, Marburg/Lahn: Guttandin und Hoppe (Reihe Metro, Bd. 3)
- FUCHS, W. (1979b), *Zur Reflexivität der biographischen Methode (Werkstattbericht)*, Hagen: Fernuniversität
- FUCHS, W. (1982), *Biographische Forschung. Lehrbrief der Fernuniversität Hagen, Kurseinheit 1-3*, Hagen: Fernuniversität
- FUCHS, W. (1984), *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen: Westdeutscher Verlag
- FÜRSTENBERG, F. (1969), *Die Soziallage der Chemiarbeiter. Industriesoziologische Untersuchung in rationalisierten und automatisierten Chemiebetrieben*, Neuwied: Luchterhand

- GARFINKEL, H. (1973), Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, in: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (ed.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek: Rowohlt, 189-210
- GEULEN, D. (1981), Zur Konzeptualisierung sozialisationstheoretischer Entwicklungsmodelle. Möglichkeiten der Verschränkung subjektiver und gesellschaftlicher Entwicklungsverläufe, in: MATTHES (ed.), 537-556
- GEULEN, D./HURRELMANN, K. (1980), Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisations-theorie, in: HURRELMANN, K./ULICH, D. (eds.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz, 51-67
- GIDDENS, A. (1982), Labour and Interaction, in: THOMPSON, J. B./HELD, D. (eds.), Habermas: Critical Debates, Cambridge, Mass.: MIT Press, 149-161
- GLASER, B. G. (1978), Theoretical Sensitivity - Advances in the Methodology of Grounded Theory, Mill Valley C.A.: The Sociology Press
- GLASER, B. G./STRAUSS, A. L. (1967), The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, New York: Aldine
- GLASER, B. G./STRAUSS, A. L. (1979), Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung, in: HOPF/WEINGARTEN (eds.), 91-111
- GOLDTHORPE, J. H./LOCKWOOD, D. u.a. (1968/69), The Affluent Worker: Industrial Attitudes an Behaviour, London: Cambridge University Press, 1968; The Affluent Worker: Political Attitudes and Behaviour, London: Cambridge University Press, 1968; The Affluent Worker in the Class Structure, London: Cambridge University Press, 1969
- GORZ, A. (1980), Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt
- GRAUMANN, C. F./METRAUX, A. (1977), Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie, in: SCHNEEWIND, K. A. (ed.), Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, München, Basel: E. Reinhardt, 27-53
- GRIESE, H. M. (ed.) (1979), Sozialisation im Erwachsenenalter. Ein Reader zur Einführung in ihre theoretischen und empirischen Grundlagen, Weinheim, Basel: Beltz
- GROSKURTH, P. (1979), Berufliche Sozialisation als entscheidende Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung, in: ders. (ed.), 7-19
- GROSKURTH, P. (ed.) (1979), Arbeit und Persönlichkeit: berufliche Sozialisation in der arbeitsteiligen Gesellschaft, Reinbek: Rowohlt
- GROSKURTH, P./VOLPERT, W. (1975), Lohnarbeitspsychologie. Berufliche Sozialisation: Emanzipation zur Anpassung, Frankfurt a.M.: Fischer
- HABERMAS, J. (1967), Zur Logik der Sozialwissenschaften, Philosophische Rundschau, Beiheft 5, Tübingen: Mohr
- HABERMAS, J. (1970), Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, in: ders., Arbeit. Erkenntnis. Fortschritt. Aufsätze 1954-1970, Amsterdam: de Munter, 56-74
- HABERMAS, J. (1981), Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- HACKER, W. (1973), Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie. Psychische Struktur und Regulation von Arbeitstätigkeiten, Berlin(DDR): Deutscher Verlag der Wissenschaften
- HEINEMANN, K. (1978), Arbeitslose Jugendliche. Ursachen und individuelle Bewältigung eines sozialen Problems. Eine empirische Untersuchung, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand
- HEINZ, W. R. (1980), Berufliche Sozialisation, in: HURRELMANN, K./ULICH, D. (eds.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, Basel: Beltz, 499-519
- HEINZE, Th./KLUSEMANN, H.-W. (1980), Versuch einer sozialwissenschaftlichen Paraphrasierung am Beispiel des Ausschnittes einer Bildungsgeschichte, in: HEINZE/KLUSEMANN/SOEFFNER (eds.), 97-152

- HEINZE, Th./KLUSEMANN, H.-W./SOEFFNER, H.-G. (eds.) (1980), Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Bensheim: päd.-extra-Buchverlag
- HERMANS, H. (1981), Das narrative Interview in berufsbiographisch orientierten Untersuchungen, Kassel: Gesamthochschule Kassel (Arbeitspapiere des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung)
- HERMANS, H. (1982), Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren. Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews, Diss. rer. pol., Kassel
- HIRSCH, J. (1980), Der Sicherheitsstaat. Das "Modell Deutschland", seine Krise und die neuen sozialen Bewegungen, Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt
- HIRSCH, J./ROTH, R. (1980), "Modell Deutschland" und neue soziale Bewegungen, in: Probleme des Klassenkampfes, 40
- HOERNING, E. M. (1980), Biografische Methode in der Sozialforschung, in: Das Argument 123, 677-687
- HOFF, E./LAPPE, L./LEMPERT, W. (1982), Sozialisierungstheoretische Überlegungen zur Analyse von Arbeit, Betrieb und Beruf, in: Soziale Welt, Jg.33, Hft. 3/4, 508-536
- HOFF, E./LAPPE, L./LEMPERT, W. (1983), Methoden zur Untersuchung der Sozialisation junger Facharbeiter, Teil I, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Materialien aus der Bildungsforschung Nr.24)
- HOFFMANN-RIEM, Ch. (1980), Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: KZfSS, Jg. 32, 339-372
- HOLZKAMP, K. (1979a), Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität I: Das Verhältnis von Subjektivität und Gesellschaftlichkeit in der traditionellen Sozialwissenschaft und im wissenschaftlichen Sozialismus, in: Forum Kritische Psychologie 4 (Argument-Sonderband AS 34), 10-54
- HOLZKAMP, K. (1979b), Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität II: Das Verhältnis individueller Subjekte zu gesellschaftlichen Subjekten und die frühkindliche Genese der Subjektivität, in: Forum Kritische Psychologie (Argument-Sonderband AS 41), 7-46
- HOLZKAMP, K. (1983), Grundlegung der Psychologie, Frankfurt, New York: Campus
- HOPF, Ch. (1978), Die Pseudo-Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: ZfS, Jg. 7, 97-115
- HOPF, Ch. (1979), Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: HOPF/WEINGARTEN (eds.), 11-37
- HOPF, Ch./WEINGARTEN, E. (eds.) (1979), Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta
- HURRELMANN, K. (ed.) (1976), Sozialisation und Lebenslauf. Empirie und Methodik sozialwissenschaftlicher Persönlichkeitsforschung, Reinbek: Rowohlt
- HURRELMANN, K. (1983), Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 3, Hft. 1, 91-103
- HUSSERL, E. (1966), Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, Den Haag: Nijhoff
- JAHODA, M. (1981), "Arbeitslose haben alles Recht der Welt, über ihre Lage unglücklich zu sein" (Gespräch mit Marie Jahoda), in: Psychologie heute, Jg. 8, Hft. 12, 70-76
- JAHODA, M./LAZARSFELD, P. F./ZEISEL, H. (1978), Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (erstmalig 1933)
- KALLMEYER, W./SCHÜTZE, F. (1977), Zur Konstitution von Kommunikationschemata der Sachverhaltendarstellung. Exemplifiziert am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen, in: WEGNER, D. (ed.), Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Inst. für Kommunikationswissenschaft und Phonetik, Bonn 14.-16.Okt.1976, Hamburg: Buske, 159-274

- KERN, H./SCHUMANN, M. (1970), *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt
- KERN, H./SCHUMANN, M. (1982), Rationalisierung und Arbeitsverhalten. Ansatz und erste Befunde einer Folgestudie zu "Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein", in: SCHMIDT u.a. (eds.), 103-131
- KERN, H./SCHUMANN, M. (1983), Arbeit und Sozialcharakter: alte und neue Konturen, in: MATTHES (ed.), 353-365
- KERN, H./SCHUMANN, M. (1984a), Neue Produktionskonzepte haben Chancen - Bestandsaufnahme und Trendbestimmung der Rationalisierung in der industriellen Kernbereichen, in: Mitteilungen des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen, Februar 1984, 1-19
- KERN, H./SCHUMANN, M. (1984b), Industriearbeit im Umbruch - Versuch einer Voraussage. Vortrag auf dem 22. Deutschen Soziologentag 1984 in Dortmund, Göttingen: SOFI (Ms.)
- KERN H./SCHUMANN, M. (1984c), *Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion: Bestandsaufnahme, Trendbestimmung*, München: Beck
- KIESELBACH, Th./OFFE, H. (eds.) (1979), *Arbeitslosigkeit - individuelle Verarbeitung und gesellschaftlicher Hintergrund*, Darmstadt: Steinkopff
- KOHLI, M. (1978a), Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs, in: ders. (ed.), 9-31
- KOHLI, M. (1978b), "'Offenes' und 'geschlossenes' Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse", in: *Soziale Welt*, Jg. 29, 1-25
- KOHLI, M. (ed.) (1978), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand
- KOHLI, M. (1981a), "Wie es zur 'biographischen Methode' kam und was daraus geworden ist", in: *ZfS*, Jg. 10, Hft. 3, 273-293
- KOHLI, M. (1981b), Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization, in: MATTHES (ed.), 502-520
- KOHLI, M. (1981c), *Biography: Account, Text, Method*, in: BERTAUX, D. (ed.), *Biography and Society*, Beverly Hills: Sage, 61-75
- KOHLI, M. (1981d), Biographische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem. Zu Fritz Schütze: "Prozeßstrukturen des Lebensablaufs", in: MATTHES/PFEIFENBERGER/STOSBERG (eds.), 157-168
- KOHLI, M. (1983), Thesen zur Geschichte des Lebenslaufs als sozialer Institution, in: CONRAD, C./VON KONDRATOWITZ, H. J. (eds.), *Gerontologie und Sozialgeschichte. Wege zu einer historischen Betrachtung des Alters*, Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen (DZA), 133-147
- KOHLI, M./VOLPERT, W. (1983), Zur Einführung: Sozialisation durch Arbeit, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE)*, Jg. 3, Hft. 1, 5-9
- KOHLI, M./ROBERT, G. (eds.) (1984), *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart: Metzler
- KRAPPMANN, L. (1971), *Soziologische Dimensionen der Identität*, Stuttgart: Klett
- KRÖLL, F. (1981), Biographie. Ein Sozialforschungsweg?, in: *Das Argument* 126, 181-196
- KUDERA, W. u.a. (1979), *Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern. Eine empirische Untersuchung*, Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt
- LABOV, W./WALETZKY, J. (1973), *Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung*, in: IHWE, J. (ed.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Bd. 2, Frankfurt a.M.: Fischer Athenäum, 78-126
- LAPPE, L./SCHÖLL-SCHWINGHAMMER, I. (1978), *Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger Frauen*, Frankfurt a.M.: RKW
- LEMPERT, W. (1977), *Untersuchungen zum Sozialisationspotential gesellschaftlicher Arbeit*, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 12)

- LEMPERT, W. (1979), Zur theoretischen und empirischen Analyse der Beziehung zwischen Arbeit und Persönlichkeit, in: GROSKURTH (ed.), 87-111
- LEMPERT, W./HOFF, E./LAPPE, L. (1979), Konzeptionen zur Analyse der Sozialisation durch Arbeit, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 14)
- LEMPERT, W. u.a. (1982) s. HOFF/LAPPE/LEMPERT (1982)
- LENIN, W. I., Werke (LW). Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU (die deutsche Ausgabe wird vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED besorgt), Berlin (DDR): Dietz
- MARX, K. (o.J.), Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (fotomechanischer Nachdruck der Moskauer Ausgabe von 1913 und 1941), Frankfurt/Wien: Europäische Verlagsanstalt/Europa Verlag
- MARX, K./ENGELS, F., Werke (MEW). Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (DDR): Dietz
- MATTHES, J. (ed.) (1981), Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980, Frankfurt a.M.: Campus
- MATTHES, J. (ed.) (1983), Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt, New York: Campus
- MATTHES, J./PFEIFENBERGER, A./STOSBERG, M. (eds.) (1981), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am SFZ der Universität Erlangen, Nürnberg: Verlag d. Nürnberger Forschungsvereinigung e.V.
- MEAD, G. H. (1968), Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- NEGT, O. (1984), Lebendige Arbeit, enteignete Zeit: politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit, Frankfurt a.M.: Campus
- NEGT, O./KLUGE, A. (1981), Geschichte und Eigensinn, Frankfurt a.M.: Zweitausendeins
- OERTER, R. (1978), Einführung, in: ders. (ed.), 10-20
- OERTER, R. (ed.) (1978), Entwicklung als lebenslanger Prozeß. Aspekte und Perspektiven, Hamburg: Hoffmann und Campe
- OEVERMANN, U. u.a. (1979), Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: SOEFFNER (ed.), 352-434
- OEVERMANN, U./ALLERT, T./KONAU, E. (1980), Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin, in: HEINZE/KLUSEMANN/SOEFFNER (eds.), 15-69
- OESTERREICH, R./VOLPERT, W. (1983), Ein Plädoyer für die Untersuchung von Prozeßstrukturen bei der Forschung über "Sozialisation durch Arbeit", in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Jg. 3, Hft. 1, 59-71
- OFFE, C. (1983), Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie?, in: MATTHES (ed.), 38-65
- OSTERLAND, M. (1973), Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. Anmerkungen zur sozio-biographischen Methode, in: Soziale Welt, Jg. 24, Hft. 4, 409-417
- OSTERLAND, M. (1978), Lebensbilanzen und Lebensperspektiven von Industriearbeitern, in: KOHLI (ed.), 272-290
- OSTERLAND, M. (1983), Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns, in: BAETHGE, M./ESSBACH, W. (eds.), Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen. Hans Paul Bahrdt. Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, Frankfurt, New York: Campus, 279-290
- PETER, L. (1983), Krise der Arbeiterklasse? Krise der Arbeiterbewegung? Zur aktuellen Diskussion um Fragmentierung und Vereinheitlichung der Arbeiterklasse, in: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 6, 21-43
- PETER, L. (1984), Arbeit, Betrieb, Bewußtsein. Zur Bewußtseinsentwicklung der Arbeiterklasse in der neueren industriesoziologischen Diskussion, in: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 7, 130-153

- POLITZER, G. (1974), Kritik der klassischen Psychologie, Veröffentlichungen des Psychologischen Seminars der TU Hannover, Köln: Europäische Verlagsanstalt (zuerst 1929)
- POLITZER, G. (1978), Kritik der Grundlagen der Psychologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- POPITZ, H./BAHRDT, H. P. u.a. (1957), Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen: Mohr
- QUASTHOFF, U. M. (1980), Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchung zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags, Tübingen: Narr
- REHBEIN, J. (1982), Biographisches Erzählen, in: LÄMMERT, E. (ed.), Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart: Metzler, 51-73
- RIEGEL, K. F. (1978), Ansätze zu einer dialektischen Theorie der Entwicklung, in: ders. (ed.), Zur Ontogenese dialektischer Operationen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 75-96
- RIEGEL, K. F. (1980), Grundlagen der dialektischen Psychologie, Stuttgart: Klett-Cotta
- RIEMANN, G. (1983), Biographieverläufe psychiatrischer Patienten aus soziologischer Sicht. Eine empirische Untersuchung, Diss. rer. pol., Kassel
- SANDKÜHLER, H. J. (1973), Praxis und Geschichtsbewußtsein. Studie zur materialistischen Dialektik, Erkenntnistheorie und Hermeneutik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- SCHMIEDER, A. (1980), Bewußtsein im Widerspruch. Theorieversuche über den Zusammenhang von industrieller Arbeit und Bewußtsein, München: Minerva-Publikation
- SCHÜTZ, A. (1971), Das Problem der Relevanz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- SCHÜTZ, A./LUCKMANN, Th. (1979), Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- SCHÜTZ, A./LUCKMANN, Th. (1984), Strukturen der Lebenswelt, Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- SCHÜTZE, F. (1978), Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld: (Ms.), 2. Aufl.
- SCHÜTZE, F. (1981), Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: MATTHES u.a. (eds.), 67-156
- SCHÜTZE, F. (1982), Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: LÄMMERT, E. (ed.), Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart: Metzler, 568-590
- SCHÜTZE, F. (1984), Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: KOHLI/ROBERT (eds.), 78-117
- SCHUMANN, M. u.a. (1981), Rationalisierung, Krise und Arbeiter. Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft, 2 Bde., Bremen: Zentrale Wissenschaftliche Einrichtung "Arbeit und Betrieb"
- SCHÖLL-SCHWINGHAMMER, I. (1979), Frauen im Betrieb. Arbeitserfahrungen und Arbeitsbewußtsein, Frankfurt, New York: Campus
- SEVE, L. (1977), Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt a.M.: Verlag Marxistische Blätter, 3. Aufl.
- SEVE, L. (1978), Marxistische Analyse der Entfremdung, Frankfurt a.M.: Verlag Marxistische Blätter
- SOEFFNER, H.-G. (ed.) (1979), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart: Metzler
- SOEFFNER, H.-G. (1984), Hermeneutik - Zur Genese einer wissenschaftlichen Einstellung durch die Praxis der Auslegung, in: ders. (ed.), Beiträge zu einer Soziologie der Interaktion, Frankfurt, New York: Campus, 9-52
- STRAUSS, A. (1984), Qualitative Analysis in Social Research: Grounded Theory Methodology, Lehrbrief der Fernuniversität Hagen (Kurseinheit 1-3), Hagen: Fernuniversität

- THOMAE, H. (1968), Das Individuum und seine Welt - eine Persönlichkeitstheorie, Göttingen: Hogrefe
- THOMAE, H. (1969), Die biographische Methode in der Psychologie, in: THIEL, R. (ed.), Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden, 7. Lieferung: Methoden der Psychologie und Pädagogik, München, Wien: Oldenbourg, 121-158
- THOMPSON, E. P. (1980), Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung, Frankfurt, New York: Campus
- VOLMERG, U. (1978), Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- VOLMERG, B./SENGHAAS-KNOBLOCH, E./LEITHÄUSER, Th. (1983), Erlebnisperspektiven und Humanisierungsbarrieren im Betrieb. Ergebnisse einer sozialpsychologischen Untersuchung über die subjektive Bedeutung der Arbeit in sozialen Problemsituationen, Bremen: Universität Bremen (Forschungsbericht)
- VOLPERT, W. (1974), Handlungsstrukturanalyse als Beitrag zur Qualifikationsforschung, Köln: Pahl-Rugenstein
- VOLPERT, W. (1975), Die Lohnarbeitswissenschaft und die Psychologie der Arbeitstätigkeit, in: GROSKURTH/VOLPERT, 11-196
- VOLPERT, W. (1979), Der Zusammenhang zwischen Arbeit und Persönlichkeit aus handlungstheoretischer Sicht, in: GROSKURTH (ed.), 21-46
- WACKER, A. (1977), Arbeitslosigkeit. Soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen, Frankfurt, Köln: Europäische Verlagsanstalt
- WACKER, A. (ed.) (1979), Vom Schock zum Fatalismus? Soziale und psychische Auswirkungen der Arbeitslosigkeit, Frankfurt, New York: Campus
- WALTER, H./OERTER, R. (eds.) (1979), Ökologie und Entwicklung. Mensch-Umwelt-Modelle in entwicklungspsychologischer Sicht, Donauwörth: Verlag Ludwig Auer
- WEBER, M. (1920), Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I, Tübingen: Mohr
- WEISS, P. (1981), Notizbücher 1971-1980, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- WELTZ, F. u.a. (1979), Junge Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt, New York: Campus
- WILSON, Th. P. (1973), Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (ed.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek: Rowohlt, 54-79
- ZEDLER, P./MOSER, H. (eds.) (1983), Aspekte qualitativer Sozialforschung, Opladen: Westdeutscher Verlag

ANHANG

A. Transkriptionsnotationen

Die Transkription der Tonbandaufzeichnungen orientiert sich am Verfahren der "Halbinterpretativen Arbeitstranskriptionen (HIAT)" (cf EHLICH/REHBEIN 1976 bzw. QUASTHOFF 1980:247f). Die wichtigsten Notationen lauten:

-	prosodische Zäsur
--	kurze Pause
---	längere Pause
(P/sec.)	längere Pause oder Unterbrechung der Erzählung (mit Angabe der Entstehungsgründe und der Dauer in Sekunden)
=	Trennungszeichen (um Verwechslung mit "-" für Zäsur zu vermeiden)
.	fallende Intonation zur Markierung eines Satzendes
?	Frageintonation
GROSSBUCHSTABEN	emphatische Betonung eines Wortes oder Syntagmas
<u>Unterstreichung</u>	besonders sorgfältige, deutliche Artikulation eines Wortes oder Syntagmas
(einfache Klammer)	Textteil, der zwar semantisch noch dekodierbar, aber phonologisch nicht mehr transkribierbar ist
(...)	unverständliche Textteile (bei längeren unverständlichen Passagen mit Angabe von Sekunden)
{ A: Ich will jetzt ... B: Du hast aber ...	"Partiturschreibweise" bei Überlapung von Redebeiträgen
Wortabbru_	Markierung eines Abbruchs innerhalb einer Wortgrenze
äh (oder entsprechendes Phonem)	gefüllte Pause
=e	nicht-phonemische Dehnung am Wortende, vor allem bei "und" (und=e)

/das war stark ((lachend))/
I oder I(1), I(2) usw.

Notierung einer kommentierten Passage

Interviewer(in), bei mehreren Interviews Kennzeichnung durch die Zahl in Klammern

B. Biographische Portraits

Die folgenden "Portraits" haben, wie gesagt, nicht den Status "wissenschaftlicher" oder analytischer Texte (s. S.87). Sie sind ein Versuch, dem Leser einen Gesamteindruck der vier Lebensgeschichten und damit das fehlende Kontextwissen mindestens in Ansätzen zu vermitteln. Die Zitate in den Portraits stammen aus den Interviews; auf die Angabe der Fundstellen wird der besseren Lesbarkeit wegen verzichtet.

Biographisches Portrait: Willi Becker

Als jüngstes von fünf Kindern ist Willi Becker 1925 in einer hessischen Großstadt geboren. Sein Vater ist bei der "Straßenbahn", seine Mutter arbeitet als Köchin in einem Hotel. Aufgewachsen ist er in einem traditionellen Arbeiterstadtteil, der gute Möglichkeiten zum Spielen bietet. Zuschauen in der Schmiede, "Äppelklauen" und vor allem Fußballspielen sind kindliche Aktivitäten, von denen Willi Becker erzählt. "Un na die Kindheit", erinnert er sich, "war for mich ganz schön da unnen in der Gegend." Weil sein Bruder krank ist, wird Willi mit einem Jahr Verspätung, das er als gewonnene Zeit zum Spielen empfindet, 1932 eingeschult.

Sport hat Willi Becker "von Anfang an" getrieben. Sein älterer Bruder fördert ihn auf sportlichem Gebiet und nimmt ihn schon früh mit in den Arbeitersportverein. Als dieser 1933 verboten wird, wechseln die Brüder in einen bürgerlichen Verein über. Mit seiner Schülermannschaft nimmt Willi Becker an Stadt- und Landesmeisterschaften teil. Als Jugendlicher bekommt er Schwierigkeiten im Verein, weil er nicht in der Hitlerjugend ist: "durft me kin Fußball spielen, wenn me

nit vonner Hitlerjugend irgendwie - n Stempel in dem Paß hatte". Den "Stempel" besorgt sich Willi, er kann es aber geschickt umgehen, in die Hitlerjugend einzutreten. Sportlich engagiert, er sich weiter - "aber sonst marschierst du nicht. Da hatt ich nix for übrich."

In der Schule ist Willi Becker "nit der Beste" und "nit der Schlechteste". Wegen eines engagierten jungen Lehrers, der Willi vor allem wegen seines Fußballtalents besonders mag und ihn häufig zu Motorradausflügen mitnimmt, ist ihm die Schulzeit in guter Erinnerung. Überhaupt hat er es als Kind "einigermaßen gut gehabt". Zwar muß er als letztes Kind zuhause helfen, kann sich aber für kleinere Dienstleistungen etwas Geld verdienen, so daß er "ganz gut so über die Runden gekommen" ist.

Angeregt durch das Beispiel seines Bruders, entscheidet sich Willi Becker nach der Schulentlassung für eine Ausbildung als Dreher. Ohne Schwierigkeiten bekommt er eine Lehrstelle in dem Metallbetrieb "Wocker", in dessen unmittelbarer Nachbarschaft er wohnt. Wieder kann Willi den geforderten Nachweis der HJ-Mitgliedschaft durch einen Trick umgehen. Als er jedoch ein Vierteljahr später "Farbe bekennen muß", ist die Fortsetzung seiner Lehre gefährdet. "Die wollten mich doch tatsächlich wieder weggagen - nur weil ich eben nit da drinne war", erzählt Willi. Da die allgemeine HJ-Pflicht bevorsteht, kann er dann aber doch bleiben und seine Ausbildung beenden. Auch sonst macht sich der faschistische Machtapparat im betrieblichen Alltag bemerkbar. Die Betriebsangehörigen müssen zum Frühsport antreten und während der Arbeitszeit in einem "extra Zimmer" die im Radio übertragenen Reden von Hitler, Göbbels, Schirach und anderen Nazigrößen anhören. Obwohl Willi Becker einräumt, daß es auch "ein Gutes" hatte - gemeint sind vor allem der Sport und die gezielte Förderung der Lehrlinge -, gefällt ihm nicht, "daß da so viele in Uniform rumliefen". Das ist auch der Grund, weshalb er auf eine Umschulung zum technischen Zeichner verzichtet, die ihm wegen seiner Begabung angeboten wird. Obwohl er diese Chance gerne wahrgenommen hätte, ist es ihm aufgrund seiner antifaschistischen Haltung unmöglich, im technischen Büro zu arbeiten: "die liefen - alle da oben in Uniform rum". Insgesamt jedoch macht Willi in seiner Lehre überwiegend positive Erfahrungen. Er erhält eine qualifizierte Ausbildung und fühlt sich im Betrieb wohl. Weil er gut drehen kann, werden ihm bereits als Lehrling schwierige Aufgaben übertragen, die ältere Kollegen nicht ausführen können oder wollen. Nicht ohne Stolz auf seine Fähigkeiten - "irgendwie - konnt ich das auch, das lag mir irgendwie" - erzählt Willi Becker, daß seine Leistungen mit einer zusätzlichen Prämie zum Lehrlingsgehalt honoriert werden. Mit diesen positiven Erfahrungen kann Willi seine Lehre jedoch nicht beenden. Die politische Realität holt ihn ein. Noch während des dritten Lehrjahres wird er für die Kriegsproduktion in ein anderes Werk dienstverpflichtet und muß Panzerräder drehen.

1943 wird Willi Becker zur Wehrmacht eingezogen. Während der ersten Zeit als Soldat bleibt er von der Realität des Krieges noch weitgehend verschont. Er läßt sich so schnell nicht unterkriegen und fällt durch verschiedene 'Schwejkjaden' auf, für die er sich "Strafwachen" einhandelt. Sein Selbstbewußtsein und vor allem seine körperliche Kondition helfen ihm, so manche Schikane zu überstehen: "so sportlich konnten die mich ja net totmachen ... Ich hab immer nur gelächelt." Doch dann kommt Willi Becker an die Front. Bei seinem ersten Einsatz an der Ostfront, bei dem er "kein Russe gesehn" hat, wird er an der Ferse verletzt und bekommt noch im Lazarett "Orden und Ehrenzeichen", ohne zu wissen wofür. Die folgenden Kriegserfahrungen werden auch für Willi ernst. Er wird mehrfach verwundet und muß für längere Zeit ins Lazarett. In der Endphase des Krieges - Willi Becker kommt nach Ostpreußen - steht die Angst ums Überleben im Vordergrund: "man konnte sich praktisch schon usrechnen, wenn man dranne war". Die aussichtslose Situation läßt ihn überlegen, zu den Russen überzulaufen. Nach einer weiteren Verwundung schließlich wird er von der Front abgezogen: "dann konnt ich ja weg ... sonst gings ja net." Er flieht mit vielen anderen Flüchtlingen unter Beschuß von Tieffliegern zu Fuß, mit Balken über das Frische Haff und wieder zu Fuß die Küste entlang, bis er mit Ende des Krieges unter dramatischen Umständen nach Kopenhagen gelangt. Dort kommt er in englische Kriegsgefangenschaft und wird nach Kiel überführt. Durch günstige Zufälle und geschicktes Verhalten gelingt es ihm, bereits nach wenigen Tagen wieder entlassen zu werden und unter Umgehung der Aufenthaltsbestimmungen der Besatzungsmächte in seine Heimatstadt zurückzukehren.

Nach einer kurzen Erholungszeit bei seinen Eltern nimmt Willi Becker vorübergehend - vor allem wegen der Möglichkeit, gepflegt zu werden ("Und da gabs aber Frühstück und Mittagessen. Deshalb praktisch.") - Arbeit in einer Getränkefabrik an. Bald darauf geht er jedoch wieder zu seiner alten Firma, in der er gelernt hat. Nach den notwendigen Aufräum- und Wiederaufbauarbeiten arbeitet er wieder als Dreher unter Akkordbedingungen. Bei Wocker lernt Willi Becker auch seine spätere Frau kennen, die er 1951 heiratet.

Auch seine sportlichen Aktivitäten nimmt Willi Becker nach dem Krieg wieder auf. "Also Fußball hab ich ewig gespielt", erzählt er. Seine Frau muß sich darauf einstellen. Willi macht den Sport zur 'Verhandlungssache' vor der Eheschließung: "Hab ich auch der Frau gesacht damals ... 'ich spiel auch weiter Fußball nachher', das muß se sich jetzt überlegen - vor der Hochzeit." In dem Verein, in den er schon als Kind eingetreten ist, spielt Willi in der "ersten Mannschaft". Die damals schon üblichen Spielerprämien - vor der Währungsreform als Naturalien "gezahlt" - und damit verbundenes unsportliches Verhalten - "un wenn se das net krichten, dann wollten se net spielen" - gefallen ihm nicht. Wegen des besseren "Zusammen-

halts" zieht Willi Becker es zeitweise vor, in der Reservemannschaft zu spielen. Später gehört er dann doch wieder zum Aufgebot der ersten Mannschaft. Der Fußball ist ihm offenbar so wichtig, daß er sogar die Taufe einer seiner beiden Töchter versäumt. "Da hab ich Fußball gespielt - auswärts - do do konnt ich ja net mittegehn." (Daß er für kirchliche Feierlichkeiten "nix übrig" hat, mag seine Entscheidung erleichtert haben.) 1958 scheidet Willi Becker aus der "ersten Mannschaft" aus. Eine schwere Knieverletzung, die er sich bald darauf im ersten Spiel bei den "alten Herren" zuzieht - Willi ist inzwischen 33 Jahre alt -, setzt dem Fußballspielen zunächst ein jähes Ende. Später spielt er wieder bei den "alten Herren" und hält auch nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Sport die Verbindung zu seinem Verein aufrecht. Bis heute nimmt er an regelmäßigen Treffen der ehemaligen aktiven Sportler teil.

In der Firma Wocker - Willi Becker bezeichnet sie als "Familienbetrieb", weil 'jeder jeden kannte' - fühlt er sich wohl. "... bi Wocker hats mir eigentlich ganz gut immer gefallen ... Spaß und Blödsinn ham mer immer gemacht", erzählt er. Auch mit seiner Arbeit als Dreher kommt er gut zurecht. Unter Akkordbedingungen - Willi Becker arbeitet bei Wocker fünfzehn Jahre Akkord - kommt es nicht nur auf schnelle, sondern auch auf qualitativ gute Arbeit an: "wenn man zu langsam macht, kricht man kin Geld, und wenn man zu viele kaputt macht, kricht mans auch net, den Ausschuß kricht me ja net bezahlt." Willis Arbeit ist relativ abwechslungsreich und komplex. Da bei Wocker vorwiegend Spezialmotoren hergestellt werden, hat er meist nur kleine Serien, oft auch Einzelteile zu drehen. "... ich hab schon - immer lieber kleine - also Einzelteile gemacht", erzählt Willi. Er beherrscht sein 'Handwerk', und finanziell stimmt es auch. "Da hab ich mein Geld verdient", erzählt er selbstbewußt.

"Anfang der sechziger Jahre" wird Willi Becker Vorarbeiter - "und dann hatte ich dann de ganze Dreherei bi Wocker" - und übernimmt quasi die Funktion eines Meisters: "ich war ... praktisch als wie als Meister for de Dreher". Auch in dieser Stellung kommt er gut mit den Kollegen aus und setzt sich für sie ein. So nutzt er beispielsweise seine Möglichkeiten, um ältere Kollegen zu unterstützen, die Schwierigkeiten haben, den Akkord zu schaffen.

Als der Betrieb, kurz nach Willi Beckers 25jährigem Betriebsjubiläum, Konkurs anmelden muß, verliert er seinen Arbeitsplatz. Obwohl er und seine Kollegen die "Pleite" haben kommen sehen, ist die Betroffenheit groß: "Un da saß mä mit langen Gesichtern da", erzählt Willi.

In dem großen Automobilwerk "Aufa" findet Willi Becker als hochqualifizierter Facharbeiter jedoch sofort wieder einen Arbeitsplatz in seinem Beruf. Es gelingt ihm zwar, sich auf die veränderten Arbeitsbedingungen des Großbetriebs einzustellen, die körperliche Umstellung auf das Dreischichtsystem bei Aufa bereitet ihm jedoch Schwie-

rigkeiten: "Da hatt ich doch abgenommen wie n Abreißkalender", erzählt er. Deshalb wechselt er bereits nach einem Dreivierteljahr in einen anderen Großbetrieb ("Mikon"), wo er "nur eine Schicht" machen muß. Durch seine hohe fachliche Qualifikation kann Willi Becker noch vor der Einstellung einen Lohn aushandeln, den nur die "Spitzenleute" bei Mikon bekommen.

Während der Zeit bei Mikon wird Willi Becker wegen einer Operation an einer Hand für mehrere Monate arbeitsunfähig. Als Dreher kann er anschließend zunächst nicht mehr arbeiten, er bekommt aber eine Stelle als Laufkontrolleur im Betrieb. Obwohl Kontrolleure im allgemeinen kein gutes Verhältnis zu den Arbeitern an den Maschinen haben - "das sind au grade kine angesehenen Leute" - ist Willi Becker beliebt. Er überzeugt die Kollegen durch sein fachliches Können, das er häufig in ihrem Interesse einsetzt, und verhält sich fair und hilfsbereit. Wenn es darum geht, für einen Arbeiter einen höheren Lohn 'rauszuholen' oder eine Ungerechtigkeit aufzudecken, steht er auf Seiten der Kollegen und riskiert dafür auch einen Konflikt mit seinen Vorgesetzten.

Als sich 1971 durch einen ehemaligen Kollegen von Wocker die Gelegenheit bietet, wechselt Willi Becker erneut seinen Arbeitsplatz und nimmt eine Stelle in der technischen Werkstatt einer Hochschule an. Die damit verbundene erhebliche Lohneinbuße nimmt er für die Sicherheit des Arbeitsplatzes und die konkreten Arbeitsbedingungen in Kauf. Die Arbeit macht ihm wegen der Überschaubarkeit der kleinen Werkstatt und vor allem wegen der ganzheitlichen Arbeitsvollzüge "Spaß". Aufgrund von Spezialaufträgen im Zusammenhang wissenschaftlicher Arbeiten muß er zum Teil komplizierte Werkstücke "von Anfang bis zu Ende" herstellen. "Da sieht me ja, was rauskommt ... was me bei uns macht, sieht me", erzählt Willi Becker. Auch in diesem Arbeitszusammenhang kommt Willi mit seinen Kollegen gut zurecht. Gefallen läßt er sich allerdings nichts, auch nicht von Vorgesetzten. Den Wissenschaftlern, für die er in der Hochschule arbeitet, begegnet er selbstbewußt, über ihre Eigenheiten setzt er sich augenzwinkernd hinweg. Mit den meisten ist eine partnerschaftliche Zusammenarbeit möglich, in die Willi seine fachlichen Kompetenzen und Erfahrungen einbringen kann.

Aufgrund neuerer Entwicklungen - die Hochschule wird ausgebaut, was auch eine Vergrößerung der technischen Werkstätten und eine zunehmende Anonymität unter den Kollegen nach sich zieht - sieht Willi Becker jedoch die Vorteile seines jetzigen Arbeitsplatzes schwinden. Sogar die Einführung von Stempelkarten war schon im Gespräch, und Willi fürchtet, daß die Arbeitsbedingungen "fast wie in ner kleinen Fabrik wieder" werden könnten. Die gegenüber der Industrie geringeren Verdienstmöglichkeiten in der Hochschule - Willi ist auch nach arbeitsrechtlichem Status "Arbeiter" geblieben - gewinnen vor diesem Hintergrund wieder an Gewicht. Auch das Arbeitsklima in

der Werkstatt ist nicht mehr wie früher. Es bilden sich "Klübchen" und Einzelinteressen heraus, die auch zu Streitigkeiten und Mißgunst führen. Willi hat keine Hoffnung mehr, daß sich der alte Zusammenhalt unter den Kollegen wiederherstellen ließe: "is nix mehr drinne". Willis 'Rechnung geht nicht auf'. Als einziger gewichtiger Vorteil seiner Stelle in der Hochschule bleibt schließlich der (relativ) sichere Arbeitsplatz. "Eins von beiden geht dann nur", stellt Willi Becker resigniert fest. Eine Perspektive einer erneuten beruflichen Veränderung ist für den Sechsfünfzigjährigen kaum noch realistisch.

Biographisches Portrait: Ernst Hellberg

Ernst Hellberg ist 1935 geboren. Aufgewachsen ist er auf einem kleinen Moorbauernhof, etwa 40 km von Langstadt entfernt. Seine Kindheit wird von ihm zwar als "nicht schlecht" bezeichnet, im ganzen jedoch als "schwer" beschrieben: In der Schule hat er Schwierigkeiten, weil zuhause nur platt gesprochen wird. Unterrichtsausfall wegen Fliegeralarm während des Krieges ist ihm daher nur recht. "Weil inner Landwirtschaft doch immer viel Arbeit is" und die Mutter mit auf dem Feld oder im Moor arbeitet, muß Ernst viel helfen: abwaschen, die Küche fegen, auf die kleine Schwester aufpassen, Torf graben. Spaß macht ihm das alles nicht, zum Spielen bleibt kaum Zeit. Aus heutiger Sicht findet er dennoch: "das ist ganz gut, wenn die Kinder n bißchen mithelfen müssen." Daß es ihm heute nicht schwerfällt, seiner Frau im Haushalt zu helfen, führt er auf seine Kindheit zurück.

Da es nach Abschluß der Volksschule "mit der Lehrstelle n bißchen schlecht" ist und die "Torfgeschichte", die Haupterwerbsquelle des elterlichen Hofes, ganz gut läuft, entscheidet der Vater: "och, bleib mal erst zuhause, da könn wir erst mal ordentlich Torf graben". Ganz zufrieden ist Ernst Hellberg nicht während der Zeit, die er auf dem elterlichen Hof arbeitet. Das Geld ist zuhause knapp, für seine Arbeit bekommt er kaum etwas. Der Vater ist "sparsam", ja "geizig". Um neben dem vorhandenen Fachwerkhäus noch ein "massives Haus" bauen zu können, "wird das Geld immer zusammengehalten".

Nach vier Jahren bemüht sich Ernst Hellberg um Arbeit in einer nahegelegenen Torfstreuafabrik, um selber Geld zu verdienen. Das schließlich unter schweren Arbeitsbedingungen verdiente eigene Geld - er muß bereits Schicht arbeiten - wird ihm jedoch zum größten Teil vom Vater wieder "aus der Tasche gezogen". Für die gegenüber seinen Bedürfnissen größeren Ansprüche des Sohnes hat der Vater kein Verständnis. Schließlich ist er "met een Paar Schoe utkommen" sein Leben. Auch neben der Fabrikarbeit muß Ernst in seiner Freizeit oder im Urlaub zuhause mit anpacken, entweder beim Heuen, Torfgra-

ben oder dann beim Bau des neuen Hauses. Die Mitarbeit am Hausbau sieht er heute als "Voraussetzung", daß es ihm später "leichter gefallen" sei, selber ein Haus zu bauen.

Da ihm die Arbeit im Torfwerk auf die Dauer nicht zusagt, "die Arbeitsmöglichkeiten auf dem Land schlecht" sind "und es damals auch gerade aufwärts mit der Wirtschaft ging", orientiert sich Ernst Hellberg gemeinsam mit seinem Bruder, der auch keinen Beruf gelernt hat, nach Langstadt. Bei verschiedenen Fremdfirmen - immer da, "wo man da am meisten verdienen konnte" - arbeitet er beim Bau des Stahlwerkes Stalcon mit. 1957 wechselt er über ins Stahlwerk und gehört somit zur 'ersten Generation' der Stalconarbeiter. Er arbeitet dort zum Zeitpunkt des Interviews seit vierundzwanzig Jahren im Schichtrhythmus auf dem gleichen Arbeitsplatz an einem Steuerstand eines Tiefofens im Warmwalzwerk.

Inzwischen hat Ernst Hellberg seine spätere Frau kennengelernt; die Beziehung leidet jedoch unter der Schicht- bzw. Sonntagsarbeit, die Ernst als das entscheidende Problem seines neuen Arbeitsplatzes beschreibt: "Das Haupt - im Leben spielt sich ja doch mehr zum Wochenende ab." Diese von Ernst als krisenhaft beschriebene Phase wird 1958 mit einer großen Hochzeit, so wie es auf dem Dorf üblich ist, beendet. "... wenn man jung is, is is das Schichtarbeitproblem, is ein großes, also da, wenn man jugendlich, wenn man verheiratet ist, dann geht das. Dann kann man eher, dann kann man sich drauf einstellen." - "Wir mußten allerdings heiraten damals ... die meisten mußten damals noch heiraten", erzählt Ernst.

Ohne irgendwelche Ersparnisse - er hat immer das meiste Geld zuhause abgegeben - bleibt Ernst Hellberg mit seiner Frau, die bald ihr erstes Kind bekommt, bei seinen Eltern wohnen. Die Unzufriedenheit seiner Frau in dieser Zeit, die gerne einen eigenen Haushalt führen möchte, kann er erst aus heutiger Sicht verstehen.

Nach vier Jahren des Zusammenlebens mit seinen Eltern bezieht Ernst Hellberg mit seiner Familie eine Mitwohnung in einer Schlachtereierie, in der Grete Hellberg auch mitarbeitet. Grete Hellberg ist endlich ihr "eigener Herr". Auch für Ernst bringt die neue Wohnung Vorteile. Der Weg zu seinem Arbeitsplatz ist nur noch halb so lang. 1964 wird die zweite Tochter geboren.

Mit seiner finanziellen Situation geht es seit der Eheschließung "bergauf". Schon während des gemeinsamen Wohnens mit den Eltern hat Ernst Hellberg dem Vater außer Kostgeld nichts mehr abzugeben. Gemeinsam mit seiner Frau, die immer mitverdient hat, wird gespart. Weil es von Anfang an ihr Ziel war, "einmal etwas Eigenes zu kriegen", werden Bausparverträge abgeschlossen. Bei sparsamster Lebensweise geht es Schritt für Schritt voran. 1966 ist es soweit: Ernst Hellberg kauft auf einer Zwangsversteigerung ein Haus mit großem Grundstück. Das Haus wird bezogen und im Laufe von sechs Jahren neben der Schichtarbeit in Eigenarbeit vollständig renoviert. Daneben

bestellen Ernst und seine Frau den 200m² großen Garten. Ernst resümiert: "... und so mußten wir immer, immer arbeiten, damit wir alles einigermaßen in Ordnung hatten." Der Schichtarbeit gewinnt er in diesem Zusammenhang durchaus positive Aspekte ab, weil er durch sie auch in der Woche freie Tage hat, an denen er Arbeiten an Haus und Grundstück durchführen kann.

Obwohl die Hellbergs eigentlich keine Kinder mehr haben wollen, werden 1968 und 1973 noch zwei Söhne geboren. Nach der Geburt des dritten Kindes erleidet Grete Hellberg einen physischen und psychischen Zusammenbruch, dem Ernst ziemlich hilflos gegenübersteht. Erst in einer Müttergenesungskur erholt sie sich wieder. Die mit dem vierten Kind verbundenen Belastungen und Schwierigkeiten erscheinen zunächst unüberwindbar, aber, so Ernst Hellberg, "da mußten wir sehen, daß wir mit fertig wurden". Wiederum sieht er in der Schichtarbeit einen Vorteil, der es ihm ermöglicht, tagsüber öfter zuhause zu sein und seiner Frau zu helfen.

Auf der anderen Seite "nervt" Ernst Hellberg die Schichtarbeit. In zunehmendem Maße leidet er unter Schlafstörungen. Ausführlich schildert er die Lärmbelästigungen am Tage, wenn er schlafen muß, und führt sie zum Teil auf bauliche Mängel des Hauses bzw. die ungünstige Lage des Schlafzimmers zurück. Mit den Schlafstörungen hat auch die Nervosität zugenommen, eine "nervöse Magengeschichte" hängt damit zusammen. Der Schichtrhythmus beeinträchtigt aber auch die Teilnahme am "kulturellen Geschehen". Da Ernst Hellberg nur alle vier Wochen sonntags frei hat, "spielt sich eben das ganze Leben ... dies Ausgehen und auch Geburtstage und so ... alles dann alle vier Wochen nur mal ab". Vereinsmitgliedschaften sind für ihn unmöglich, an dörflichen Festen kann er häufig nur teilnehmen, indem er Urlaub nimmt.

1975 entschließt Ernst Hellberg sich, mit dem Bau eines neuen Hauses zu beginnen. Damit erfüllt er sich den lang gehegten Wunsch, "nach Möglichkeit zu bauen". Denn "wenn man ein altes Haus gekauft hat, is es ja nich so, wie man sich das gerne vorgestellt hat, wie man gerne wohnen möchte". Durch den vorhandenen Bauplatz, weitere Bausparverträge, Angespartes, etwas Bargeld von den Eltern, Kindergeld sind die finanziellen Bedingungen geschaffen. Wenn er auch unsicher ist, "woraus es richtig gekommen ist", führt Ernst die durch die Schichtarbeit bedingten Schlafstörungen als einen wesentlichen Grund für den Entschluß zum Hausbau an. Durch eine günstige Platzierung des Schlafzimmers und schallisolierende Maßnahmen erhofft er sich, ruhiger schlafen zu können.

Die folgenden anderthalb Jahre stehen ganz im Zeichen des Hausbaus. Gemeinsam mit seiner Frau baut Ernst Hellberg neben seiner Schichtarbeit das gesamte Haus selber - zum Teil mit Nachbarschaftshilfe und nur mit wenig professioneller Unterstützung. Wenn es auch eine "schwierige" und "schlechte" Zeit ist, betont Ernst im-

mer wieder: "irgendwie hat es Spaß gemacht". Die Belastungen haben er und seine Frau zu ihrem eigenen Erstaunen gut überstanden. "Uns hat nichts gefehlt", Gretes Beschwerden, Ernsts Magenschmerzen - "alles weg". "... ob die Arbeit uns hochgerissen hat ... wir wissens selber auch nich."

Im November 1972 wird das neue Haus bezogen. Mit der Miete für das alte Haus werden die Belastungen für den Neubau abgetragen.

Endlich am Ziel ihrer Wünsche angelangt, wird die Freude erheblich geschmälert: Ernst Hellbergs Schwiegereltern sterben kurz hintereinander. Dann folgt "ein ganz schwerer Schlag". Das jüngste Kind erkrankt an einer ernstesten chronischen Stoffwechselstörung. "Wir konnten uns erst gar nicht mehr so richtig freuen", erzählt Ernst. Die Verarbeitung dieses Schicksalsschlages und die Einstellung auf die Krankheit - "wir mußten sehen, daß wir damit fertig wurden" - erfordern neue Anstrengungen von Ernst Hellberg und vor allem seiner Frau, die bis zum Zeitpunkt des Interviews fort dauern - wenn Ernst auch einräumt: "wir kommen einigermaßen damit zurecht".

Für die Zukunft erhofft sich Ernst Hellberg, daß sie die Krankheit ihres Sohnes "irgendwie noch besser in den Griff bekommen" und es ihnen gelingt, jetzt, wo sie es sich finanziell leisten können, trotz des kranken Kindes einmal in Urlaub zu fahren.

Ernst Hellberg beendet das Interview mit dem bilanzierenden Satz: "Ja, und so kann man sagen, ist das Leben - der größte Teil is Arbeit gewesen."

Biographisches Portrait: Jürgen Mahnke

Jürgen Mahnke ist 1939 in einem "kleinen Ort" in Niedersachsen geboren und aufgewachsen. Sein Vater ist 1942 gefallen. Aus finanziellen Gründen kann es sich die Mutter nicht leisten, ihn "zur Mittelschule zu schicken".

Da er keinen Realschulabschluß hat, kann Jürgen seinen ursprünglichen Berufswunsch, "Schriftsetzer" zu werden, nicht realisieren. Wo er sich auch bemüht, erfährt er, "also mit Volksschulabschluß, da is nix drin". Da er wegen der allgemeinen Lehrstellenknappheit in den 50er Jahren auch Schwierigkeiten hat, einen anderen Ausbildungsplatz zu finden, arbeitet er zunächst ein Jahr als Laufjunge in einem Feinkostladen. Mit Unterstützung des Bürgermeisters, der in der Nachbarschaft wohnt und über den Jürgen Mahnke versucht, doch noch ins "graphische Gewerbe reinzukommen", findet er schließlich eine Lehrstelle als Kfz-Schlosser. Daß sich die Ausbildungsbedingungen erheblich von den heutigen unterscheiden, betont Jürgen ausdrücklich: "un das war ja früher en anderes Kfz-Gewerbe, wie das heute is". Mit Arbeiten wie Wagenwaschen, Abschmieren, Ölwechsel, Halleschrubben

und Hoffegen verbringt Jürgen die "ersten Jahre" seiner Lehrzeit. Häufig muß er abends länger und auch am Wochenende arbeiten und kommt so auf eine Fünfzig- bis Sechzigstundenwoche. Die Lehrlingsentschädigung ist äußerst gering, "Backpfeifen" gibts obendrein. Jürgen Mahnke sagt sich jedoch: "Lehrjahre sind keine Herrenjahre" und steht die Zeit durch. In der Berufsschule entwickelt er Ehrgeiz, so daß er zum Abschluß nur "Zweien" und "Dreien" im Zeugnis hat. Da seine Lohnforderungen nicht akzeptiert werden, verläßt er seinen Lehrbetrieb, nachdem er noch eine kurze Zeit als Geselle dort gearbeitet hat.

Als "Fuhrparkleiter" beginnt Jürgen Mahnke in einer Weinküferei. Als er hier wiederholt mit berufsfremden Arbeiten wie Flaschenspülen beschäftigt wird, wehrt er sich - "ich bin hier doch nicht Kuli für jeden" - und kündigt. "Noch jung" und "noch nicht verheiratet" sagt Jürgen Mahnke sich: "das kannst du an jede Ecke noch mal wieder machen".

In Brückstadt, der nächsten Großstadt, fängt Jürgen Mahnke in einer großen Opelwerkstatt an. Der Meister schätzt seine Arbeit, mit den ihm anvertrauten Lehrlingen kommt er zurecht. Zum ersten Mal in seiner beruflichen Erfahrung erlebt Jürgen ein gutes Betriebsklima. "Ich hatte wirklich ein wunderbares Auskommen da", betont er. Die täglichen Fahrten von seinem Wohnort in die Stadt, die seinen Arbeitstag auf zwölf Stunden verlängern, und die damit verbundenen Fahrtkosten stören ihn jedoch. Da für Jürgen das "Finanzielle ... das A und O" ist und er zudem erfährt, daß in anderen Betrieben eine Fahrtkostenerstattung durchaus üblich ist, zieht er die "Konsequenzen" und kündigt, nachdem der "oberste Chef" abgelehnt hat, die Fahrtkosten zu übernehmen.

Jürgen Mahnke bewirbt sich darauf bei der Bundesbahn und wird zunächst in eine Rotte für Gleisbauarbeiten eingestellt. Aber "das ist ... auch nicht das Richtige". Jürgen besinnt sich auf seine Qualifikation und möchte wieder mit Motoren zu tun haben. Er wird nach Hemmstadt in die Omnibuswerkstatt versetzt. Von hier aus versucht er, in die Triebwagenabteilung zu kommen: "Denn ich wollt ja gerne an Triebwagen ran und auch da die Motoren kennenlernen." Sein Plan, sich bei der Bundesbahn "von klein auf ... von der Maschine aus" bis zum Triebwagenführer zu qualifizieren, gelingt nicht. Zudem fühlt er sich in Hemmstadt, wo er inzwischen ein Zimmer hat, nicht wohl. Er hat kaum soziale Kontakte in der fremden Stadt, und auch die Hemmstädter Kollegen in der Werkstatt sind ihm zu "stur". Jürgen Mahnke sagt sich: "das hat kein Zweck mehr" und kündigt. Als sein Chef und seine Mutter ihn umstimmen wollen, besteht er auf der Kündigung: "wenn ich einmal gesacht hab, ich will da nicht mehr arbeiten, ... dann hab ich auch keine Lust mehr zu".

Zu diesem Zeitpunkt stellt sich heraus, daß Jürgen heiraten muß, weil seine Freundin ein Kind erwartet. Jürgen befindet sich in einer

verzweifelten Situation. Er muß unbedingt Geld verdienen, um seine Familie ernähren zu können. Über den Mann seiner Cousine, die in Langstadt wohnt, bekommt er eine Stelle im Stahlwerk Stalcon. Wiederum wird er nicht in seinem erlernten Beruf beschäftigt, aber das ist ihm "in dem Moment ganz egal". Im Vordergrund steht der Gedanke: "du mußt an Geld rankommen".

Nach einigen Monaten findet Jürgen Mahnke in Langstadt eine Wohnung, die er vollständig renoviert. Seine Frau kann nachkommen, bald darauf wird die Tochter geboren. Als später noch ein Sohn dazu kommt, zieht die Familie in eine größere, von Stalcon vermittelte Wohnung der 'Neuen Heimat' in der Weststadt. Wiederum steckt Jürgen viel Arbeit in die Renovierung. In dieser Wohnung lebt die Familie bis heute. Sie ist inzwischen allerdings eine "teure Heimat" geworden, wie Jürgen Mahnke ironisch feststellt.

Auf die "Knochenmühle" Stalcon muß Jürgen sich erst einstellen. Anfangs erlebt er häufig Betriebsunfälle mit. "Da hatten se bald jeden zweiten Tach en Toten", erzählt Jürgen. An seinem Arbeitsplatz arbeitet er sich gut ein, ist aber "immer noch nich hundertprozentig" zufrieden. Er ergreift die Initiative und wechselt in eine Maschinenabteilung. Inzwischen, nach fast zwanzig Jahren Betriebszugehörigkeit, hat Jürgen Mahnke, wie er sagt, eine "Vertrauensstellung" als Vorarbeiter. Finanziell ist das "die letzte Möglichkeit, das Höchste noch auszuschöpfen".

Die Schichtarbeit bei Stalcon ist ein Faktor, der das Leben von Jürgen Mahnke und seiner Familie stark bestimmt. Sie ist "nervenaufreibend". Sein "Körper muß sich immer wieder umstellen", "das ganze Familienleben muß sich ... immer wieder umstellen", erzählt Jürgen. Wenn er - im Vergleich zu seinen früheren Arbeitsstellen - mit dem Lohn bei Stalcon auch ganz zufrieden ist, stellt er doch fest, daß die Belastungen durch die Schichtarbeit mit dem Lohn gar nicht abgegolten werden können: "Normalerweise wird man für diese Schichtarbeit überhaupt gar nicht genug bezahlt, denn eine Nachtschicht, die kann einem normalerweise keiner bezahlen."

Biographisches Portrait: Gisela Kersting

Gisela Kersting ist 1937 als erstes Kind von drei Geschwistern geboren. Ihre Mutter ist Kindergärtnerin, ihr Vater gelernter Feinmechaniker. Während des zweiten Weltkrieges ist der Vater Berufssoldat und kommt 1945 nach zweijähriger russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Nach der Behandlung einer Kriegsverletzung arbeitet er in einer Firma am Wohnort, in der er später auch eine Betriebsratsfunktion übernimmt.

Ihre Kindheit verbringt Gisela Kersting in einer schwäbischen Kleinstadt am Neckar. Die materiellen Bedingungen der Familie sind

zunächst bescheiden. Nach vorübergehend engen Wohnverhältnissen lebt die Familie dann in einem Einfamilienhaus, eine wesentliche Bedingung, daß die Kinder "frei aufwachsen" können.

Während ihre Mutter eher eine untergeordnete Bedeutung hat, fühlt Gisela sich ihrem Vater - ohnehin "der dominierende Teil in der Familie" - als Kind besonders verbunden. Er war "der Idealmensch für mich", erzählt sie. "Der konnte alles, der wußte alles, der hat alles gemacht..." Bis heute hat sie eine enge Beziehung zu ihm, wenn sie auch die schmerzliche Erfahrung machen mußte: "mein Vater is auch ein Mensch, der hat Fehler".

Mit ihren Geschwistern versteht sich Gisela Kersting gut. "Streit unter Geschwistern hatten wir auch, aber irgendwie, wir ... ham alle drei immer gut zusammengehalten." Ein besonderes Verhältnis hat sie zu ihrem fünf Jahre jüngeren Bruder. "Den haschte immer mitgezogen, ... der war immer dabei, wenn du was gemacht hascht." Im Grunde ist es auch später so geblieben, als Gisela das Elternhaus bereits verlassen hat. "Ständig muschtest du alles für ihn machen." "Ich hab ihn ja immer noch am Hals", erzählt sie. Ihre um ein Jahr jüngere Schwester begeht als junges Mädchen Selbstmord, für den Gisela ihren Vater verantwortlich macht: "Der hat immer so Unterschiede gemacht ... meine Schwester kam immer ein bißchen zu kurz." "Er isch daran schuld ... Er hat sie einfach hängen lassen", urteilt Gisela heute.

Wanderungen, Wochenenden auf der Parzelle, das Sammeln von Wildfrüchten aller Art, abendliches Vorlesen und Erzählen werden von Gisela Kersting als wichtige Kindheitserinnerungen geschildert. Ihre späteren Vorstellungen von Familienleben, etwa die Gestaltung von Festen, sind - wie Gisela häufig betont - stark durch ihr Elternhaus geprägt.

Als ein wesentliches Defizit ihrer Erziehung benennt Gisela die mangelnde sexuelle Aufklärung durch die Eltern. "Ich hab mich so durchlaviert mit meinem ganzen Körperlichen, Sexuellen", beklagt sie.

1943 kommt Gisela Kersting in die Schule. Obwohl sie die Aufnahmeprüfung besteht, kann sie nicht ihrem Wunsch entsprechend das Gymnasium besuchen, weil ihr Vater das monatliche Schulgeld von 40 Mark bei seinem geringen Einkommen nicht aufbringen kann. Gisela bleibt auf der Volksschule und wird 1951 entlassen.

Der Einstieg in die Berufsausbildung gestaltet sich schwierig. Giselas eigentlicher Berufswunsch "Säuglingsschwester" läßt sich nicht realisieren, weil sie noch zu jung ist. Nach der Devise, "wenn du fertigt bist mit der Schule, muscht du raus aus dem Haus, du muscht was lernen", muß eine andere Lösung gefunden werden. Drei Monate lang lernt Gisela Schreibmaschine und Stenographie. Dann entscheidet ihr Vater: "so, und denn fängst du bei unserm Betrieb im Büro an". Sie beginnt eine zweijährige Lehre als Bürogehilfin, ohne dazu "für fünf Pfennig Lust" zu haben. Mit dem Hinweis, sie sei

"wohl eher für manuelle Arbeit geeignet", wird ihr bereits nach acht Wochen nahegelegt, die Lehre abzubrechen. Bei der allgemeinen Lehrstellenknappheit kann das Arbeitsamt ihr lediglich eine Stelle als Kindermädchen in einem nahegelegenen Sanatorium vermitteln, dort wechselt sie nach drei Monaten über in die Küche und arbeitet da anderthalb Jahre. In dieser Zeit kristallisiert sich der Wunsch heraus: "ich wollte gerne kochen lernen". Auch in diesem Bereich ist zunächst keine Lehrstelle zu finden. Mit sechzehn Jahren geht Gisela für ein halbes Jahr als Kochlehrtöchter in den Schwarzwald. Über die Hotel- und Gaststättenzeitung findet sie schließlich eine Lehrstelle in einem Hotel am Bodensee. 1956 schließt sie ihre Lehre ab.

Ihre Lehre beschreibt Gisela Kersting als hart: "... wär lieber heute als morgen, wär ich da weggegangen. Man war streng, ham dich ausgenutzt bis ins letzte, Schläge hast du gekriegt wegen jedem Mist." Ihre Lehrzeit, aber auch die ersten Berufsjahre sind von Unterdrückungserfahrungen geprägt, die auf rigide hierarchische Strukturen in den Hotel- und Gaststättenküchen schließen lassen. In vielen Geschichten erzählt Gisela von Demütigungen und Diskriminierungen, die vor allem die jungen Frauen erleiden mußten.

Nach Abschluß ihrer Lehre steigt Gisela Kersting in die für ihren Beruf charakteristische Saisonarbeit ein. Nach Sommer- und Winter-saison unterschieden, arbeitet sie in den nächsten Jahren in verschiedenen Hotels und Gaststätten, überwiegend im Bodenseeraum. Während dieser Zeit lernt sie 1957 ihren späteren Mann Peter Kersting, der auch Koch ist, am Arbeitsplatz kennen.

1960 heiraten Gisela und Peter Kersting und nehmen beide in unterschiedlichen Häusern in einer schwäbischen Kleinstadt eine Stelle an. Von Giselas Arbeitgeber bekommen sie zwei Zimmer als Wohnung gestellt, die sie erst einmal einrichten müssen. Insbesondere für Gisela ist diese Zeit sehr anstrengend. Mittags muß sie in einem Gasthaus in der Stadt kochen und abends in einem Restaurant derselben Besitzer etwas außerhalb, wo sie auch wohnt. "Mein Mann hat von mir nicht viel gehabt", erzählt Gisela, "und der wollte so gern ein Kind haben." Gisela hat es zunächst nicht so eilig, wird dann aber, nachdem ihr Mann sie "so lange bekniert" hat, im Jahr darauf schwanger. Da sie wegen Schwangerschaftsbeschwerden, vor allem in den ersten Monaten, und einem zusätzlichen Nierenleiden krankgeschrieben wird, kündigt ihr der Arbeitgeber mit der Unterstellung, sie sei nicht "arbeitswillig". Mit Hilfe der NGG - bereits zu Beginn ihrer Lehre hatte der Vater dafür gesorgt, daß sie in die Gewerkschaft eintritt - wird ein Arbeitsgerichtsprozeß zu ihren Gunsten entschieden.

Von Giselas Kerstings Chef erhalten sie und ihr Mann das Angebot, das Gasthaus, in dem Gisela mittags kocht, als Pächter zu übernehmen. Noch während der Schwangerschaft beziehen sie dort zwei Zimmer. Da die Übernahme eine hohe Verschuldung mit sich gebracht hätte, ist Peter Kersting schließlich doch nicht bereit dazu. Das Gasthaus erhält neue Pächter, bei denen Peter zu arbeiten anfängt.

Im April 1962 bringt Gisela Kersting ihre Tochter Susanne zur Welt. Das Kind wird mit einem "Klumpfuß" geboren, der zunächst falsch behandelt wird und später operiert werden muß. Weil sie ihre Tochter "voll stillt" hört Gisela auf zu arbeiten, kocht allerdings aus-hilfsweise an den Wochenenden auf ihrer ehemaligen Arbeitsstelle außerhalb der Stadt.

Das Verhältnis zu den Pächtern des Gasthofes, in dem Peter Kersting arbeitet, wird unerfreulich. Die Kerstings müssen die beiden Zimmer räumen und ziehen in eine Kellerwohnung. Um diese Wohnung überhaupt zu bekommen, sind sie gezwungen, sich zu verschulden, um den unangemessenen Miet- und Mietvorauszahlungsforderungen nachkommen zu können. Kurz darauf verliert Peter seinen Arbeitsplatz. In dieser vor allem für Peter schwierigen Situation - "Familie am Hals, dreitausend Mark Schulden und keine Arbeit" - fährt Gisela mit ihrer Familie nach Langstadt, um bei den Schwiegereltern die Taufe ihrer Tochter zu feiern. Über die Vermittlung eines Onkels erhält Peter hier in einem großen Stahlwerk einen neuen Arbeitsplatz.

Gisela löst mit Hilfe ihres Vaters die Wohnung in Süddeutschland auf und zieht für ein halbes Jahr mit ihrer Tochter zu ihren Eltern. Während dieser Zeit bemüht sie sich um Heimarbeit. "... wurde mir mit der Zeit langweilig nech, sitscht nur zuhause rum, Kind, das brauchst auch nich ständig um dich, das schläft ja mal ..."

Im Frühjahr 1963 bezieht Gisela mit ihrer Familie eine Zwei-Zimmer-Wohnung in Langstadt, die die Schwiegermutter für sie gefunden hat. Mit dem Umzug beginnt für Gisela eine entscheidende Umstellung: "So richtig bewußt kam mir das erscht, wie ich in Stegstraße gewohnt habe, daß ich nich mehr gearbeitet hab ... mein ganzes Selbstbewußtsein, das hat sich immer weiter abgebaut, ich wurde immer unzufriedener ... also mir hat überhaupt nix mehr richtig gepaßt." Obwohl sie vehement vertritt, "ich arbeite nicht, solange meine Kinder klein sind", haben ihr doch "die Arbeit und der ganze Trubel ... gefehlt".

Abneigung gegen bestimmte Hausarbeiten, wenig Geld, die Einstellung auf den Schichtrhythmus ihres Mannes führen zu Streitigkeiten. "Da kam erscht die Ehe so richtig zum Tragen, wie wir hier raufzogen", meint Gisela. Die Schwiegermutter, die versucht, in die Ehe hineinzuregieren, ist eine weitere Belastung. Es kommt später zu einem längeren Zerwürfnis mit ihr.

Im September 1965 wird das zweite Kind geboren. Weil die Wohnung zu eng wird und zudem eine Mieterhöhung bevorsteht, bemüht sich Peter Kersting über seine Firma um eine andere Wohnung. Im Frühjahr 1966 zieht die Familie in eine Drei-Zimmer-Wohnung in die Weststadt.

Die finanziellen Verhältnisse sind nach wie vor knapp. "... das war ein Hängen und Würgen mit dem Geld", erzählt Gisela. Durch den Einkauf preisgünstiger Lebensmittel und das Anfertigen von Kinder-

kleidung versucht sie Geld zu sparen. Ihre heutige Vorliebe für Handarbeiten führt sie zurück auf die Zeit, in der sie gezwungen war, für ihre Kinder zu nähen, zu stricken und zu häkeln.

Das Einstellen mit den Kindern auf den Schichtrhythmus ist für Gisela Kersting ein besonderes Problem. Vor allem in der alten schlecht isolierten Wohnung ist es schwierig, die Kinder ruhig zu halten, wenn ihr Mann tagsüber schlafen muß. Besonders schlimm ist es im Winter. "Da hab ich denn mit den zwei Kindern da in der Küche gehaust ... da bin ich manchmal echt durchgedreht." "Ja, und dann bin ich aus Verzweiflung dann in der Kälte mit den Kindern spazieren gegangen", erzählt Gisela. Etwas Entlastung bringt die neue Wohnung. Im Sommer ist es sowieso einfacher. Wie sie es aus ihrer Kindheit kennt, unternimmt sie viel mit den Kindern. Sie geht mit ihnen auf den Spielplatz, ins Schwimmbad, macht Ausflüge mit Picknick, geht Beeren sammeln usw.

"Für mich war es ein ziemlich langer Tag", resümiert Gisela Kersting, aber "irgendwie mußte das gehen." Obwohl sie von morgens bis abends durch die Kinder und die Hausarbeit eingespannt ist, fühlt sie sich nicht ausgelastet und wird in zunehmendem Maße unzufrieden. "... das war eine unbefriedigte Arbeit für mich, also die hat mir nichts gebracht." Zudem leidet sie unter ihrer Isolation. Über die Begegnung mit anderen Müttern an der Sandkiste hinaus gibt es kaum soziale Kontakte. Auch die Möglichkeiten, gemeinsam mit ihrem Mann etwas zu unternehmen, sind begrenzt. Sie fühlt sich "praktisch immer gebunden". Auf der einen Seite ist da die Schichtarbeit: "Du konntescht ja gar nicht jetzt groß was unternehmen ... die Schichtarbeit hat dich sowieso ... nur auf ne bestimmte Zeit konzentriert, ... daß du dann nur ... also alle vier Wochen das Wochenende mal frei hattescht." Auf der anderen Seite gibt es die Kinder, die nicht alleingelassen werden können. "Wir haben das nich geschafft, daß wir praktisch jetzt die Kinder alleinlassen konnten... Also ich hab da immer Angst gehabt, es könnte was passieren..."

Gisela Kersting versucht, ihren Kindern mehr Freiheit zu lassen, "wie wohl die anderen Kinder bekommen haben". Über ihre Erziehungsvorstellungen kommt es zu Auseinandersetzungen in der Nachbarschaft. Die Erziehung ihrer Kinder war ein "Aneckpunkt", erzählt Gisela. Für Probleme oder Verfehlungen der Spielkameraden werden häufig Gisela und ihre Kinder verantwortlich gemacht. "Wir waren immer die Buhmänner."

Mit ihren alltäglichen Problemen als Hausfrau und Mutter fühlt Gisela Kersting sich alleingelassen. Auch ihr Mann nimmt sie nicht ernst, wenn sie auch in zunehmendem Maße versucht, mit ihm über ihre Situation zu sprechen. Als es mit Susanne im Schulalter Schwierigkeiten gibt, sucht Gisela eine Erziehungsberatungsstelle auf und erhält wichtige Hinweise, die ihr helfen, die Probleme des Kindes mit ihren eigenen in Verbindung zu bringen.

Im Herbst 1972 besucht Gisela Kersting in der zu ihrem Stadtteil gehörenden Kirchengemeinde ein Vormittagsseminar. "... da fing das an, daß ich über mich selber son bißchen nachgedacht hab." Wenn sie den Kursus auch nicht bis zum Ende besucht, hat sie doch die wichtige Erfahrung gemacht, "daß da jetzt auch andere Frauen sind, die genauso wenig Selbstbewußtsein hatten wie ich". In den folgenden Jahren besucht sie, zum Teil mit einer Freundin, verschiedene Kurse der Volkshochschule über Malerei. "Für Malerei hab ich mich deshalb interessiert, weil ich das aus meinem Elternhaus son bißchen mitgekriegt hab", erklärt sie. Für Gisela ist es nicht immer leicht, die Kurse "durchzustehen", weil die einzelnen Teilnehmer sehr unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen. "Oh - da waren welche dabei, du, da warn wir so kleine Lichter", erzählt sie. Aber daß sie sich nicht hat "kleinkriegen" lassen, erfüllt sie mit Stolz und gibt ihr neues Selbstbewußtsein.

Während ihres Hausfrauendaseins spielt Gisela Kersting häufiger mit dem Gedanken, wieder berufstätig zu werden; gleichzeitig fürchtet sie sich jedoch davor. Vorübergehend nimmt sie eine Putzstelle an, um mal rauszukommen und um etwas zum Haushaltsgeld beizutragen. "Aber jetzt so voll in Beruf, hab ich immer wieder zurückgeschreckt", erzählt Gisela. "Ich hatte Angst, weil das ja nun so ne enorm lange Zeit war, die ich raus war." Da sie nicht das "Selbstbewußtsein" hat zu sagen, "ich mach das", schraubt sie die eigenen Ansprüche an sich immer weiter herunter: "Ich hab mir Zugeständnisse gemacht, daß ich gesacht habe, also ich geh nich als Köchin, ich suche jetzt Beiköchin oder Kaltmamsell, wo du erscht wieder aufsteigen kannscht." Schließlich stuft sie sich lediglich als Küchenhilfe ein.

Aus gesundheitlichen Gründen - ihr Nierenleiden wird wieder akut - kann Gisela Berufspläne ohnehin nicht ernsthaft verfolgen. "... durch mein ganzes Leben" hab ich mich "geschmuggelt mit meinen Nieren", erzählt sie. Im Januar 1977 schließlich wird sie operiert und fühlt sich anschließend "blendend". "Richtiger Mensch wurd ich erscht ... praktisch nach der Operation."

"So wieder voll in (ihr) Berufsleben eingestiegen" ist Gisela Kersting im August 1977. Das geschieht allerdings eher zufällig. Peter Kersting trifft einen Bekannten, der jetzt Küchenchef in der Kantine bei Stalcon ist und Mitarbeiter sucht. Peter empfiehlt seiner Frau, sich zu bewerben. Er hat "die Initiative praktisch ergriffen", erzählt Gisela. "Er wußte das, der Wunsch war bei mir vorhanden, aber ich habs einfach nich gewagt." Gisela stellt sich vor - "ich hab doch nie gerechnet, daß der mich nimmt" - und erhält sofort einen Arbeitsvertrag als Köchin in dieser Kantine. Trotz ihrer Bedenken arbeitet sie sich schnell wieder ein. "Erschter Tag ischa immer schlim, ... zweiten Tag gings schon besser, dritten war ich schon voll drin." Erstaunt ist Gisela Kersting über das Verhältnis zu den Vorgesetzten: "War ich doch nich gewöhnt, dasch - also jetzt im Vergleich zu frü-

her isch das ein ganz anderes Verhältnis da mit den Chefs. Früher hascht du immer Druck gehabt, du hascht immer Angst gehabt..., der Chef hat dir auch Anweisungen gegeben." Jetzt kann sie selbständig arbeiten und sich die Arbeit einteilen. "Meine Arbeitsweise, die ich mit früher angeeignet hatte, muß ich ... vollständig umstellen."

Innerfamiliär bringt Gisela Kerstings Wiedereintritt in den Beruf zunächst Probleme. "So das erste Vierteljahr war echt problematisch mit den Kindern", erinnert sie sich. Susanne, inzwischen in der neunten Klasse der Realschule, beginnt in der Schule zu schluren. Heiner, der in die sechste Klasse einer Gesamtschule geht, kommt unregelmäßig nach Hause. "Ja, das warn alles Protests dagegen, daß ich arbeiten ging", erklärt Gisela. "Wenn ich früher schon angefangen hätte, wärs ja noch viel schlimmer gewesen." Mit der Zeit, sagt Gisela, "dann ham wers so langsam in Griff bekommen".

Da Gisela Kersting zunehmend fröhlicher und ausgeglichener wird, nehmen die einzelnen Familienmitglieder jetzt auch die positiven Seiten ihrer Berufstätigkeit wahr, "also daß ich mich verändert hab". Auch zum "Ausgehen" - ein immer wiederkehrender Streitpunkt mit ihrem Mann, der dazu nicht so viel Lust hat - bietet sich seit ihrer Berufstätigkeit häufiger Gelegenheit. Das kommt "mir selber auch zuge", erzählt Gisela, "wenn ich da mal nich mit meinem Mann und meiner Familie am Hals ... wirklich mal so richtig losgelöst von allem mal ausgehen kann".

Gisela Kersting ist heute sehr "kontaktfreudig". Auch hier stellt sie einen Zusammenhang mit ihrer Berufstätigkeit her: "Also in der Zeit, wie ich nur Hausfrau und Mutter war, gabs das auch nich, daß ich jetzt so kontaktfreudig war, wie ich das heute bin." In einer Bauplatzinitiative, der sich Gisela gemeinsam mit ihrem Mann angeschlossen hat, kommt sie viel mit jungen Leuten zusammen. Von ihnen erhält Gisela Bestätigung, daß sie ihre Kinder "richtig und gut" erzogen hat und ihnen "viel Freiheit" läßt. Ihre Kinder sehen das allerdings nicht so, sagt Gisela. Aber auch ein Freund ihres Sohnes, der aus einem "streng geführten" Elternhaus kommt, "find uns als Eltern ja ganz toll".

Für Bekannte, Mitbewohner aus dem Haus oder andere mit persönlichen Problemen sind Gisela und Peter Kersting eine wichtige Anlaufstelle. Auf der anderen Seite gibt es für die Kerstings relativ wenig Möglichkeiten, auch einmal über ihre Probleme zu sprechen. Zum einen verfolgen sie den "Grundsatz", "unsere Probleme gehen keinen was an", zum anderen, sagt Gisela, "komm wir an solche Typen ran, die nie zuhören können... Die sind so dominierend mit ihren Sachen, daß du dir sagst, es hat gar keinen Zweck." Über bestimmte Zusammenhänge ihres Lebens hat Gisela Kersting, wie sie sagt, in dem vorliegenden lebensgeschichtlichen Interview zum ersten Mal mit Außenstehenden gesprochen.